

Serie 1 – Band 3 (Online-Ausgabe)

88 Kurzgeschichten

Opus 8–11

Paul Eduard

[lit-print]

© Paul Eduard 2009

Online-Ausgabe auf www.lit-print.ch (Juni 2015)

Hinweis: Es handelt sich um den Urtext, der vom Autor noch nicht überarbeitet und von einer Drittperson lektoriert worden ist.

SERIE I

BAND 3

KURZGESCHICHTEN

(88 Kurzgeschichten)

OPUS 8 - 11

PAUL EDUARD

[as-print]

Copyright by Paul Eduard 2009

Inhaltsverzeichnis

	Seite
OPUS 8 UNTER DEM GRÜNEN DACH DES FRÜHLINGS UND ANDERE GESCHICHTEN	3
OPUS 9 DER ZAUBERWALD UND ANDERE GESCHICHTEN	46
OPUS 10 DIE LERCHE IM PARK UND ANDERE GESCHICHTEN	91
OPUS 11 DIE STOCKPFLICHT UND ANDERE GESCHICHTEN	132
Total Seiten	168

OPUS 8

**UNTER DEM GRÜNEN DACH DES FRÜHLINGS
UND
ANDERE KURZGESCHICHTEN**

(Geschichten 8)

PAUL EDUARD

[as-print]

Copyright by Paul Eduard 2007

Meinem lieben Bruder gewidmet, der im Ruhestand Zeit hat zum Lesen

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
VORWORT	4 / 5
1 UNTER DEM GRÜNEN DACH DES FRÜHLINGS	5 / 6
2 DIE SCHUHE IM ZUG	6 / 7
3 DIE FÜNF REALITÄTEN	8 / 9
4 DIE ERSCHIESSUNG	11 / 12
5 SELVI – VOM GLÜCK INS UNGLÜCK	13 / 14
6 DER KAMINFEGER - Handwerker mit Stil	15 / 16
7 SONNENUNTERGÄNGE	16 / 17
8 TRANSAKTIONELLE INTELLIGENZ REVISITED (IM ZUG)	17 / 18
9 EINLADUNG AN KO-AUTOREN	18 / 19
10 FRIEDHOF IM WINTER	20 / 21
11 ZWEI FREUNDINNEN IM ZUG – DAS KREUZWORTRÄTSEL	21 / 22
12 BIBLIOTHEK ZUR MIETE	22 / 23
13 WORKING WRITERS	24 / 25
14 DIE TÜR FÄLLT ZU	25 / 26
15 HASEN IN DER VILLA	27 / 28
16 DIE STERBEKLINIK	29 / 30
17 DER BLUESSÄNGER MIT DER BASSGEIGE	32 / 33
18 DIE ANGEHENDE SÄNGERIN	34 / 35
19 DER MALER IM PARK	36 / 37
20 MEIN ARZT UND SEINE GUTEN RATSCHLÄGE	38 / 39
21 DIE BRAUEREIROSSE UND DIE PROMILLEGRENZE	40 / 41
22 MORGENSTRAICH REVISITED	42 / 43
Bestellhinweis	43 / 44

VORWORT

Diese achte Geschichtensammlung enthält wieder kürzere und längere Erzählungen und Betrachtungen – erneut mit kleineren und grösseren Bildern eines Malers vergleichbar.

Sie ist meinem Bruder, einem grossartigen und lieben Menschen, gewidmet, dem ich viel verdanke.

Bern, im Herbst 2007

Paul Eduard

1 UNTER DEM GRÜNEN DACH DES FRÜHLINGS

Im Frühling mache ich Nichts lieber, als in den Buchenwäldern meiner Heimat zu lustwandeln. Das Grün der Bäume ist derart frisch, unverbraucht und satt, dass ich mich nicht mehr von diesem Anblick losreissen kann.

In der Primarschule habe ich einmal gelernt – lange ist es her – dass das Grün der Buchenblätter in einem Prozess entstehe, der mit dem in einer chemischen Fabrik vergleichbar ist. Aus dem Boden würden das Wasser und die lebensnotwendigen Nährstoffe entnommen. Aus Luft kommt der Sauerstoff. Die Sonne erlaubt mit ihren Strahlen die Fotosynthese zum Chlorophyll. Und – o Wunder – das zu Beginn hellgrüne, ins Gelbliche gehende Buchenblatt ist fertig, das sich gegen den Sommer zu einem tiefgrünen Blatt entwickelt und sich im Herbst zu einem Bestandteil des gelbroten Farbenmeeres wandelt, ehe die rauen Winde des späten Jahres das Ende des Blattes am Baum bedeuten, das leise zu Boden segelt und dann als Laub und Düngung nochmals gebraucht wird.

Doch das ist noch nicht alles.

Meine Begeisterung für den grünen Buchenwald geht so weit, dass ich bei meinen Wanderungen alle Paar Schritte wieder anhalte, stehe ich gerade unter einem besonders schönen Ast mit vielen Verzweigungen und Blättern, nach oben blicke und mich wahrhaft unter dem grünen Dach des Frühlings fühle.

Diese Prozedur kann sich bei einem Waldspaziergang von einer Stunde etwa zwanzig Mal wiederholen. Für Aussenstehende ist dieses ständige Anhalten und nach oben Blicken wohl ein höchst mysteriöser, wenn nicht verdächtiger Vorgang.

Was bezweckt der Herr mit diesem Ritual?

Ich weiss es selbst nicht. Es hat sich in den letzten Jahren einfach so entwickelt, und ist nun zu einem festen Bestandteil meiner Rundwanderungen in den heimischen Buchenwäldern geworden, die mir diese Schirmherrschaft dichter, sattgrüner Äste bieten, die grossen Fächern ähnlich sind.

Eines Tages werde ich mich vielleicht auf den Couch eines Psychiaters oder Psychologen begeben, um meine Sucht zu ergründen, mich unter das grüne Dach besonders schöner Buchenbäume, seien es ganz junge oder auch schon grosse, zu begeben und dort einen Augenblick zu verweilen.

Was diese Spezialisten herausfinden werden, weiss ich nicht. Immerhin darf ich hoffen, dass diese Sucht oder Krankheit nach mir benannt wird. Wie wäre es auf Englisch mit *addiction annasohniensis* – auf dass ich in die Geschichte eingehe und einen Hauch von Unsterblichkeit erhalte?

Das würde die schönen, sattgrünen Buchen meiner Heimat und mich freuen. Der Verkehrs- und Verschönerungsverein, den wir in unserem Dorf haben, könnte als besondere Attraktion *Wanderungen unter dem Buchendach des Frühlings* anbieten. Das würde mich selbst dann noch freuen, wenn ich dereinst im Dorffriedhof unter der Erde ruhen werde, und die Buchenwanderer achtlos an mir vorbei spazieren würden.

2 DIE SCHUHE IM ZUG

Vor kurzem ist mir im Zug etwas passiert, das ich unbedingt weitererzählen muss, selbst unter der Gefahr, als Lügner zu gelten oder ausgelacht zu werden. Dabei ist alles wahr, was ich nun zum Besten geben werde.

In Olten, dem Schweizer Verkehrsknotenpunkt, stieg ich in den Lokalzug nach Basilea. Sie wissen ja, was ich meine: Ein Zug, der an allen Stationen hält und zehn Mal länger hat als ein ordentlicher Schnellzug.

Im Erstkassabteil war alles leer. Das ist immer so. In Lokalzügen fährt kein Mensch Erstkass. Warum auch – das ist ja nur sündhaft teuer, und auch nicht schneller. Dieses Argument ist natürlich von grösster Wichtigkeit. Es zeigt uns, wie Albert Einstein auf die Relativitätstheorie gekommen ist. Er ist sicher einmal von Aarau nach Limmatstadt gefahren und hat festgestellt, dass die erste und zweite, und damals noch dritte Klasse, alle gleich schnell waren. Derart ist ihm wohl die Idee gekommen, dass es nicht am Preis bzw. ihrem Wert liegen kann, dass vergleichbare Objekte sich für unsere Wahrnehmung ungleich schnell fortbewegen, obschon ihre Geschwindigkeit die gleiche ist. Das Geheimnis liegt in ihrer ungleichen Distanz von unserem Standort aus. Das nennt man Relativitätstheorie.

Doch kommen wir nach diesem zugegebenermassen völlig unwissenschaftlichen – und wohl auch grundfalschen – Exkurs zu meiner ersten Klasse zurück.

Ich setzte mich also auf die weich gepolsterte Bank und schaute zum Fenster hinaus. Dort war nichts Besonderes zu sehen. Es herrschte auf den anderen Bahnsteigen die übliche Geschäftigkeit. Menschen kamen und gingen. Züge kamen und gingen.

Da fiel mein Blick zufällig auf den Boden des mir gegenüberliegenden Abteils, das, wie schon gesagt, leer war wie die übrige erste Klasse. Aber der Boden war nicht leer.

Es befand sich dort ein neues Paar Schuhe, schwarz, mit dicker Sohle, von guter Machart, mit fein glänzendem Leder als Obermaterial. Die beiden Schuhe standen dort, ganz einsam, ohne Besitzer, als würden sie darauf warten, von ihrem rechtmässigen Besitzer bald wieder angezogen zu werden.

Ich verstand das nicht. Ich schaute wieder zum Fenster hinaus. Das übliche Treiben. Ich schaute wieder zu den Schuhen. Sie waren noch immer da.

Da kam mir die Erleuchtung: Ein Erstkasspassagier, der im gleichen Zug wie ich reist, muss wohl die Schuhe zu seiner Bequemlichkeit ausgezogen haben. Er befindet sich wohl jetzt gerade auf der Toilette, da ihn ein dringendes Bedürfnis erfasst hat. Er wird auch sicher bald zurückkommen.

Mit diesem beruhigenden Befund lehnte ich mich in meinem Polster zurück. Ich begann, meine Zeitung zu Ende zu lesen.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Bald waren wir im Tunnel. Niemand kam von der Toilette zurück. Die Schuhe – ich vergewisserte mich alle paar Minuten, standen

immer noch unbeweglich am Zugsboden. Nur die Erschütterung der Geleise liess sie leicht beben.

Ja, gestand ich mir ein, meine Theorie von der Toilette hatte versagt. Es brauchte nun eine andere Erklärung.

Ich fand sie bald. Die besagten Schuhe gehörten einer Person, die im Zug eingeschlafen war. Ohne Schuhe ist es so bequem – und schon schläft man.

Da kommt die Ansage, man sei in Olten eingetroffen. Unser Passagier schläft noch. Dann kommt die Ansage, man werde demnächst wieder von Olten wegfahren. Unser besagter Passagier fährt hoch, packt seine Sachen und rennt aus dem Zug. Er hat dabei ganz einfach seine Schuhe vergessen.

Nein, geht nicht, überlege ich mir. Ich bin ja fünf Minuten vor Zugsabfahrt in den Zug gekommen. Da waren die Schuhe schon da, friedlich und still am Boden.

Eine andere Erklärung musste her. Eine furchtbare kam mir in den Sinn. Der Inhaber der Schuhe muss sich vor Ankunft in Olten aus dem Zug geworfen haben. Seine Schuhe sind das letzte, was man nun noch von ihm finden wird. Das letzte Andenken an ihn. Armer Mensch!

Doch auch diese Erklärung musste falsch sein. Alle Fenster in der ersten Klasse waren zu, was für einen kühlen Herbsttag normal war. Auch das Fenster über den Schuhen war ja zu. Also, zum Glück kein Selbstmord.

An meiner Station stieg ich auch. Ein Mann mittleren Alters schien auf einen Ankömmling zu warten, der aber nicht aus dem Zug gestiegen war. Suchte der Mann den Besitzer der Schuhe, die immer noch im Zug waren, ganz allein und verlassen?

Sollte ich den Mann ansprechen? Ich entschied, ihn in Frieden zu lassen. Es war ja gut möglich, dass er mit dem Besitzer der Schuhe nichts zu tun hatte. Zudem fuhr gerade ein Zug aus der entgegengesetzten Richtung ein. Dort befand sich wohl die Person, welche der wartende Mann empfangen wollte, und die wohl, wie der Mann und ich, auch bereits Schuhe tragen würde.

So ging diese Geschichte zu Ende, ohne dass ich ihre wahre Auflösung je erfahren habe. Ich vergass sie auch sofort, bis sie mir jetzt wieder in den Sinn kam.

Übrigens: Kann mir jemand die richtige Lösung des Schuhrätsels liefern, erhält er von mir eine Belohnung!

3 DIE FÜNF REALITÄTEN

Ich habe schon öfters festgestellt, dass andere Menschen und auch ich selbst die verschiedenen Ebenen der Realität durcheinander bringen, dies zu ihrem eigenen Nachteil.

Zuerst möchte ich darlegen, von welchen Realitäten ich spreche.

Die erste Ebene der Realität ist die Realität „tu court“, also alles, das wir so wahrnehmen, wie es auch ist. Man könnte auch von der wahren oder wahrhaftigen Realität sprechen, oder von der Realität im wahren, wörtlichen Sinn.

Beispiele: Es ist heute schlechtes Wetter. Es regnet draussen. Mein Bankkonto ist fast leer. Ich bin allein. Ich habe keine Freundin, mit der ich eine intensive Beziehung pflege. Ich bin nicht verheiratet. Das sind „Facts“, Realitäten.

Die zweite Ebene der Realität sind die Träume, Vorstellungen, Wünsche eines Sollzustandes, der sich beträchtlich vom öfters kümmerlichen Istzustand unterscheidet.

Als Beispiel sehe ich meinen Freund E. vor mir, der von einer Computererfindung träumte, die ihn rasch zum Millionär machen würde. Er hatte mir auf einem Blatt vorgerechnet, dass, würde er –zig CD's verkaufen, -zig Tausend Franken Gewinn machen würde. Das Projekt wurde zum Flop – der Markt war für diese Erfindung noch nicht reif – und die neuen Reichtümer blieben auf der zweiten Ebene der Realität parkiert, währenddem sich auf der ersten Ebene der Realität grosse Schulden auftürmten, an denen mein Freund E. längere Jahre zu „gnagen“ hatte.

Im Reich der Träume und Wünsche – der zweiten Ebene – befindet sich auch meine ideale Freundin, die perfekt zu mir passt. Sie verstehen, was ich meine. Diese Freundin ist lieb zu mir, hübsch, „pflegeleicht“, auch etwas sexy – sie hat Freude am Leben und an der Liebe, der geistigen und der körperlichen. Zudem ist diese Frau praktisch veranlagt, tüchtig im Beruf und mit beiden Füßen auf dem Boden der Realität, sprich, der ersten Ebene. So eine Frau stelle ich mir vor – und bin damit nicht der Einzige! Die Mädchen träumen ihrerseits vom Prinzen mit dem weissen Ross, dem Schimmel, und der Entführung durch ihn auf ein schönes Schloss. Und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch, glücklich vereint. Die erwachsene Frau träumt von einem tüchtigen, verlässlichen Mann mit gutem Charakter und wohl auch Geld und Vermögen, ganz vernünftig und „terre-à-terre“. Darum haben ältere, „reife“ Männer Erfolg bei jungen und jung gebliebenen Frauen.

Die dritte Ebene ist die Welt der Fiktion, eine Scheinwelt, welche die Literatur und die Filmdrehbücher aufbauen, und die den Vorteil hat, täuschend echt der ersten Ebene der Realität zu ähneln, und zugleich die Wunschwelt der zweiten Realität zu erfüllen. In der dritten Ebene der Realität ist alles „fake“, gestellt, erfunden. Es ist eine herrliche Scheinwelt, in die man sich genüsslich einlullen kann. Alle Träume werden wahr. Ich bin reich, schön und gesund, und habe die schönste Frau und zwei wohlgeratene Kinder. Meine Eltern sind wunderbar, meine Geschwister ebenso, mein Chef ist eine tolle Nummer, mein beruflicher Erfolg phänomenal, mein Golf-Handicap ist tief, usf.

Es klappt einfach alles – wunderbar! Komme ich, ist die Parklücke mitten in der Stadt gerade frei geworden, vor meinen Augen. Ich kriege alles, was ich mir nur wünsche. Ich bin glücklich! Immer glücklich! „I am happy, we are happy, happy, happy, happy!“ Ganz so, wie der uns der Sänger in *Casablanca* am Klavier vorsingt.

Die vierte Ebene stellen Theater, Filme und Videos dar. Die fiktive dritte Realität wird in eine neue, vierte Ebene einer gestellten Realität transponiert. Gerade im Film und Video ist schlicht alles möglich. Eine perfekte Realität wird uns da vorgegaukelt, die zugleich echt (auf dem Set) und grundfalsch und total unecht sein kann.

Die fünfte Ebene der Realität stellt den Versuch vieler Menschen dar, die vollkommene Welt der Ebenen drei (Fiktion) und vier (Theater/Film) auf die Ebene eins ihres Lebens herunterzuholen bzw. dort zu verwirklichen. Die Ebene eins ist nun einmal – und für immer – die Ebene der Unvollkommenheiten und der Kompromisse. Der Versuch, die idealen Welten der Ebenen drei und vier auf eine neue, vervollkommnete Ebene eins zu transponieren, scheitert meist kläglich. Ikarus, auch der moderne, stürzt kläglich ab.

Soweit, so gut, oder so schlecht.

Das Problem besteht nun aber, dass viele Menschen diese fünf Ebenen nicht auseinander halten können. Lebt ein Mensch vorwiegend auf denen Ebenen zwei, drei und vier, und träumt von fünf, obschon die Ebene eins kein Anlass zur Freude und Befriedigung offeriert, und auch keine Perspektiven der Besserung, muss die Alarmglocke läuten.

Dieser Mensch nimmt die Schein-Realität, welche ein Buch oder ein Film vorgaukelt, für die Realität Nr. 1, und betrachtet sie als „wahr“, „real“, und als tatsächliche Erfüllung der zweiten Ebene, der Ebene der eigenen Wünsche, Ziele, Triebe, Süchte und Begierden.

Er möchte also sein reales Leben – seine Ebene eins, so gestalten, wie ihm die Bücher oder Filme der Ebenen drei und vier als „Realität anderer“ suggeriert, mit denen er sich gerne identifiziert. Er aspiriert also auf die Ebene fünf.

Dieser Spagat zwischen den Ebenen eins und drei/vier kann fatale Folgen haben.

Da die Realität eins bei dem von uns betrachteten Menschen immer „eins“ bleibt, trotz der angestrebten Scheinwelt der Ebenen drei/vier, macht sich bei unserem Probanden eine grosse Frustration breit. Er fühlt sich unverstanden, unbefriedigt, unerfüllt. Sein eigenes „wahres“ Leben entspricht nicht der Scheinwelt der Ebenen drei und vier.

Die Ebenen drei und vier haben zudem die eingebaute „Perversion“ (Verworfenheit) in sich, dass man auf ihnen einen „Virus“ loslassen kann, der völlig erfunden ist, den es in der Realität eins gar nicht gibt oder geben kann. Dieser „Virus“ macht sich dann auf den Ebenen drei und vier selbständig und wächst und wächst, bis der Naive und Unbedarfte meint, dieser „Virus“, der seine eigene Traumwelt zwei befruchtet und in ihr eine starke Stellung erobert, sei Teil der Realität eins, nicht bei ihm selbst, aber bei anderen Glücklichen, denen es nachzueifern gelte, indem der „Virus“ auch bei

unserem Probanden in der Realität eins erfolgreich umgesetzt bzw. verwirklicht würde (= Aufstieg zur Realität fünf), obschon der „Virus“ in der Realität eins nirgendwo und bei keinem Menschen tatsächlich voll realisiert werden kann, da die Realität eins sich dazu gar nicht eignet bzw. die Voraussetzungen hat.

Diese „Viren“ bzw. Selbstläufer der Ebenen drei und vier können grossen Schaden ausrichten bei einzelnen Menschen (wie bei unserem Probanden), welche die fünf Ebenen der Realitäten nicht genügend auseinander halten können. Bei ihnen vermengen sich die Ebene der Realität, der Träume, der Fiktion und der nachgestellten „Realität“ auf der Ebene vier zu einem gefährlichen, explosiven Gemisch. Der Selbstmord oder gar die Tötung anderer kann das Resultat sein. Die Spannung zwischen Realität und Fiktion und die Nichterfüllung der eigenen Träume werden nicht mehr ertragen. Das tragische Ende: Nicht die Ebenen zwei, drei und vier werden reformiert und der Ebene eins angenähert. Im Gegenteil: es wird die Ebene eins ausgelöscht. Das ist eine andere Form der Annäherung an die Traum- und Fiktionswelten zwei, drei und vier: Da die Ebene eins „versagt“ bzw. enttäuscht hat, wird sie beendet.

Der Mensch ist also wohl beraten, im eigenen Leben immer danach zu trachten, die Ebenen ein, zwei, drei und vier in einem gewissen Gleichgewicht zu halten und nicht zu erlauben, dass sich die Ebenen zwei, drei und vier „selbständig“ machen, dauerhaft losgelöst von der Ebene eins.

Man könnte schliesslich – wie bereits ausgeführt -- noch von einer Ebene „fünf“ sprechen: Die Ebenen zwei, drei und vier übernehmen im Individuum dauerhaft das Kommando und wollen in einer neuen Ebene eins, einer Ebene „eins-bis“, dauerhaft in die Realität umgesetzt werden. Der Traum, die Fiktion, werden zur Realität. Die Utopie wird im Idealfall im Massstab eins zu eins umgesetzt.

Eine solche Ebene fünf der realisierten Utopie gibt es praktisch nie. Wie schon Freud gesagt hat, gibt es für unrealistische Sehnsüchte, Träume, Triebe und Süchte nur eine einzige dauerhafte Therapie: der vollständige Verzicht. Sonst verfällt der Mensch, vom Realitätsverlust geplagt, leicht dem Wahnsinn. Er wird „ver-rückt“, die Realität eins wird nicht mehr zum Massstab des Wahren und letztlich zu Akzeptierenden genommen. Vereinfacht gesagt, ist alles Einstellungssache. Es kommt nicht darauf an, wie die „Dinge“ sind, d.h. wie Realität eins zusammengesetzt ist. Entscheidend ist meine Einstellung dazu, meine Betrachtungsweise derselben, die Einstellung meines „Fotoapparats“.

Auf alle Fälle, und das ist das Wichtigste, muss ich bereit sein, mich der Realität eins zu stellen und diese zu akzeptieren, wie gut oder wie schlecht sie sich auch mir (und anderen) darbietet. Sonst droht mir (und anderen) Ungemach, drifte ich dauerhaft in die Ebenen zwei (Träume, Wünsche) und drei/vier (Fiktion) ab, und nehme ich jene zum Standard für die Realität eins, wie sie (auch) bei mir selbst sein sollte.

Jedenfalls, es ist immer wieder gut, sich der verschiedenen Realitätsebenen bewusst zu sein. Das löst noch keine Probleme, kann diese aber relativieren, und hilft dagegen, dauerhaft in gefährliche Täuschungen und Scheinwelten einzutauchen, bei denen später der „Crash“ in der Realität eins oder gar der Verlust derselben vorprogrammiert sind.

4 DIE ERSCHIESSUNG

Der Botschafter sass an seinem Schreibtisch in der Kanzlei, die sich im schönen Villenviertel von Bärenstadt befand. Links von ihm befanden sich die Flaggen seines Heimatlandes und der Schweiz. Rechts von ihm auf dem Pult blühten die Blumen in allen Farben. Jeden Morgen brachte ihm die Sekretärin einen frischen Strauss, den sie auf dem Markt in der Altstadt selbst besorgte.

Sein Exzellenz Emanuele Robiro starrte schon seit längerer Zeit auf die Meldung, die er aus der Hauptstadt im fernen Südamerika per Fax erhalten hatte. Sie hatte folgenden Inhalt:

Herr Botschafter

Das Aussenministerium wünscht Ihre sofortige Rückkehr nach C. Ihr Mandat wird mit sofortiger Wirkung beendet. Der Nachfolger von Ihnen in der Schweiz wird in Kürze ernannt. Nach Ihrer Rückkehr (in den nächsten drei Tagen) haben Sie sich unverzüglich bei der Sonderanwaltschaft, Rua Jorge Joachim, zu melden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

*Esmeraldo G.
Sekretär im Stab
des Aussenministeriums*

Der Botschafter beschlich ein beklemmendes Gefühl in seiner Magengrube. Hatte er nicht schon von anderen Botschaftern seines Landes gehört, welche die gleiche Nachricht erhalten hatten? Waren diese nicht pflichtschuldig zurückgekehrt, wie sich das geziemt, und waren sie dann nicht drei Tage später tot am Strassenrand aufgefunden worden, über und über mit Blut beschmiert und voller grausamer Wunden, die ihnen Folterer zugefügt haben mussten, um von ihnen ein unwahres, erfundenes Geständnis staatsfeindlicher Umtriebe zu erpressen?

Wer konnte ihm, Botschafter Emanuele Robiro, garantieren, dass ihm nicht das Gleiche widerfahren würde wie seinen Kollegen?

Es war ja auch kein Zufall, dass die anderen Botschafter, die derart ihr vorzeitiges Ende nach der Rückberufung gefunden hatten, wie er, Emanuele Robiro, aus den besten Gesellschaftskreisen stammten. Das neue Regime in seinem Lande, eine Handvoll Armeegeneräle als Anführer, wollte die alte herrschende Klasse ausrotten. Ihre Devise lautete: Alle Macht der Armee und den neuen Technokraten, welche die besten Universitäten in den USA und in Europa besucht hatten.

Das alles konnte der Botschafter noch verstehen. Aber warum sollte diese Aktion gegen die Aristokratie seines Landes gerade auch ihn treffen? Konnte er nicht flüchten? War es nicht eine Idee, in der Schweiz um Asyl zu bitten?

Die beiden letztgenannten Ideen waren schicht lächerlich. Ein Emanuele Robiro flüchtet nicht. Er sucht auch nicht um Asyl nach.

Nein, er wollte mannhaft dem Order nachkommen. Morgen würde er noch alle Angelegenheiten in Bärenstadt regeln. Mit einem Brief würde er von seinen guten Herren Kollegen Botschafter Abschied nehmen, bedauernd, dass keine Zeit mehr geblieben sei für einen ordnungsgemässen Farewell-Cocktail. Dann würde er sich in Zürich ins Flugzeug setzen und in sein Heimatland reisen. So wie befohlen.

Derart siegten der Amtseid und das Pflichtgefühl über alle berechtigten Zweifel.

Schon am übernächsten Tag nahm der Botschafter das Flugzeug aus der sicheren Schweiz nach seinem postrevolutionären Heimatland.

Dort wurde er schon auf dem Flughafen verhaftet, in eine scheussliches Untersuchungsgefängnis gebracht und gefoltert, fern von seinen Angehörigen, die vergeblich in der Ankunftshalle des Flughafens auf ihn warteten.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis der Botschafter, der mit Elektoschocks behandelt wurde, zugab, sich in der Schweiz mit antirevolutionären Kreisen getroffen und mit ihnen den Sturz des neuen Regimes geplant zu haben. Das Urteil lautete auf Erschiessen im Morgengrauen.

Diese Erschiessung fand dann auch statt, so wie geplant. Ein Haufen Rekruten musste am frühen Morgen auf den Botschafter schiessen, der in seinem guten Anzug, in dem er von der Schweiz hergereist war, elendiglich frierend im kalten Gefängnishof stand, einen Sack über dem Kopf. Die jungen Burschen wussten nicht einmal, auf wen sie diese Schiessübung machten.

Den Leichnam des erschossenen Botschafters fand man noch am gleichen Morgen an einer Kreuzung im Armenviertel. Das Militär hatte den Toten achtlos aus ihrem fahrenden Jeep geworfen. Zuerst machten die Leute einen Bogen um den Toten. Dann kam es doch jemanden in den Sinn, die Polizei zu benachrichtigen. Diese identifizierte den Toten, benachrichtigte die Angehörigen und schrieb eine Fahndung aus nach einem Raubmörder. In den Zeitungen stand am nächsten Tag, der Botschafter, der zum Heimaturlaub in sein Land gekommen sei, wäre Opfer eines Raubüberfalls geworden, als er im Flughafen versehentlich einen Taxi bestiegen hätte, in dem zwei Gangster gesessen hätten.

Das Aussenministerium kondolierte den Angehörigen aufs Herzlichste. Der Order, der das ganze Drama ausgelöst hatte, und den der Botschafter auf sich getragen hatte, als er ins Land zurückgekehrt war, wurde diskret vernichtet.

5 SELVI -- VOM GLÜCK INS UNGLÜCK

Das Mädchen hatte das schönste Leben, das man sich denken konnte. Es lebte bei seinen Grosseltern auf dem Lande. Seine Eltern besaßen eine Textilfabrik in der fünfzig Kilometer entfernten Stadt, wo es im Sommer immer so heiss und stickig war.

Aber hier, in der freien Natur, konnte die zwölfjährige Selvi tun und lassen, was sie nur wollte. Auf dem grossen Bauernhof der Grosseltern gab es Schafe, Ziegen, Hunde, Katzen. Alles Spielkameraden des Mädchens, das auch in keine Schule gehen musste. Die einzige Erziehung genoss sie durch den Grossvater, der ihr immerhin Lesen, Schreiben und einfaches Rechnen beibrachte.

Ihre Eltern und Geschwister aus der Stadt sah Selvi ein Mal im Monat, wenn die ganze Gesellschaft in der Kutsche zu den Grosseltern fürs Wochenende anreiste. Das war dann eine besonders schöne und lustige Zeit. Selvi liebte ihre Eltern und Geschwister über alles. Diese Liebe beruhte ganz auf Gegenseitigkeit.

An einem Sonntag berichtete der Vater, der in der armenischen Gemeinde in der Stadt eine wichtige Position einnahm, er habe Schlimmes gehört. Die türkische Obrigkeit plane, die armenischen Mitbürger aus dem osmanischen Reich zu vertreiben. „Sie wollen unsere Besitztümer und unser Land. Sie sollen eine Türkei mit nur Türken, mit nur Musulmanen. Wir sind aber Christen und vermögend, und das passt ihnen nicht.“

Die Meinung in der Familie war, das sei doch gar nicht möglich. Es gäbe doch eine lange Geschichte guten Nebeneinanders von Türken und Christen in Anatolien.

Doch es kam anders. Die Jungtürken, die in der osmanischen Armee das Sagen hatten, setzten im Frühling des Jahre 1915 zum Sturm auf die Armenier an mit dem Befehl, Männer, Frauen und Kinder entweder sofort zu töten oder wenigstens aus ihren Häusern, Dörfern und Ländereien für immer zu vertreiben.

Selvi ahnte nichts von diesem kommenden Unglück. Sie lebte noch glücklich bei ihren Grosseltern, als ihre Eltern und Geschwister in der fünfzig Kilometer entfernten Stadt schon von den türkischen Soldaten massakriert worden waren, nachdem sie nichtsahnend in der Nacht in ihren Betten überrascht worden waren.

Doch schon wenige Tage später erreichte die türkische Todeswelle auch das schöne Gehöft auf dem Lande, wo die Grosseltern mit Selvi in Ruhe und Frieden lebten. Das Mädchen war gerade im Stall, als plötzlich vom Wohnhaus her gellende Schreie hörte. Die Grossmutter schien auf jemanden heftig einzureden. Dann hörte man einen Schlag, wie von einem Gewehrkolben, dann einen Schuss, und plötzlich war alles still. Selvi zitterte vor Schrecken und Angst. Sie verbarg sich im Heu. Ein Soldat kam in den Stall. Er blickte nach oben und unten. Er sah nichts. Mit dem Krummsäbel stocherte er in das Heu, nur einige Zentimeter weg vom Kopf des Mädchens. Der Mann machte rechtsumkehrt. Er rief seinen Kollegen zu: „Hier ist nichts! Gehen wir weiter!“

So geschah es auch. Selvi blieb im Heu, immer noch zitternd und schlotternd. Endlich wagte sie es, auf den Stallboden zu stehen. Sie schüttelte die Halme ab.

Alles war ruhig.

Nun ging sie vorsichtig zurück ins Freie. Alles war ruhig. Nur das Plätschern des nahen Brunnens war zu hören.

Selvi fasste sich nun ein Herz und ging ins Wohnhaus, woher sie die gellenden Schreie der Grossmutter gehört hatte, In der guten Stube machte sie eine furchtbare Entdeckung. Die Grossmutter lag am Boden. Sie blutete stark aus dem Kopf, wo sie der Gewehrkolben getroffen hatte. Daneben lag der Grossvater am Boden. Auch er blutete stark. Eine Kugel hatte seine Brust durchbohrt.

Auf einmal schien es Selvi, die Grossmutter öffne nochmals die Augen und spreche zu ihr: „Liebes Kind, renn fort, lebe, und grüsse Deine Eltern von uns!“ Dann schloss die Grossmutter die Augen, ihr Kinn sackte nach unten. Sie war nun auch tot.

Selvi begann fassungslos zu weinen. Sie konnte der Grossmutter und dem Grossvater nicht mehr helfen. Das Mädchen wagte auch nicht, die beiden Toten zu berühren. Noch nie hatte es mit dem Tod zu tun gehabt.

Nachdem Selvi während längerer Zeit reglos auf die beiden Grosseltern gestarrt hatte, immer noch weinend, fasste sie sich ein Herz. Sie sagte laut zu sich: „Ich muss zum lieben Gott beten, dass er sie vom Tod erlöse und in den Himmel aufnehme.“ Das Mädchen faltete die Hände und betete.

Dann deckte sie die beiden Toten mit ihren Wintermäntel zu, die im Korridor hingen.

Selvi wusste, dass die türkischen Soldaten jeden Moment zurückkommen könnten. Sie hatten ja das Haus noch nicht nach Kostbarkeiten und Schätzen abgesucht.

Das Mädchen wusste, die die Grossmutter eine Reihe goldener Münzen und Ringe aufbewahrte, welche ihr ganzes Vermögen darstellte. Sie huschte flink in das Schlafzimmer der Grosseltern, öffnete den grossen Schrank und fand auf dessen Boden das Gesuchte. Sie steckte die Börse in die gute Tasche der Grossmutter, die sich auf einem Stuhl befand. Dann holte Selvi aus ihrem Zimmer einen wärmenden Wollpullover, ein Kinderbuch und die kleine Bibel, welche ihr die Mutter unlängst geschenkt hatte.

Das war ihr ganzes Besitztum, mit dem sie nun flüchten wollte. „Nichts wie los von hier“ war ihr letzter Gedanke, als sie aus dem Haus auf den Weg rannte, der nach Süden führte, irgendwo fort von der türkischen Gefahr.

Als Selvi einen Moment innehielt, schon ausser Atem, und ein letztes Mal zum Haus zurückblickte, schien ihr, dort schon die glänzenden Stiefel und langen Krummsäbel türkischer Soldaten zu sehen. Sie winkte den toten Grosseltern noch mal zu. Dann eilte sie weiter, ins Fremde und Ungewisse hinein.

6 DER KAMINFEGER Ein Handwerker mit Stil

Letzten Winter, als ich reichlich neu in meinem Hause auf dem Land war, erhielt ich die Anzeige, der Kaminfeger werde mir in einigen Tagen seine Aufwartung machen. Ich richtete mich so ein, um an diesem Tag zur angekündigten Zeit zu Hause zu sein.

Zur angekündigten Zeit, 11 Uhr vormittags, läutete die Glocke an der Haustüre. Im Türrahmen stand ein schwarz gekleideter jüngerer Mann. Er trug eine Art Uniform, die mich vage an meine Jahre beim Militär erinnerte. Der Russbesen war schräg um den Oberkörper gewickelt. Auf dem Haupt sass ein zierlicher, auch schwarzer Zylinder, dem der Mann nun mit einer eleganten Bewegung vom Kopf zog: „Gestatten Sie, mein Name ist Kleber. Ich bin Ihr Kaminfeger“.

Ich nickte, liess den Mann eintreten, und schüttelte ihm die Hand. Nun erst sah ich den Koffer, den der Kaminfeger mit sich trug. Dort mussten allerlei Utensilien vertraut sein, dachte ich mir, die mit seiner Arbeit zu tun hatten. Der Mann legte seinen schönen Zylinder sorgsam auf Koffer nieder. Dann zog er einen Formularbogen aus seiner schwarzen Uniform, in den er einige Angaben schrieb. Ich musste unterschreiben. Das hiess wohl, dass ich mit dem Auftrag an den Kaminfeger einverstanden war.

Der Mann machte sich im Kellergeschoss an die Arbeit. Er stellte zuerst die Ölheizung ab. Dann öffnete er das Kamin, das sich gerade neben dem Heizkessel befand. Ich entfernte mich, da ich nicht selbst verrusst werden wollte. Nach einiger Zeit rief mich der Mann. „Sehen Sie“ sagte er, auf das Verbindungsrohr zwischen dem Heizkessel und dem Kamin zeigend, „da ist etwas nicht in Ordnung. Es wurden hier beim Bau zwei verschiedene Metalle verwendet. Das ist nicht gut. Das fördert die Rusbildung. Sie sollten bei Gelegenheit dieses Verbindungsrohr auswechseln lassen. Es muss von A bis Z aus dem gleichen Metall bestehen. Dann wäre das gut“.

Ich nickte, ohne viel zu verstehen. Aber es leuchtete mir ein, dass zwei verschiedene Metalle einander wohl wehtaten, wenn sie sich erhitzen. Dann zeigte mir der Kaminfeger noch, wie ich in der Küche mit Holz heizen könnte. Ich hatte ja da noch einen zusätzlichen Holzofen, den ich noch nie Anzufeuern getraut hatte. „Das ist ganz einfach“, instruierte mich der Fachmann. „Sie ziehen hier „ – er zeigte auf einen stählerenen Haken, der in der Mauer eingelassen war – „und dann können Sie das Feuer anzünden. Dann ist das Kamin offen, und das Feuer kann ziehen“.

„Aha“, sagte ich, „so einfach habe ich mir das nicht vorgestellt. Ich danke Ihnen für diese Anweisung“. „Nichts zu danken“, antwortete der Kaminfeger, der nun schon damit beschäftigt war, seine Gerätschaften wieder um seinen Leib zu schlingen. Neben ihm stand wieder der Koffer, in dem alles wieder seinen Platz gefunden hatte. Der Zylinder thronte erneut auf dem Koffer. Ich musste das Rechnungsformular quittieren. Ich zahlte 90 Franken, was, das Trinkgeld eingerechnet, gerade eine Hunderternote ergab. Der Kaminfeger dankte mir herzlich.

Vor dem Hinausgehen setzte er sich den Zylinder wieder auf das Haupt. Er verliess das Haus in voller Montur, nicht ohne mir noch einmal freundlich zuzuwinken.

7 SONNENUNTERGÄNGE

Etwas Positives haben grosse Bankinstitute schon, die im Geld schwimmen: Sie sponsern viele schöne Dinge.

Kürzlich fand im Kunstmuseum in Bärenstadt eine Ausstellung über die Sonnenuntergänge von Felix Vallotton statt, von der Kreditbank gefördert. Eine Kundebewerberin eben dieser Bank war auf die gute Idee gekommen, mich zur Vernissage der Ausstellung einzuladen.

Vor dem Apéro gab es eine Führung durch einen Kurator des Museums. Wir hatten das Privileg, als Erste die Ausstellung unter kundiger Führung zu bewundern.

Der Kurator schritt von Bild zu Bild. Da gab es Sonnenuntergänge in allen Farben. Die in Rot gefielen mir am Besten. Zu jedem Bild gab es eine Geschichte: Wie der Künstler zu seiner Inspiration gekommen, wo das Bild gemalt worden ist, wem es schon gehört hat, warum gerade dieses Bild so einzigartig ist.

Ich hörte mir all diese Erklärungen geduldig, ja interessiert, an. Ich konnte mir aber trotz allem nicht richtig erklären, weshalb Felix Vallotton gerade eine solche Vorliebe für Sonnenuntergänge gehabt haben sollte. Immerhin, die Bilder waren ja ganz schön, wenn auch teilweise etwas verblasst, hatten sie doch schon vor vielen Jahren gemalt worden. Oder war dies der besondere Stil des Künstlers?

Beim Apéro rüch traf ich eine alte Bekannte von mir, die ich seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen. Es handelte sich um Fräulein Th., die Sekretärin meines früheren Chefs, der gerade im Vorjahr verstorben war. Wir unterhielten uns in angeregter Weise. Alte Reminiszenzen kamen wieder zum Vorschein. „Wussten Sie noch, Herr Doktor, wie damals...“. Fräulein Th. hatte noch immer die Angewohnheit, mich mit „Herrn Doktor“ anzureden, wie das damals noch in den Büros üblich gewesen war. Aber das störte mich ja gar nicht – im Gegenteil. Dieser Ausflug in die Vergangenheit – die bessere, verglichen mit der Gegenwart – wurde damit nur noch viel authentischer.

Ich verabschiedete mich von Fräulein Th., nicht ohne ihr das Kompliment zu machen, sie sehe heute noch so gut aus wie vor zwanzig Jahren. Sie errötete leicht. Dann begab ich mich zur Kundenberaterin, die in einer Ecke des Salons mit anderen Bankvertretern fachsimpelte. Ich gab ihr artig die Hand und bedankte mich überschwänglich für das Privileg, von ihr an diese wunderbare Vernissage eingeladen worden zu sein.

Wenige Tage später fuhr ich mit dem Auto auf der Landstrasse von Önsingen nach Solothurn, da die Autobahn durch einen Unfall verstopft war. Ich sah, wie die Sonne als blutrote Kugel über dem Horizont versank. Das grossartige Schauspiel gemahnte mich an die Kunstaussstellung, die ich soeben gesehen hatte. Ich verstand nun etwas besser, weshalb sich Felix Vallotton mit derartiger Intensität in Sonnenuntergänge verliebt hatte.

8 TRANSAKTIONELLE INTELLIGENZ REVISITED (IM ZUG)

Verehrte Leserinnen und Leser! Sie erinnern sich gewiss an meine früheren Ausführungen über das Thema der *Transaktionellen Intelligenz*, die Sie bestimmt mit grossem Interesse studiert und in sich aufgenommen haben, zu Ihrem eigenen Nutzen und Gewinn.

Nun möchte ich mich – mit Ihrer Zustimmung – heute einem weiteren Unterkapitel der *Transaktionellen Intelligenz* zuwenden, nämlich ihrer Anwendung auf Zugreisen. Dass es dort offensichtlich Gelegenheit gibt, sich ihrer zu bedienen, werden nachstehende Beispiele, die ich zitieren möchte, zur Genüge darlegen.

Zuerst möchte ich mich der Frage der Sitzordnung im Zug zuwenden. Die meisten Zugspassagiere haben die abstruse Idee, ein Viererabteil im Zug möglichst *allein* zu belegen. Das machen sie wie folgt: Sie stürzen sich auf das leere Abteil, sitzen links bzw. rechts, je nach dem, ob es sich um das Abteil rechts oder links vom Gang handelt, und werfen auf die zwei leeren Sitze gegenüber einen Gegenstand, sei es ihr Mantel, ihren Schirm oder ein Gepäckstück. Das heisst für alle Neuankommenden im Zug, und zwar auf unmissverständliche Weise: Diese vier Sitze werden von mir *allein* beansprucht – und ich werde keine Besitzesstörung irgendwelcher Art dulden!

Das mag ja im letzten Zug abends oder im Frühzug am Morgen angehen. Aber unter dem Tag, wenn die Züge zwischen Bärenstadt und Limmatstadt eher voll sind, ist dieses egoistische Vorgehen fehl am Platz. Menschen im Vollbesitz ihrer *transaktionellen Intelligenz* werden ganz anders vorgehen: Sie werden sich im Abteil rechts auf den Sitzplatz rechts und im Abteil links auf den Sitzplatz links in Fahrtrichtung setzen, und die drei anderen Sitze völlig frei lassen, bis sich der Zug in Bewegung gesetzt haben wird. Derart erlauben sie es anderen Reisenden, auch einen Sitzplatz zu erhalten. Ferner vergrössern sie so ihre eigenen Aussichten, einen Sitzplatz zu ergattern, sollten sie das nächste Mal etwas knapp auf den Zug kommen – immer unter der Voraussetzung, dass ihr gutes Verhalten allgemein Schule macht.

Ein Mehr an *Transaktioneller Intelligenz* wäre auch im Tram manchmal erwünscht. Grundsätzlich sollte dort gelten, dass die zuerst einsteigenden Passagiere alle Sitzplätze in Anspruch nehmen, und nicht stehen bleiben. So machen sie das Leben für die später zusteigenden Fahrgäste angenehmer, die damit mehr Platz haben zum Stehen.

Noch ein Letztes: Aussteigen im Zug und im Tram. Auch hier muss man feststellen, dass die *transaktionelle Intelligenz* – die eigentlich zum Schulfach werden sollte – nur beschränkt zur Anwendung kommt. Eigentlich sollte jeder Passagier dem Ausgang zuwenden, der von ihm aus gesehen der Naheste ist, in Meter und Zentimeter gemessen, *oder* der am Wenigsten von Fahrgästen belagert wird, auch wenn er etwas weiter weg ist. In Tat und Wahrheit gibt es aber immer wieder ein unheimliches Gedränge und „Gemoste“ an einem bestimmten Ausgang, währenddem der andere Ausgang im Zug oder Tram, oder vielleicht sogar näher ist, oder auch etwas weiter weg, kaum benutzt wird. Würde also das Fach *Transaktionelle Intelligenz* in Schulen und Kursen systematischer gelehrt, als dies heute der Fall ist, wo sie als eigentlicher Studiengang gar nicht existiert, könnten im Verkehr grosse Fortschritte erzielt werden zum Vorteil *aller* Fahrgäste. Wer ergreift die Initiative?

9 EINLADUNG AN KO-AUTOREN

Der Schreibende hat eine neue Idee: Ich komponiere lediglich den Beginn einer Geschichte, und überlasse es Anderen, diese zu vollenden.

Gehen wir einmal etwas zurück in der Geschichte: In der Malerei kennen wir eine ganze Reihe von Meistern des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, die öfters nur die Entwürfe für ihre Werke geliefert haben. Dann hatten sie ein Heer von treuen Helfern, welche die Flächenarbeit geleistet haben, die eine geduldige, zeitraubende Fleissarbeit darstellte.

In meinem Fall ginge es aber primär gar nicht darum, dass ich die Fleissarbeit, die nach jeder zündenden Idee erforderlich ist, um ein Werk zu realisieren, delegieren möchte.

Nein, ich möchte etwas Anderes erreichen: Indem ich selbst nur die Grundidee der Erzählung liefere, und andere Schreibende einlade, den „Rest“ zu erfinden, vervielfache ich die Möglichkeiten der Geschichte.

Wie sähe das konkret aus?

Ich würde – wie ich das bei meinen Kriminalromanen mache – zuerst nur das erste Kapitel schreiben und publizieren. Dann würden aber nicht ich, sondern andere Schriftsteller sich daran versuchen, die weiteren Kapitel zu verfassen. Das hätte den reizvollen Effekt, dass schliesslich ganz unterschiedliche Geschichten entstehen würden, die nur den Anfang gemein haben.

Es liesse sich auch ein Autorenkollektiv denken, eine Art „Gemeinschaftspraxis“, wie sie Ärzte praktizieren. Der eine Schriftsteller ist der „Spezialist“ für die ersten Kapitel von neuen Geschichten. Er hat eine unerschöpfliche Fantasie. Immer wieder kommen ihm neue Geschichten in den Sinn, bei denen er das erste Kapitel „zum Einstieg“ schreibt. Es ist dann an seinen Partnern im Autorenkollektiv, zum gleichen Geschichtenanfang mehrere mögliche Fortsetzungen bzw. „Enden“ zu verfassen.

Das Leben eines Einzelnen besteht ja auch aus einem festen Anfang – gebildet durch seine Geburt und sein Milieu, in das er hineingeboren wird. Dann aber gibt es im Verlaufe eines Menschenlebens unzählige Weggabelungen, an deren ein Mensch zwischen Weg 1, Weg 2 oder gar Weg 3 wählen muss – und alles kommt ganz anders heraus. Oder Zufall, Glück oder Unglück nehmen „Wahlen“ (choices) vor, welche den weiteren Weg des Individuums bestimmen.

In gleicher Weise hätten also mehrere Geschichten einen gemeinsamen Anfang – und würden sich dann ganz verschieden entwickeln, was auch für die Charaktere zutrifft, welche die Geschichte zu Beginn – im ersten Kapitel – bevölkern.

Diese Variation, dieser Reichtum an unterschiedlichen Entwicklungsmöglichkeiten der Geschichte, bei der nur die Ausgangslage „fest“ bzw. bekannt ist, würde den Reiz und den Gewinn einer solchen Vorgehensweise ausmachen. Ich warte also darauf, dass ein anderer Schriftsteller das erste Kapitel eines Kriminalromans von mir oder eines anderen Romans aufnimmt und variiert bzw. anders weiterentwickelt.

Das könnte ganz interessant werden.

Etwas, das das in der Musik und Malerei gang und gäbe ist – die Entlehnung von Motiven aus anderen Werken, und deren Variation und/oder Weiterentwicklung – und auch in der Literatur seit der Antike immer wieder stattgefunden hat, sollte wieder belebt werden, ohne dass Copyrighterwägungen dem im Wege stehen. Solange die Entlehnung bzw. Weiterbearbeitung klar deklariert werden, sollte da kein Problem bestehen.

Die modernen Möglichkeiten via Internet – die sich ausbreitenden „Blogs“ – könnten die technische Grundlage liefern zur Variation von Geschichten, zur Ergötzung und Entzücken von vielen Leserinnen und Lesern, denen von mehreren Autoren zum gleichen Thema bzw. zum gleichen Geschichtenanfang ein Reichtum an Geschichten und Einfällen ausgebreitet wird.

So käme es zu Tausendundeine Geschichten auf eine neue Art.

10 FRIEDHOF IM WINTER

Letzten Winter begab ich mich in Bärenstadt an einem trüben Sonntagnachmittag auf den grossen Friedhof, auf dem mein Sohn F. ruht. Ich ging die lange Allee entlang, deren Bäume unter der weissen Pracht vergraben waren.

Kein Mensch war weit und breit zu sehen. Bei diesem traurigen Wetter wagte sich Niemand aus der warmen Stube. Ich hatte jedoch den Impuls, mit meinem Sohn Zwiesprache zu halten. Das konnte ich nur an seinem Grab tun.

Ich kam zu einem Brunnen, der sich unter dem Einfluss der Winterszeit in eine skurrile Skulptur verwandelt hatte. Das gefrorene Wasser war zu glitzerndem Eis geworden, welches das marmorne Becken bedeckte und über es hinunter quoll. Das ganze Kunstwerk war mit einer feinen Schicht Schnee überzuckert.

Dann erreichte ich das offene Feld, auf dem sich die neuesten Gräber befanden. In Reih und Glied standen Grabsteine und Grabkreuze. Doch welcher Unterschied zur schönen Herbstzeit!

Der Schnee türmte sich zwischen und auf den Gräbern. Auch die Grabsteine und Kreuze trugen einen weissen Hut. Es war kaum noch auszumachen, wo mein Sohn begraben lag. Der reiche Grabschmuck, der sonst den trauernden Lebenden Trost spendete, war wie von Geisterhand unsichtbar gemacht worden.

Ich stapfte durch den hohen Schnee, der wie ein kollektives Leintuch über dieser letzten Stätte der Toten lag. Endlich stand ich vor dem Grabkreuz meines Sohnes.

Ich betete. Ich bat den lieben Gott, meinem Sohn und seiner ebenfalls verstorbenen Freundin gnädig zu sein und die beiden jungen Menschen in den Himmel aufzunehmen und ihnen dort die ewige Ruhe zu schenken. Das dauerte einige Zeit, während der ich völlig allein und ungestört blieb. Ich wischte mir eine Träne aus den Augen. Wie ungerecht konnte doch das Schicksal sein!

Dann wischte ich den Schnee vom Grabkreuz. Ich konnte nun deutlicher die Schrift lesen, die in das schwarze Kreuz mit weisser Farbe aufgemalt war. In schlichten Lettern stand

F. A. 1975 – 2004

Ja, so jung hatte mein Sohn diese Welt verlassen. Welch ein Verlust für ihn selbst und uns alle! Doch daran liess sich nun nichts mehr ändern. Dieses Liebesdrama hatte seinen Lauf genommen, mit einem schrecklichen Ende, das wir nicht verhindern konnten.

Ich betete nochmals. Dann stapfte ich den gleichen Weg durch den Schnee zurück, den ich mir selbst gebahnt hatte. Am Ende des freien Feldes blickte ich nochmals zurück auf das Grabfeld im Winterschlaf. Das Kreuz meines Sohnes konnte ich nur noch undeutlich ausmachen. Ich winkte ihm zu. Ich musste auf einmal stark weinen. Welch ein Unglück, für das es auf dieser Welt keinen Trost gibt! Ich wischte mir die Tränen ab und setzte meinen einsamen Weg fort.

11 ZWEI FREUNDINNEN IM ZUG – DAS KREUZWORTRÄTSEL

Zwei junge Damen sassen sich gegenüber im Zug von Olten nach Bärenstadt. Sie waren in ein Kreuzworträtsel vertieft, das sich auf einer der letzten Seiten der Gratiszeitung befand, die seit einiger Zeit Furore macht im Schweizerland.

“Sag einmal“, meinte die eine junge Dame zur anderen, „was ist eine Todesnachricht? Sechs Buchstaben“.

Die andere junge Dame, die mit dem Lesen eines Artikels im gleichen Gratisblatt beschäftigt war, zuckte die Achseln.

“Weiss nicht“ war ihre lakonische Antwort.

“Aber ich muss es wissen!“ insistierte die erste junge Dame. „Sonst komme ich nicht weiter!“

Die zweite Dame, die zuerst gar nicht richtig zugehört hatte, sagte nun:
“Also, sage mir nochmals, was Du wissen willst!“

“Also, ich wollte von Dir wissen, was eine *Todesnachricht* ist. Ein Wort mit sechs Buchstaben“.

Die zweite junge Dame schien nun angestrengt nachzudenken. Sie musste ja mit irgendetwas kommen! Die erste Dame schaute gespannt auf ihre Lippen.

Die zweite junge Dame überlegte immer noch. Dann endlich äusserte sie sich.
“Ich glaub, ich hab’s. Heisst das nicht *Todesanzeige*?“

“Aber das hat ja viel mehr als sechs Buchstaben!“ protestierte die erste junge Dame. „damit kann ich nichts anfangen“.

“Aber bist Du wirklich sicher, dass Du nur sechs Buchstaben zur Verfügung hast?“

Die erste junge Dame zählte nochmals nach. “Es sind wirklich nur deren sechs.“

Die zweite junge Dame zuckte nochmals mit ihren Schultern. Mit resoluter Stimme sagte sie: „Dann kann ich Dir wirklich nicht helfen!“ Sie wandte sich wieder ihrer Lektüre zu.

Die erste junge Dame sagte nichts mehr. Sie schaute grüblerisch in die vorbeifliegende Landschaft hinaus. Ihren Kugelschreiber hielt sie in der rechten Hand, die auf der Sitzlehne aufgestützt war, während dem die Spitze des Stifts in ihrem vollen roten Mund steckte. Sie schien darauf zu beissen oder daran zu lutschen, immer noch in Gedanken versunken, auf der Suche nach dem rettenden Wort.

Ich weiss nicht, ob sie es dann noch bis zur Einfahrt in Bärenstadt gefunden hat. Sofern Sie es wissen, verehrte Leserinnen und Leserinnen, teilen Sie es doch bitte der ersten jungen Dame mit! Sie wird es Ihnen danken.

12 BIBLIOTHEK ZUR MIETE

Eine gute Bildung manifestiert sich am Ehesten in der Bibliothek, die man besitzt. Im Laufe der Jahre haben sich da so viele wunderbare Werke angesammelt, die zur Weltliteratur zählen. Dazu kommen Ausstellungskataloge und Photobände in grosser Zahl. Alles in allem ergibt sich ein Schatz, den man nicht missen möchte.

Dabei ist es natürlich eine andere Frage, wie viel Werke der stolze Besitzer selbst gelesen hat. Bei mir selbst tippe ich auf zehn bis zwanzig Prozent von tatsächlich Gelesenem, was möglicherweise gar nicht so schlecht ist. In meiner Jugendzeit habe ich enorm viel gelesen. Später hat sich die Lesekadenz dramatisch verringert. In den letzten Jahren hat sich diese auf einem bescheidenen Niveau eingependelt.

Doch das heisst nicht, dass ich auf meine Bibliothek zu verzichten bereit wäre. Sie gehört nun einmal zu meinem Leben.

Nun gibt es andere Menschen, die keine Bibliothek ihr eigen nennen. Ihnen muss etwas fehlen, ist meine feste Überzeugung.

Diesem Misstand müsste also abgeholfen werden.

Eine Idee, dass Jungvermählte, die ihren eigenen Hausstand gründen, eine ganze Bibliothek kaufen könnten mit einem Anfangsbestand von ungefähr 300 Werken der Weltliteratur. Sie müssten mit einem Kaufpreis von einigen Tausend Franken rechnen. Das Büchergestell wäre im Kaufpreis inbegriffen. Diese Grundbibliothek könnte dann immer zu Jahresende um weitere 100 Werke aufgestockt werden, bis sich im Endausbau ein Repertoire von 1000 Bänden ergibt.

Eine andere Variante wäre, dass diese Bibliothek mit 200-1000 Werken gemietet werden könnte. Das käme billiger zu stehen als der Kauf, jedenfalls in den ersten paar Jahren. Eine Leasing-Variante wäre auch denkbar.

Schliesslich komme ich zu meinem Schlagerangebot:

Die kompette Klassikerbibliothek mit 1000 Bänden könnte auch nur für einzelne Abende oder ein Wochenende gemietet werden, inklusive Anlieferung, Aufstellen des Büchergestells, Einordnen der Bände und Abtransport nach Ablauf der Mietdauer.

Dieser ganze Spass wäre nicht wirklich teuer. Mit vielleicht 200 Franken, inklusive Versicherung, käme der Mieter davon, der an einem bestimmten Abend eine Bibliothek klassischer Meisterwerke vorführen möchte.

Man stelle sich vor: Prokurist Martin Häberli lädt seinen Chef und dessen Gattin zum Nachtessen bei sich zuhause ein. Im Esszimmer sind an der Wand unzählige Klassiker – möglichst in Ledereinbänden – aufgereiht. Der Chef wird entzückt sein, dass sich sein strebsamer Untergebener in solchen höheren Gefilden bewegt. Beim Kaffee wird er ihn fragen: „Mein Lieber, haben Sie auch Tolstoi? Beim Lesen von Anna karenina kommen mir immer die Tränen, wenn die schöne Frau am Schluss einsam unter den Zug geht.“ Dann ist es ratsam, dass unser lieber Häberli weiss, wo sich die Russen im Gestell befinden, und wo T wie Tolstoi zu finden ist. Er wird mit

Kennermiene die Anna Karenina herauszupfen, und zwar ohne jedes Zögern, und dem Chef mit gewinnendem Lächeln überreichen: „Ja, da haben Sie Ihre Anna Karenina, die ich auch über alle Massen liebe. Solche Schönheit, und solche Tragik. Welch ein Jammer!“

Wir dürfen spekulieren, dass Häberli seine Beförderung erhält und ab 1. Januar ein neues Büro hat, mit eigener Sekretärin, täglichem Blumenstrauss und echtem Perserteppich. So einfach ist das!

Bildung, zur Schau gestellte Bildung, zahlt sich also in unserer verbürgerlichten Welt des beginnenden 21. Jahrhunderts eindeutig aus.

Auch Zögernden wird empfohlen, wenigstens den Versuch zu machen, die Dienste des „Klassiker-Leihdienstes (KLD)“ in Anspruch zu nehmen, der sich nach und nach im ganzen Land etabliert. Im Büro des Geschäftsführers Marco Himmelreich türmen sich die Dankesschreiben neu beförderter Jungmanager. Das Beste daran: Dank der neuen Position können viele dieser Aufsteiger die geliehene Bibliothek sofort in ihr Eigentum überführen, da KLD nach jeder Mietlieferung ein unschlagbares Angebot nachliefert:

Sehr geehrte Herr und Frau Häberli

Wir hoffen, Sie waren mit unserem Klassiker-Leihdienst zufrieden. Die Klassiker machen sich in Ihrem Esszimmer an der Wand ganz wunderbar.

Behalten Sie vorerst unsere Klassikerbibliothek für drei Monate zur Ansicht! Erst dann müssen Sie sich entscheiden, ob Sie sie nicht wirklich behalten wollen. Im letzteren Fall offerieren wir Ihnen auf dem Neupreis einen Rabatt von nicht weniger als 40 Prozent!

Andernfalls nehmen wir Ihnen die Bücherwand und die Klassiker anstandslos zurück unter Berechnung des zum voraus vereinbarten Mietpreises für ein Weekend.

*Ergebenst
Ihre KLD*

Die Erfolgsquote ist durchschlagend. Nicht weniger als die Hälfte der ausgeliehenen Klassikerbibliotheken verbleiben im trauten Heim. Man gewöhnt sich eben an Alles – auch die Putzfrau beim Abstauben des Esszimmers!

Nur von Einem ist dringendst abzuraten: Man nehme des KLD- Imitators „Klassik-Miet-service KMS“ nicht in Anspruch, der Klassikereinbände in Leder liefert, mit Goldlettern darauf, aber unbedrucktem Papier zwischen den Buchdeckeln. Das könnte bei einem Chef, der literaturkundig ist, zu einem Nachsessens-Desaster führen. Statt der Beförderung wäre die Degradierung, ja die Entlassung, zu riskieren.

Damit wäre ich am Ende meiner guten Ratschläge, die nicht in jedem Fall ganz wörtlich zu nehmen sind, und für die ich jede Haftung zum vornherein ablehne. Soll ich an einer verpatzten Karriere schuld sein?

13 WORKING WRITERS

Ich beneide alle Schriftsteller, die im Hauptberuf schreiben können. Ich gehöre leider nicht zu ihnen.

Ich habe eine Arbeit, die mich unter Woche stark in Anspruch nimmt. Da gibt es Bürostunden, Termine, Mails, Berichte und Briefe. Kurz: Das ganze Menu eines geregelten Broterwerbs.

Es gibt zahlreiche Beispiele von *Working Writers (WW)*, die den Vorteil haben, der Wirklichkeit stärker ausgesetzt zu sein als ihre Confrères, die sich vom Morgen bis zum Abend und weit in die Nacht „nur“ um ihre literarischen Werke kümmern können.

Beide „Formeln“ haben spezifische Vorteile und Nachteile.

Der „reine“ Schriftsteller kann dickbauchige Romane schreiben, die nach wie vor als der Höhepunkt literarischen Schaffens zählen. Er kann sich während eines Jahres (oder mehr) um einen einzigen Text kümmern und in ihn alle seine Kraft und Fantasie investieren. Er hat auch die Freiheit und die Musse, einen Text x-Mal umzuschreiben, bis er sich in einer Form und einem Inhalt präsentiert, welcher den Intentionen des Schriftstellers ganz entspricht.

Der *Working Writer*, der nur abends und an Wochenenden Zeit findet, sich seiner „Vocation“ zu widmen, befindet sich in ständiger Zeitnot. Er muss notgedrungen kurze Texte schreiben. Für mehr reicht die Zeit nicht.

Doch hat der WW auch Vorteile. Er vermeidet mit seiner „kompakten Schreibweise“ unnötige Umwege und Schlaufen, die dem professionellen Schriftsteller viel eher zur Fallgrube werden können, der sich des Luxus unendlicher Zeit erfreut.

Ich freue mich jedenfalls auf meine Pensionierung, die nun nur noch drei Jahre weg ist. Sofern ich dann noch ganz bei Kräften sein werde, möchte ich auch den Versuch wagen, einen „richtigen“ Roman zu schreiben.

Doch ist das vielleicht eine Illusion. Möglicherweise reicht meine literarische Kraft und mein schriftstellerisches Können nicht aus, um ein langes Werk zu komponieren, das über weite Strecken „trägt“ und Leserinnen und Leser derart fesseln kann, dass sie mir über Hunderte von Seiten die Treue halten.

Darum halte ich es für nicht wahrscheinlich, dass ich mich der grossen „Form“ zuwenden werde. Dafür fehlt mir möglicherweise nicht nur das handwerkliche Können, sondern auch der adäquate Stoff.

Alles Interrogationen, alles Fragen ohne Antwort. Eines bleibt klar: Ich schreibe, solange mir dies Spass macht. Ohne ein gewisses Schreibvergnügen geht nichts.

Da ich mich aber bislang noch keiner externen Kritik und keinen Leserinnen und Lesern gestellt habe, bleibt eine weitere zentrale Frage ungeklärt: Gibt es für meine Texte überhaupt eine Nachfrage? Auch das weiss ich nicht. Die Zukunft wird diese Frage von selbst beantworten. *Qui vivra verra!*

14 DIE TÜR FÄLLT ZU

Letztes Jahr fuhr ich viel Zug. Jeden Morgen fand ich mich auf der Bahnstation des Dorfes ein, in dem sich mein Haus befand. Dort wartete ich zusammen mit anderen Passagieren auf den Lokalizug, der mich zum Umsteigebahnhof bringen sollte, von wo ich den Schnellzug nach Bärenstadt besteigen würde.

Nahm ich den Halbtaktzug, hatte es jeweils drei junge Frauen, die zusammen das immer gleiche Abteil in der 2. Klasse besetzten. Freundinnen haben einander immer viel zu erzählen, insbesondere am Morgen, wenn der Tag noch frisch ist und die Ereignisse vom Vorabend oder vom vergangenen Weekend Revue zu passieren sind.

Ich setzte mich meist in das Abteil gegenüber den drei Schönen, und dämmerte vor mich hin. In der Tat, ich fand es eher unmenschlich, so früh schon auf dem Weg zur Arbeit sein zu müssen. Dabei konnte ich den Erzählungen der jungen Damen auch folgen, ohne aber dazu verpflichtet zu sein. Das Meiste interessierte mich kaum.

Eines Morgens überraschte die Hübscheste unter den Drei die beiden anderen Schönen mit folgender Geschichte:

Stellt Euch vor! Gestern Abend sassen wir – die ganze Familie – in der Stube einträchtig vor dem Fernsehen, wie wir es jeden Abend tun. Papa war da. Mama, meine Schwester und mein Bruder. Und natürlich auch ich. Wir sahen uns im ersten Programm einen Krimi an, der stellenweise etwas gruselig war. Jedenfalls so, dass er Einem Angst machen konnte. Und da! Was passierte? Wir fühlten einen Windhauch – ich schwöre Euch, so wahr ich hier sitze – wir fühlten *alle* einen Windhauch! Und dann fiel eine Türe zu, und nicht einfach so, sondern mit grossem Krach! Wir sassen alle wie gelähmt da. Unser Gefühl war bei allen das Gleiche: Nun hat ein Unbekannter, ein Dieb, die Türe von aussen zur Waschküche geöffnet, was dann bewirkt hat, dass die Türe vom Gang in die Waschküche ins Schloss gefallen ist. Zugleich mussten wir im Fernseher zusehen, wie ein verummter Mann mit gezückter Waffe das Fenster eines einsamen Hauses aufbrach, um sich dort einzuschleichen und die schlafende Bewohnerin, die schweissgebadet von ihrem Bett auffuhr, wohl zu ermorden. Das war zuviel!“

Die beiden Freundinnen fragten im Chor: „Was habt Ihr dann gemacht?“

“Zuerst gar nichts. Wir blieben wie angewurzelt auf unseren Stühlen, währenddem im Fernsehen der Krimi seinen Fortgang nahm. Der verummte Mann war inzwischen schon an der Schlafzimmertüre der Frau angelangt, die immer noch schreckensbleich auf ihrem Bett sass“.

“Und dann?“

Mein Vater fasste sich ein Herz, stand auf, stellte den Fernseher ab und horchte. Es war nichts zu hören. Dann ging er mutig hinaus in den Gang und weiter in die Waschküche. Dort stellte er fest, dass das Fenster offen geblieben war, was den Durchzug bewirkt und dazu geführt hat, dass die Türe vom Gang zur Waschküche mit grossem Krach zugegangen war. Die Mutter hatte zuvor noch Wäsche in den

Tumbler zum Trocknen gebracht, und in der Eile alles offen gelassen, um ja nichts vom Krimi zu verpassen“.

“Das war also alles?“

“Genau. Der Vater schloss das Fenster in der Waschküche, die Türe zwischen Gang und Waschküche, und die zwischen Gang und dem Wohnzimmer. Damit war der Spuk vorbei“.

“Und der Krimi?“

“Den haben wir uns nachher in Ruhe zu Ende angeschaut“.

“Hat der Mann die Frau wirklich umgebracht?“

“Das haben wir leider verpasst. Aber die Fortsetzung der Handlung liess keinen Zweifel daran, dass der Mann die Frau umbracht hat“.

“Hat man ihn erwischt?“

“Natürlich. Sonst wäre es ja kein Krimi gewesen“.

15 HASEN IN DER VILLA

In der gleichen Zeit, diesmal im Zug von Olten nach Bärenstadt, wurde ich nochmals Zeuge eines Gesprächs zwischen Damen. Diesmal waren es zwei Freundinnen, die einander gegenüber saßen. Ich sass im Abteil nebenan und las meine Zeitung. Ich achtete mich in keiner Weise auf das, was sich die beiden Schönen zu sagen hatten. Doch da wurde ich auf einmal auf das Gespräch aufmerksam. Es ging um Hasen.

Dazu muss man wissen, dass ich mich als Knabe um die Aufzucht von Kaninchen bemüht hatte. Ich besass eine Hasenmutter mit graublauem Fell, die recht oft Kinder in die Welt setzte, die zuerst blind waren, und dann recht rasch heranwuchsen. Da ich für diese Kaninchen im Winter viel Heu und Körner kaufen musste, kam ich mit meiner Hasenhaltung auf keinen grünen Zweig. Auch war es so, dass ich den Gedanken kaum ertragen konnte, diese zutraulichen Tiere müssten eines Tages sterben, um ihres Fells und ihres Fleisches willen. So gab ich diese Zucht bald wieder auf, dies auch, weil mich die Sekundarschule von Jahr zu Jahr immer stärker auf Trab hielt.

Die eine junge Dame, die mir schräg gegenüber sass, erzählte ihrer Freundin von ihren zwei Hasen.

“Du musst wissen“ begann sie, „wir haben bei uns Zuhause meinen zwei Hasen im Garten eine richtige Villa gebaut. Sie haben ein niedliches Chalet aus Holz – wie ein richtiges – als ihr Zuhause. Dort können sie bei schlechtem Wetter Zuflucht finden. Das Chalet ist innen mit Heu gepolstert. Es hat auch einen Wassertrog vor ihrer Villa. Ferner haben wir ihnen einen kleinen Teich gebaut, in dem sie sich im Sommer erfrischen können. Die leben in ihrer Anlage wie im Paradies!“

Die andere Freundin nickte zustimmend. „Das macht ihr ja prima. Aber was sind es denn: Männchen oder Weibchen?“

“Also“ begann die erste Freundin wieder. „Das ist etwas kompliziert, aber auch besonders drollig“.

“Warum?“

“Nun, wir haben in der Villa ein Weibchen und einen Ex-Mann, damit sie sich vertragen. Wäre es ein richtiges Männchen, hätten sie ja ständig Kinder. Das wollen wir nicht.“

“Ich verstehe. Aber was ist jetzt das Drollige daran?“

“Du musst Dir vorstellen, dass der Ex-Mann immer noch versucht, auf das Weibchen hinaufzusteigen, wie wenn er ein echter Mann wäre. Ist das nicht drollig?“ Die erste junge Dame lachte und zeigte ihre makellos schönen Zähne.

“Ja gewiss“ pflichtete ihr die zweite junge Dame bei, und lachte auch.

“Aber ist das nicht etwas grausam für den Ex?“

“Nein. Ich glaube nicht“ sagte nun die erste junge Dame, wieder ernsthaft geworden.

“Warum nicht?“ fragte die zweite junge Dame.

“Als Ex-Mann tut er das in voller Unschuld, wenn er auf das Weibchen hinaufsteigen will, und tut ihm ja auch nichts“.

“Und wie reagiert das Weibchen?“

“Es lässt es geschehen, wie wenn nichts wäre“.

“Aha“ sagte nun nochmals die zweite junge Dame. „Dann sind ja beide glücklich“.

“Ja“ strahlte die erste junge Dame vor Freude. „Ich habe wirklich zwei glückliche Hasen in ihrer Villa im Garten“.

16 DIE STERBEKLINIK

Es gibt in unserem hoch entwickelten, reichen Land eine seltsame Tendenz, die Anlass zur Sorge gibt: Immer mehr Menschen, den körperlich nichts zu fehlen scheint, wählen den Freitod. Die Suizidrate in der Schweiz ist eine der höchsten auf der Welt.

Zum Vergleich: Während des zweiten Weltkrieges, als unser Land einer extremen externen Bedrohung ausgesetzt war, und die Menschen nur wenig zu essen hatten, lag die Selbstmordrate auf einem historischen Tief. Man könnte also fast sagen: es geht uns zu gut.

Es gab und gibt viele Gründe für die Selbsttötung. Als Motive kommen Schwermut, seelische Störungen, schwere, unheilbare Krankheiten, Finanznöte, schwerer Liebeskummer und ein Bruch in der Karriereleiter in Frage, um nur einige zu nennen.

Die Zahl der Suizide wäre also in der Schweiz zu senken.

Nun gibt es eine andere Zahl, die jüngst Aufsehen erregt hat: 43% der Todesfälle in der Schweiz sind auf irgendeine Art *assisted*, kommen also zustande, indem ein Sterbender die Hilfe eines Arztes oder einer anderen Person in Anspruch nimmt. Das ist im Falle von chronischen Leiden, die mit starken Schmerzen verbunden sind, ohne Weiteres einsichtig und verständlich.

Aber es gibt auch eigentliche Sterbehilfeorganisationen, die Menschen, die an sich körperlich gesund sind, und trotzdem sterben wollen, ihre Dienste anbieten. Hier bewegen wir uns in einem schwierigen Feld, das auch gesetzgeberisch nicht leicht in den Griff zu bekommen ist: Wo liegen da die ethischen Grenzen? Welche Unterstützung eines Sterbenwollenden ist legitim und welche nicht?

Für mich – ich bin ein kompletter Laie auf diesem Gebiet – ist die Sachlage relativ klar: Es ist äusserste Zurückhaltung geboten in der Unterstützung eines Wunsches eines körperlich Gesunden zu sterben. Vielmehr sollte dieser auf den Weg zurück ins volle Leben gewiesen werden, wenn immer möglich.

Das Feld kann hier leicht von Scharlatanen bevölkert werden, die einem Sterbenswilligen einreden, er sei auf dem richtigen Weg, und ihm sogar noch die Anweisungen und Hilfsmittel liefern, wie er seinen Todeswunsch möglichst schonend für sich selbst und seine „Umwelt“ (Familie, Gesellschaft) vollbringen kann.

Ich habe schon Beides angetroffen: Einen Mann, der todeswilligen Personen Gift zur Verfügung stellte oder diesen selbst eingab. Der Mann ist dann verurteilt worden. Es wurde ihm sein „Handwerk“ gelegt. Dann kannte ich vor Jahren einen guten Freund, der sich das Leben nahm, obschon sich seine ganze „Umwelt“ sehr um ihn bemühte, und ihm neuen Lebensmut einflössen wollte. Ich könnte in diesem Zusammenhang auch von meiner eigenen Familie sprechen, in der mehrere tragische Todesfälle zu verzeichnen waren. Zuletzt hat sich mein jüngerer Sohn das Leben genommen, und zugleich den Tod seiner geliebten Freundin verursacht. Schlimmer kann es nicht mehr kommen.

Vor diesem Hintergrund habe ich weder Grund noch Veranlassung, mich zum Phänomen einer *Sterbeklinik* zu äussern. Das Thema könnte zu delikats sein und mir selbst zu nahe gehen.

Der einzige Grund, der mich trotzdem dazu verleiten könnte, eine Satire über eine *Sterbeklinik* zu schreiben, wäre, dass mich die Personen interessieren, die dort ein- und ausgehen.

Ich möchte das Schicksal eines Menschen beschreiben, der den Wunsch hat zu sterben, und diesen letztlich besiegt. Das Gute siegt über das Böse. Das Schlechte unterliegt dem Guten.

Todeswilligen Menschen sollte also neue Hoffnung gegeben werden, ganz nach dem Motto auf Französisch: *Tant qu'il y a de la vie, il y a de l'espoir.*

Die Handlung könnte ungefähr so aussehen:

Roger Baum, gestrandeter Arzt, der aus den Tropen zurück ist, öffnet eine neue Praxis. Er holt seine frühere Assistentin, Viviane Ross, in seine Dienste zurück. Zusammen gründen sie eine Sterbeklinik. Kunden haben sie noch keine.

Ralph Kummer, gewesener Immobilienkönig, hat nach dem jüngsten Crash jede Lebensfreude verloren. Er ist erst Fünfzig. Er sucht vergeblich eine Stelle. Er hat Schulden am Hals. Seine Ex-Frau waidet ihn aus. Seine Kinder fragen ihm nichts mehr nach. Ralphs Freundin Henriette wendet sich zunehmend von ihm ab. In dieser tristen Lage sieht Ralph die Annonce von Dr. Baums Sterbeklinik.

Ralph hat den ersten Besprechungstermin bei Dr. Baum. Er trägt dem Arzt seinen Todeswunsch vor. Dieser ist abweisend. Nein, das ist nicht der richtige Weg.

Doch beim zweiten Termin ist Dr. Baum schon eher bereit, auf den Wunsch seines Patienten einzugehen. Er schlägt ihm ein indianisches Gift vor, das im Amazonas gefunden hat. Es wirkt rasch und lässt kaum Spuren. Der Tod tritt sofort ein.

Ralph schreckt vor diesem Schritt zurück. Bei einer nächsten Konsultation gibt ihm der Arzt eine Dosis des todbringenden Giftes mit. Als Gegenleistung schliesst Ralph eine Lebensversicherung über 100'000 CHF ab, die zu Gunsten des Arztes lautet. Das würde die Honorarrechnung des Arztes decken, ohne die Erben von Ralph zu belasten.

Ralph bricht mit Henriette. Er schreibt Abschiedsbriefe. Er scheint entschlossen zu sein, den Schritt ins Ungewisse, in den Tod und eine neue Welt zu tun. Auch die Lebensversicherung ist schon in Kraft getreten. Alles ist scheinbar in Ordnung. Ralph verfasst sein Testament.

Da überstürzen sich die Ereignisse. Ralph erhält ein Stellenangebot von einem alten Freund, den er ganz aus den Augen verloren hatte. Die Sache ist seriös. Er muss sich in Zürich bei einen Headhunter melden, wo mit ihm viele Tests gemacht werden. Die langbeinige Assistentin des Headhunters, Frau Angelika Sommermatter, erwärmt das Herz von Ralph. Sie ist auch schon gegen Fünfzig, aber noch voller Pep und

Lebenshunger. Ralph entkommt ihr nicht. Er verbringt mit ihr ein Wochenende in ihrer Wohnung am Zürichsee, das ihn um zwanzig Jahre zurückversetzt. Seine Lebensgeister erwachen wieder.

Ralph beschliesst, das Gift Angelika anzuvertrauen. Er will es bis auf weiteres nicht mehr nehmen. Bei Angelika ist es sicher aufgehoben, ohne dass ihm etwas passiert. Dr. Baum kontaktiert er nicht mehr, der immer ungeduldiger wird, und auf der Auszahlung der Lebensversicherungssumme beharrt, was den Tod von Ralph voraussetzt. Ralph bekommt vom Doktor zunehmend drohende Mails.

Bald darauf liest Ralph in der Zeitung, eine junge Frau habe sich umgebracht, die bei Dr. Baum in der Sterbeklinik in Behandlung gewesen war. Ralph hatte diese junge Frau einmal flüchtig im Wartzimmer des Arztes gesehen. Eine Untersuchung folgt, auf Wunsch der geschockten Eltern der jungen Frau, die ans Tageslicht bringt, dass „Dr. Baum“ nur eine Ausbildung als Krankenpfleger genossen hatte und in Brasilien gesucht wurde, hatte er doch dort Patienten an einem Spital gegen ihren Willen ins Jenseits befördert. Alles fliegt auf. „Dr. Baum“ und seine Assistentin wandern ins Gefängnis.

Ralph zerreisst die Lebensversicherung. Angelika entsorgt das Gift. Die Beiden kommen sich immer näher, ihre Liebe wächst und sie beschliessen bei einem Candlelight-Dinner, bald zu heiraten. Im nächsten Monat kann Ralph seine neue Stelle in Singapur antreten, wohin ihm Angelika folgen wird.

Das Theaterstück hat also ein Happyend. Das ist auch richtig so. Bei einem so ernsten Thema muss das Gute siegen. Jeder andere Schluss wäre grausam und zynisch, und moralisch unhaltbar. Es gibt aber leider auch Opfer in diesem Stück: Zu denken ist in allererster Linie an die junge Frau, die sich mit ihren Studien- und Liebesproblemen vertrauensvoll an den „Herrn Dr. Baum“ gewendet hatte, inmitten einer Depression. Dieser hatte ihr keine bessere Therapie als den baldigen Tod vorgeschlagen, wobei der perfide Tausch darin bestand, dass er das Gift an der jungen Frau applizierte und sie ihm im Gegenzug 20'000 CHF von ihrem Sparheft schenkte.

Es ist zu hoffen, dass es in der Wirklichkeit keinen „Dr. Baum“ gibt, der todes-süchtige Menschen in ihrem Vorhaben unterstützt und noch von ihnen profitiert, einem Vampir vergleichbar. Oder wenn es solche Scharlatane gibt, wären sie samt und sonders auszurotten. Das ist aber vielleicht einfacher gesagt als getan.

17 DER BLUESSÄNGER MIT DER BASSGEIGE

Gegen Abend machte ich einen Spaziergang durch das Sohoquartier. Am Broadway trat ich in das berühmte Comestiblesgeschäft *Donna & Luca*, das nur so überquellte mit Lustbarkeiten aller Art. Dann genehmigte ich mir im *Vosges*-Schokoladeparadies einen Kakao, wie man sonst nur in Paris bekommt. Weiter ging es die Strasse hinunter zu einer Reihe von französischen und italienischen Restaurants, deren Speisekarten mir das Wasser im Munde zusammen laufen liessen. Aber ach. Es war ja erst kurz nach fünf Uhr und noch viel zu früh zum Essengehen.

Anschliessend bog ich in die fashionable Lower Broadway Street ein, die wunderbare Shops aller Art aufweist. In einem indischen Traiteurladen kaufte ich mir einen kleinen Snack. Dann kam ich zu einem exquisiten Schuhladen, der für die weibliche Kundschaft das Neueste vom Neuen darbietet. Eine junge Dame war damit beschäftigt, die Auswahl unter einer Vielzahl von hochhakigen Stiefeln feinsten Machart zu treffen, die alle sündhaft teuer sein mussten.

Als ich mich der Ecke Lower Broadway/Washington Square näherte, hörte ich Musik. Ein junger Mann, nur mit Hemd und Hose bekleidet, sang einen wehmütigtraurigen Blues. Er begleitete sich selbst auf einer Bassgeige, die er fast zärtlich in den Armen hielt. Ich blieb stehen. Ich hörte mir mehr als eine traurige Weise an. Vor dem jungen Mann befand sich am Boden ein Sack, in dem Ein-, Fünf- und Zehndollarnoten lagen, wild durcheinander. Ich entnahm einem Portemonnaie einen Fünfdollar-Schein und warf ihn in den Sack. Der junge Mann nickte mir anerkennend zu, und sang und spielte mit Leibeskräften weiter.

Neben mir stand ein junges Mädchen, das zwischen ihren Beinen eine Ladung Mineralwasserflaschen geklemmt hatte. Es war ein wunderbarer Indian Sommertag mit blaustem Himmel und einer Wärme, wie man sie in Mitteleuropa sonst nur im Hochsommer findet. Ich kam mit dem Mädchen ins Gespräch, das an an der New York University Kommunikation studierte. Sie kam aus dem Mittleren Westen. Als bald gesellte sich ihre chinesische Freundin zu ihr, die an der gleichen Uni studierte. Ich fragte die beiden jungen Damen, ob sie den Bluessänger kennen würden.

„Natürlich“, antwortete die Studentin mit dem Mineralwasser. „Er heisst Joel. Er arbeitet, so viel ich weiss, gerade im Geschäft neben als Verkäufer. Möglicherweise wohnt er auch dort im Gebäude. Er steht bei schönem Wetter jeden Abend hier an der Ecke und singt.“

Joel hatte eine Pause eingelegt. Er leerte den Sack und nahm das Geld zu sich. Ich näherte mich ihm. Der Sänger grinste mich freundlich an. „I'm Joel. And what's your name?“ „Paul. Paul from Switzerland.“

„Sehr erfreut“, sagte mir Joel, der mir lang die Hand schüttelte. „Wie gefällt Ihnen den New York?“ war sein nächster Satz. Die unvermeidliche, höfliche Standardfrage.

„Wunderbar“ sagte ich ehrlich. „Eine Superstadt“. Ich fügte dazu: „Und was machen Sie, Joel, in Ihrem Leben?“

“Ich spiele und singe, wie Sie sehen. Unter der Woche bügeln ich in einem Geschäft nicht weit von hier. Das ist mein Leben.“

“Und woher kommen Sie?“

“Aus dem Westen Amerikas. New York ist meine zweite Heimat geworden.“

“Haben Sie eine CD mit Ihrer tollen Musik?“

“Leider nein. Das ist ein Projekt. Aber das ist zu teuer zu produzieren. Vielleicht später einmal. Aber jetzt habe ich einfach Freude an meiner Musik“.

“Das ist ja wunderbar“ antwortete ich. „Aber ich würde gerne Ihre CD kaufen, wenn es dann einmal eine gibt. So haben Sie bereits einen ersten Kunden dafür.“

Joel lachte. Er begann wieder zu spielen. Meine fünf Dollar mussten ihn inspiriert haben.

Ein Mann kam halb im Laufschrift vorbei, mit Paketen beladen. Er stoppte und hörte sich den Schluss des Stücks an.

“Tolle Musik“ sagte ich zu ihm.

Er nickte anerkennend. „Tolle Musik.“

Dann schien ihm ein Geistesblitz gekommen zu sein. Er ging auf Joel zu.

“Junger Mann! Ich mache heute Abend in meiner Wohnung an der Prince Street eine grosse Party. Hätten Sie Zeit spielen zu kommen, so von sieben bis acht? Für eine Stunde?“

“Ja gerne“ antwortete Joel.

“Was ist denn Ihr Tarif?“

“50 Dollars die halbe Stunde“.

“Abgemacht! Für eine Stunde kriegen Sie 100 Dollars. Und dazu *Booze*, und Essen, soviel Sie wollen“. Der eilige Amerikaner, Typ Wall Street-Börsenmakler, kritzelte seinen Namen und seine genaue Adresse auf ein Stück Papier. Am Samstag schien er keine Visitenkarte auf sich zu tragen. Er übergab dem Musiker das Papierchen.

Joel warf einen Blick darauf. „Abgemacht“ nickte er.

Der Amerikaner rannte mit seinen Tüten weiter. Joel machte sich wieder daran zu spielen. Er schmetterte eine traurige Klage in den Abendhimmel, wer weiss, warum.

Ich verabschiedete mich von Joel und ging weiter, in den belebten Washington Park hinein.

18 DIE ANGEHENDE SÄNGERIN

Im September dieses Jahres hatte ich ebenfalls das Vergnügen, einige Tage in New York zu verbringen. Viele Europäer haben völlig falsche Vorstellungen von dieser Stadt. Um es auf eine Kurzformel zu bringen: Manhattan ist heute (wieder) einer besten Orte auf diesem Planeten. In New York lässt sich leben. Sehr gut leben. Zudem ist die Sicherheit jederzeit, bei Tag und bei Nacht, gewährleistet. Die Nummer 1-Stadt der Welt ist zurück im Geschäft.

Mitte der Woche stand Kultur auf dem Programm. Mit meinem Freund Manuel ging ich abends in die Metropolitan Opera Tickets kaufen. An der Vorverkaufskasse konnten wir zwei gute Plätze ergattern. Nicht billig. Aber mit 175 Dollars waren wir doch dabei. Beste Plätze im Parkett.

Nach dem Ticketzeit hatten wir noch etwas Zeit uns im MET-Shop herum zu sehen, wo es wunderbare CD-Ausgaben aller grossen Opern zu kaufen gibt. Das Problem ist nur, dass von einer einzelnen Oper, zum Beispiel *Le Nozze die Figaro* von Mozart, unzählige Aufnahmen mit verschiedenen illustren Besetzungen gibt. Was soll man da denn überhaupt kaufen? Welches ist die beste Aufnahme?

Ich kam an die Kasse, beladen mit den besagten *Nozze die Figaro*, *Idomeneo* und der *Traviata*. Ich hatte mir aufs gerate Wohl drei Aufnahmen herausgesucht.

Ich fragte die junge Verkäuferin, die mich freundlich anblickte, ob ich eine gute Wahl getroffen habe.

„Ja“, meinte sie lebhaft. „Diese drei Aufnahmen kann ich sicher empfehlen. Alle Interpreten sind hervorragend.“

Ich blickte in das belebte Gesicht mit den beiden grossen braunen Augen. Unvermittelt fragte ich: „Sind Sie auch Sängerin?“

„Ja. Wie haben Sie das erraten?“

„Einfach so“. Ich zuckte mit den Schultern. Die junge Frau nahm die Kreditkartenbuchung vor. Ich liess sie in Ruhe arbeiten. Als die Transaktion vorbei war und ich unterschrieben hatte, nahm ich den Faden des Gesprächs wieder auf.

„Also, der Gedanke ist ja nahe liegend, wenn wir uns hier in der MET befinden. Was singen Sie?“

„Ich bin ein Soprano. Ich habe soeben mein Gesangsstudium abgeschlossen.“

„Und nun singen Sie in der MET?“

Die junge Frau lachte. Sie war wirklich hübsch, dachte ich bei mir. Ein schönes Gesicht, eine gesunde Natur, eine fröhliche Ausstrahlung, die Figur etwas füllig, wie sich das für eine Sängerin gehört, aber nicht mehr, und ein sehr kleidsames langes Gewand. Alles perfekt.

“Nein. Noch nicht. Vielleicht später einmal.“

“Warum noch nicht?“

“Für die MET ist meine Stimme zu jung. Ich bin erst 26. Ich brauche sicher noch sechs Jahre, bis meine Stimme so ausgebildet ist, dass ich an grosses Opernhaus gehen kann.“

“Und da müssen Sie viel üben?“

“Drei Stunden pro Tag. Das ist die Norm. Jeden Tag.“

Ich nickte anerkennend.

“Ich bewundere Sie!“

Ich erhielt zum Dank ein bezauberndes Lächeln. Ich blickte auf das Namensschild der jungen Frau, *Robyin B.*

Sie sah es auch. „Fragen Sie sich, woher ich komme?“

“Genau!“

“Also, das ist eine komplizierte Geschichte. Zu einem Teil bin ich Schottin, zu einem weiteren Teil Deutsche und zu einem dritten Teil komme ich aus Polen.“

“Aber das ist ja eine interessante Mischung! Sprechen Sie deutsch?“

Sie lachte. „Ein bisschen. Ich war schon in Deutschland“ sagte sie in perfektem Hochdeutsch.

Ich antwortete auf Deutsch: „Das ist ja wunderbar“.

Dann war es Zeit zu gehen. Ich wünschte der jungen Frau auf Englisch alles Gute für Ihre künftige Karriere und sagte ihr voraus, sie würde in zehn Jahren in der MET singen, und ich würde mich dann verzweifelt um eine Karte für ihre Vorstellung bemühen.

Sie lachte nochmals. Ihr herzliches Lachen. Mein Kompliment *pro futuro* hatte sie gefreut. Sie gab mir auch die Hand.

Dann wandte sie sich dem nächsten Kunden zu. Ich verliess den Laden, nicht ohne mich nochmals umzudrehen, um von der künftigen Operndiva Robyin B. einen letzten Blick zu erhaschen.

19 DER MALER IM PARK

Ein Sonntagmorgen in New York hat es in sich. Die ganze Stadt verschreibt sich der Musse. Zuerst fuhr ich mit dem Taxi vom Hotel in den Battery Park. Dort bahnte ich mir den Weg durch Flanierer und Jogger, und jungen Leuten auf Rollerblades, bis ich zur Anlegestelle des Schiffs kam, das hinaus zur Freiheitsstatue fährt.

Später, nach dem Besuch der *Lady Liberty* und von *Ellis Island*, kam ich per Schiff wieder zurück in den Battery Park. Dort war im einen Teil ein lautes Getöse zu vernehmen. Eine Rockband übte für ein Nachmittagskonzert. Ich wandte mich dem ruhigeren Teil des Parks zu, von wo ich nochmals einen schönen Blick auf die Freiheitsstatue in der Ferne geniessen konnte, die ganz im Sonnenlicht lag. Ich knipste ein letztes Foto. Dann war der Film zu Ende.

Ich riss mich von diesem Anlick los. Ich ging, immer noch im Park, stadteinwärts, Mein Ziel war es, einen Taxi für nach Soho zu finden.

Da sah ich links von mir, auf einem wenig begangenen Weg, einen Maler stehen, der vor sich die Staffelei aufgebaut hatte. Mal schaute er in die Bäume hinein, die sich unter dem tiefblauen Himmel in allen Details abzeichneten, mal gab auf er sein bereits fortgeschrittenes Werk einen Pinselstrich. Als ich ganz nahe beim Künstler war, sah ich auch seinen Malkasten, in dem alle Ölfarben säuberlich aufgereiht waren. Die Palette, die er in der linken Hand hielt, war voller Farbtupfer.

Ein Bild stieg vor mir auf: Wie ich selbst vor zwanzig Jahren in Bärenstadt Malunterricht genossen hatte bei einem begabten Künstler. Damals hatte ich auch eine Staffelei, eine Leinwand und Farben besessen. Leider hatte ich dieses Hobby dann wieder an den Nagel gehängt, da ich ins Ausland ging.

Ich sah dem Maler einige Augenblicke bei seiner Arbeit zu, ohne etwas zu sagen. Ich studierte das Bild. Im Vordergrund hatte es den Weg, dann kamen die Bäume voll grünem Laub, und hinten rechts schaute noch der Ansatz eines modernen schwarzen Hochhauses hervor. So sah das auch in der Wirklichkeit aus. Das lichtdurchflutete, impressionistische Gemälde schien mir recht gelungen zu sein, nur das Hochhaus im Hintergrund schien zu stören.

Das sagte ich auch dem Künstler, der mich unter seinen buschigen Augenbrauen belustigt ansah. Es war ein Mann im besten Alter, gegen Fünfzig, mit gepflegtem Schnauz. Ein Gentlemanmaler.

„Ja, da haben Sie Recht“ antwortete er. „Ich glaube, ich werde das Hochhaus schliesslich noch übermalen. Es stört wirklich.“

„Aber es ist doch dort“ wagte ich einzuwenden.

„Aber trotzdem. Sie haben Recht. Es stört. Ich werde es beseitigen.“

Er malte weiter an einem Baum.

„Vor langer Zeit habe ich auch einmal gemalt. Schade, dass ich das nicht mehr tue“

begann ich wieder.

“Sie werden lachen“ antwortete der Künstler. „Mir geht es nicht viel anders. Ich habe zum letzten Mal vor 25 Jahren gemalt. Erst vor kurzem habe ich wieder angefangen.“

Ich nickte anerkennend.

“Aber wissen Sie“ fuhr er fort, nachdem er wieder einen Pinselstrich aufgetragen hatte, und prüfend auf das Bild geschaut hatte, „es gibt *ein* Problem.“

“Und das wäre?“ fragte ich.

“Man muss verdammt aufpassen, dass das Hobby nicht auf eine Mal zur *Arbeit* wird, wenn man zuviel davon tut. Diese Gefahr besteht immer wieder von neuem.“

Ich nickte ernsthaft. „Ich kann Ihnen das nachfühlen. Mir geht das gleich, aber auf einem anderen Gebiet. Ich bin Hobbyschriftsteller, und habe die Tendenz, zuviel Zeit und Energie in dieses *Hobby* zu investieren. Auch bei mir besteht die Gefahr, dass das Hobby unvermittelt zur *Arbeit* wird, was ja schade wäre“.

“Genau so ist es“ antwortete der Mann. „Hobby und *Arbeit* sind zu trennen. Sonst leiden am Schluss beide. Und allem voran: Hobby darf nicht zur *Arbeit* werden, sonst hört der Spass auf, beziehungsweise ist damit wieder aufzuhören.“

Ich nickte nochmals zu zustimmend. „Ja, genau so ist das.“

Ich nahm vom Hobbykünstler herzlich Abschied. Er hatte mir an diesem frühen Sonntagnachmittag etwas gelehrt, was ich nicht so schnell wieder vergessen würde.

20 MEIN ARZT UND SEINE GUTEN RATSCHLÄGE

Seit Jahren gehe ich zum gleichen Arzt, der mich bestens berät. Ich habe hohen Blutdruck, erblich bedingt, und muss diesen medikamentös behandeln. Bei den hervorragenden Präparaten, die heute der Medizin zur Verfügung stehen, ist das kein Problem.

Komme ich zum Arzt, spielt sich immer das gleiche Ritual ab. Zuerst muss ich auf die Waage. Ich habe da immer Angst, mehr als letztes Mal zu haben. Wir bewegen uns da in der oberen Hälfte der neunzig Kilos. Über 100 Kilos zu haben wäre der Weltuntergang für mich. Dann darf ich mich setzen. Als Nächstes kommt das Ritual des Blutdruckmessens. Ich versuche mich jeweils zu beruhigen. „Nur ruhig atmen. Keine Verspannung“ sagt der Arzt jeweils. Doch das hilft wenig. Ich bin meist etwas angespannt. Dann kommt das Resultat, einem Urteil im Gerichtssaal gleich: „120 auf 80“. Ich atme auf. Das ist ja ein Superwert!

Dann kommt gleich die Frage des Arztes: „Was haben Sie gemacht, dass Ihr Blutdruck heute so tief ist?“

Ich schüttele meine Schultern. „ich weiss nicht. Vielleicht liegt es daran, dass ich derzeit beruflich und privat wenig Stress habe“.

„Das ist ja wunderbar“ antwortet der Arzt. „Behalten Sie das so bei. Aber“ – er zeigt auf mein Gewicht, das er mit seiner Doktorschrift notiert hat – „bei diesem Wert können wir nicht zufrieden sein. Sie sollten endlich fünf Kilos abnehmen.“

Ich nicke. Dann betet mir der Arzt wieder seine Litanei herunter an guten Ratschlägen, wie dem Gewicht beizukommen wäre. Dazu benutzt er seine Hände.

„Also! Faktor eins, zwei und drei“ – er benutzt Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger – „heissen Bewegung, Bewegung und Bewegung. Sie sollten jeden Tag eine Stunde marschieren. Sie sollten kein Lift benützen, sondern das Treppenhaus. Sie sollten auch über Mittag das Büro verlassen und etwas in der Stadt herumwandern.“

Ich nicke wieder zustimmend. Ich kenne das schon auswendig.

„Und nun kommen wir zum vierten Punkt“. Der Arzt schaut mich durchdringend an, und legt den Ringfinger zu den drei anderen Fingern, die schon gekrümmt sind. „Das Essen. Sie müssen viel mehr Früchte und Gemüse essen, und viel weniger Fleisch, Teigwaren und Brot. Und abends könnte ein Joghurt genügend sein. Sie kennen doch das Sprichwort?“ Ich nickte lebhaft. Der Arzt erspart mir seine Wiederholung: Essen am Morgen wie ein Kaiser, am Mittag wie ein König und abends wie ein Bettler.

„Den letzten Punkt kennen Sie auch schon“. Der Arzt krümmt nun auch den kleinen Finger seiner Hand und legt ihn zu den vier anderen. „Er heisst: Alkohol ja, aber in Massen. Ein gutes Glas Rotwein am Abend. Aber keine grosse Mengen Alkohol, weder am Mittag, noch am Abend. Über Mittag sollten Sie es wie die Amerikaner halten: Totaler Verzicht auf Alkohol. Sie wollen ja am Nachmittag auch noch arbeiten und nicht im Büro schlafen. Denken Sie immer daran: Alkohol ist für den Körper Gift.“

Das wissen auch die Russen, die drei Wochen im Monat wie wild Wodka saufen, aber dann eine Woche gar nichts mehr trinken. Denn sie wissen, dass sich ihre Leber erholen muss vom Gift, das man ihr zuvor zugeführt hat, und das sie verarbeiten muss. Die Leber muss sich wieder regenerieren.“

Auch das hatte ich alles von meinem Arzt schon gehört. Ich nickte trotzdem zustimmend. „Sie haben Recht, Herr Doktor. Genau so sollte ich es halten. Einige Kilos weniger würden mir gut tun.“

Der Arzt ist mit mir zufrieden. Er gibt mir die Präparate, die er mir soeben verschrieben hat: Das Übliche für den Blutdruck, und etwas Meersalzlauge für die trockene Nase.

Dann begleitet er mich zum Ausgang. Es ist Mittag. Ich bin der letzte Patient. Er verabschiedet mich herzlich. Ich grüsse ihn ebenso freundlich.

Dann habe ich wieder für zwei drei Monate Ruhe, und kann weiterhin essen und trinken, was mein Herz begehrt. Aber der Doktor hat schon Recht: etwas Mässigung bei beidem und mehr Bewegung würde mir nichts schaden.

21 DIE BRAUEREIROSSE UND DIE PROMILLEGRENZE

Anfangs dieses Jahres ist eine neue Promillegrenze für den erlaubten Alkoholgenuss für Autofahrer in Kraft getreten: 0,5 Promille. Die bisherige Grenze hatte auf 0,8 Promille gelautet. Das Schweizer Parlament ist damit auf den in der Europäischen Union geltenden Grenzwert eingeschwenkt.

Die Aufregung zu Beginn war riesig. Man fragte sich weiland, ob nun alle guten Landgasthöfe vom Aussterben bedroht seien. Diese konterten mit Taxigutscheinen an ihre treuen Gäste und mit der Möglichkeit, gute Flaschen, die nicht ganz ausgetrunken waren, abends ins traute Heim mitzunehmen. Alles kluge Ideen, die dem Ernst der Lage angepasst sind.

Soviel ist aber weiss, hat bis heute – es sind schon Monate seit der Einführung der 0,5 Promillegrenze ins Land gegangen – noch kein einziger Landgasthof Konkurs anmelden müssen. Der Mensch gewöhnt sich alles. Trinkt er jetzt etwas weniger, ist das gut für seine Gesundheit und die Verkehrssicherheit.

Im Sommer befand ich mich im Jura auf einer Flueh, von der man bis zu den Alpen sieht. Es hat dort ein lauschiges Bergrestaurant, das nur in der guten Jahreszeit und bei schönem Wetter offen ist. Dann wimmelt es dort von Ausflüglern.

Ich sass mit meinem Sohn an einem Tisch und wartete gottergeben auf die Bedienung, die auf sich warten liess. Desgleichen warteten unsere beiden Nachbarn, eine Dame und ein Herr im Velodress. Beide waren sehr schlanke Menschen. Das intensive Velotraining schien seine Wirkung nicht zu verfehlen.

Ein Mädchen spazierte an den Restaurantgästen vorbei, die auf Bänken an den Tischen im Freuen sassen, ihr Essen genossen oder warteten wie wir. An der Leine zog es ein schweres Ross hinter sich her, das an einem Baum vertäute. Der Velofahrer schräg gegenüber von mir stellte fachmännisch fest: „Das ist ein Hafliger“. Ich antwortete: „Das sieht für mich fast wie ein Brauereirosse aus, so breit und stämmig“.

„Ja, aber nur fast“ antwortete der Mann. „Brauereirosse sind viel grösser. Sie werden unter anderem mit Bier gemästet. Davon trinken sie gerne.“

„Das ist ja nahe liegend“ meinte nun mein Sohn. „Nicht von ungefähr sind sie in einer Brauerei zuhause“.

Ich musste lachen. Mir kam ein Gedanke. Ich fragte den Herrn schräg gegenüber: „Glauben Sie, die neue Promillgrenze von 0,5 gilt auch für die Brauereirosse?“

Alle lachten. Die Frau des Velofahrers sagte: „Ich glaube, die neue Promillgrenze gilt auch für Velofahrer, wird aber selten durchgesetzt. Analog könnte sie doch auch für Brauereirosse gelten. Die sind doch auch Verkehrsteilnehmer.“

Wir liessen die Frage auf sich bewenden. Wir wussten alle die Antwort nicht. Auch ein gelehrter Jurist, dem ich die Frage später vorlegte, wurde nicht, ob es im Strassenverkehrsrecht einen Paragraphen bezüglich der Promillgrenze für

Brauerairosse habe, oder ob eine entsprechende Rechtsprechung existiere.

“Frag doch die Brauerairosse selbst. Sie wissen es vielleicht“ riet er mir lachend.

So bin ich also immer noch im Ungewissen, ob Brauerairosse, die ja auch Verkehrsteilnehmer sind, ziehen sie zur Viert oder zu Sechst mit den Bierfässern auf dem Wagen durchs Land, dem Strassenverkehrsgesetz unterliegen und damit auch die Promillgrenze von neu 0,5 Promille zu beachten haben.

Jede Person, die mich über diese Frage aufklären kann, ist willkommen!

22 MORGENSTRAICH REVISITED

Es ist etwas Eigentümliches mit Dingen, die man schon lange nicht mehr getan hat, und dann nach langem zeitlichen Abstand wieder tut.

So ging es mir diesen Februar, als ich erstmals wieder am Morgenstraich in Basel war.

Der Morgenstraich ist eine Institution, die auf das Mittelalter zurück geht, und Nicht-baslern nur sehr schwer zu erklären ist. Das Einfachste, man geht selbst hin, und erlebt den Morgenstraich *life*.

Er beginnt damit, dass an einem Montagmorgen um zwei Uhr aufsteht. Das ist überhaupt nicht meine Sache. Aber ein Mal im Jahr kann auch ich dieses Opfer bringen. Noch halbverschlafen stehen dann gegen Hundert Menschen um drei Uhr morgens auf dem Bahnhof unseres Dorfes. Wir nehmen alle den Zug nach Basel, Richtung Morgenstraich. An jeder Station steigen mehr Personen zu. Einige stecken in Fasnachtskostümen. Die Larve. Die sie später aufsetzen werden, halten sie noch unter ihrem Arm geklemmt.

Wie kommen um halb Vier im Bahnhof Basel an. Dieser ist voller Menschen. Es herrscht ein Gedränge – eben nur wie am Morgenstraich. Ich kämpfe mich vorwärts. Eine riesige Menschenschlange wälzt sich aus dem Bahnhof durch den Park mit dem Strassburgdenkmal Richtung Innenstadt. Dort teilt sich der Strom in kleinere Gruppen.

Ich komme nun recht gut vorwärts und erreiche den Barfüsserplatz, wo ich mich auf der Traminsel in der Mitte postiere. Noch fährt kein Tram. Die Uhr am hohen Pfosten zeigt Fünf vor Vier. Also habe ich noch fünf Minuten zu warten, bis der grosse Moment da ist, und der Morgenstraich beginnt. Um mich herum warten viele andere Menschen auf diesen Augenblick. Sie sind alle gut eingehüllt, in Winterjacken und Mäntel. Es ist nicht besonders kalt. Es könnte aber regnen. Ich habe auch meinen Schirm bei mir.

Dann plötzlich gehen alle Lichter aus. Die Uhr zeigt genau vier Uhr. Der Morgenstraich kann losgehen! Plötzlich brechen aus allen Seitengassen Cliquenzüge hervor. Zuerst der Tambourmajor mit seinem grossen Stab, dann die Trommler und Pfeifer, in wohlgeordneten Reihen, dahinter die grosse beleuchtete Laterne (mit einem besonderen Sujet), und schliesslich dahinter die Cliquenmitglieder. Es ist einfach wunderschön, das alles anzusehen, und den rassigen Märschen zuzuhören, welche die Nacht mit ihrem Klang erfüllen.

Dieses Schauspiel dauert, bis zwei drei Stunden später der Morgen dämmt. Die müden Trommler, Pfeifer, Laternenträger, Cliquenmitglieder und Zuschauer verziehen sich in die Beizen, um die Mehrsuppe und die Zwiebel- und Käsekuchen zu geniessen, zusammen mit einem Glas Bier. Ein etwas unübliches Morgenessen – aber es gibt ja nur einmal im Jahr den Morgenstraich.

Um sieben Uhr sind die Züge wieder voll von Heimkehrern, welche nochmals ihre Bettruhe suchen. Der Morgenstraich war dazwischen ein schöner Traum gewesen.

(leere Seite)

OPUS 9

DER ZAUBERWALD

UND

ANDERE KURZGESCHICHTEN

(Geschichten 9)

PAUL EDUARD

[as-print]

Copyright by Paul Eduard 2007

Meinen lieben treuen Freunden gewidmet

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
VORWORT	4 / 48
1 DER ZAUBERWALD	5 / 49
2 DIE MINERALWASSERBAR	7 / 51
3 DER STUHLVERMIETER	9 / 53
4 CAFE MILANI	11 / 55
5 THE WORLD IS FULL OF DANGERS...	14 / 58
6 VÖGEL IM HANF	16 / 60
7 DIE VERBOTSGESELLSCHAFT	18 / 62
8 EMPFÄNGE	20 / 64
9 THE YOLLIES – DIE RÜSTIGEN RENTNER	21 / 65
10 DER OBERST UND DAS HINDERNIS	22 / 66
11 NEW YORKER MARATHON	25 / 69
12 DIE DREI FAKTOREN DES ERFOLGS	27 / 71
13 HOHTÜR LI	29 / 73
14 DAS SOLOTHURNER BROT	32 / 76
15 DIE EXTREME VERKÜRZUNG	33 / 77
16 LIEBE IN ALTER UND NEUER ZEIT	34 / 78
17 DER TEPPICHHÄNDLER	36 / 80
18 GÄSTE ZU VERMIETEN	38 / 82
19 HEIDI'S HÜTTE	40 / 84
20 UND WENN DIE NATUR EIN VERFALLDATUM HÄTTE	41 / 85
21 DIE ARMEN ALTEN	43 / 87
22 DER IGE L UND ICH	44 / 88
Bestellhinweis	45 / 89

VORWORT

Diese neunte Geschichtensammlung enthält wiederum kürzere und längere Erzählungen und Betrachtungen, wobei diese wiederum recht unterschiedlicher Natur sind.

Die Geschichten sind anfangs 2006 entstanden.

Bern, im Herbst 2007

Paul Eduard

1 DER ZAUBERWALD

Die Zeit zwischen Weihnachten hat ein besonderes Fluidum. Das alte Jahr ist fast vorbei, aber noch nicht ganz. Das neue Jahr kommt in wenigen Tagen, ist aber noch nicht da. Unsere Gedanken schwanken zwischen Rückblick und Vorahnungen. Wie war das alte Jahr? Wie wird das nächste Jahr?

Am Vortag und über Nacht hat es heftig geschneit. Nun liegt Schnee um mein ganzes Haus. Es ist hell, aber die Sonne kommt nicht ganz durch den Nebel, der im Tal liegt.

Ich beschliesse, am Nachmittag des freien Tages auf der Schafmatt einen Spaziergang zu machen. Es handelt sich um einen Juraübergang mit langer Geschichte. Dieser Pass ist aber nie ausgebaut worden, und fristet immer noch ein stilles und verträumtes Dasein. Eine enge Strasse führt von O. den Berg hinauf, zuerst quer durch den Wald und dann weiter in Kurven bis auf die Wasserscheide hinauf, wo es Parkplätze gibt.

Schon auf dem Weg von O. auf den Pass überkommt mich das Staunen. Der Wald ist ganz in weisse Watte gehüllt. Der Schnee liegt so dicht auf allen Zweigen, dass das schwarze Holz nur noch einem Strich gleich zu sehen ist, wozu noch das Dunkel der Stämme kommt. Sonst ist alles weiss. Noch seltsamer sind kleine Büsche anzusehen, bei denen der Schnee die Zweige bedeckt, jedoch auf unter ihnen einen weissen Bart bildet. Die Kombination weiss – schwarz – weiss, also Schnee auf dem Zweig, schwarzes Holz und Schnee unter dem Zweig, ist von besonderem Reiz.

Ich steige aus. Neben mir hat bereits eine junge Frau geparkt, die mit ihren zwei kleinen Mädchen schlitteln geht. Die jüngere der beiden Kleinen hat keine Lust, vom warmen Auto in die kalte Natur zu gehen. Die Mutter muntert sie auf. „Das Schlitteln wird Dir bestimmt Spass machen!“ Die Kleine tritt mit ihrem Minischlitten mit zum Abhang.

Ich sehe dem Trio nach. Dann nehme ich die weisse Pracht um mich auf, ganz langsam, und ganz bewusst. Der Wald oben an mir ist ganz in Weiss gehüllt. Es ist ein zauberhafter Anblick.

Ich gehe zu Fuss die Strasse hinunter in Richtung O. Mitten im Wald entdecke ich eine Elektroleitung, die nun einer Wäscheleine gleicht. Sie ist oben mit weissem Schnee überzuckert. Aber auch unter dem dicken Kabel, das kaum zu sehen ist, hat sich die weisse Pracht angesammelt, sodass der ganze Draht in dickem Weiss steckt, rundherum.

Links zweigt von der Strasse ein kleiner Pfad ab, der mich tief in den Schnee führt. Eine Spur ist kaum zu sehen. Oben, unten, links und rechts – ich befinde mich völlig im Schneeland. Von den grossen Bäumen, Tannen und Buchen, die ganz von einer dicken Schneeschicht überzogen sind, ragen nur noch die kahlen schwarzen Stämme senkrecht in die Luft. Es ist so still und ruhig wie auf einem Friedhof.

Ich kehre auf die Passhöhe zurück und nehme einen anderen Weg, der noch weiter hinaufführt. Ich unterquere eine riesige Stromleitung, deren Elektrizität in der Winter-

kälte summt. Ich hoffe, dass der Schnee auf den Leitungen nicht so schwer ist, dass die Starkstromleitungsmasten geknickt werden, und ich vom elektrischen Strom in den danieder sinkenden Leitungen nicht noch getroffen werde. Ich gehe etwas rascher, um aus dieser Gefahrenzone hinaus zu kommen.

Weiter oben im offenen Gelände zweigt ein kleiner Weg nach links ab, in einen Tannenwald hinein. Ich entschliesse mich, diesen Weg zu nehmen.

Was mich empfängt, ist ein richtiger Zauberwald. Der Schnee liegt hier so dicht am Boden und auf den Bäumen, dass die Tannen von Kopf bis Fuss in ein majestätisches Weiss gehüllt sind, und nur die schwarzen Stämme noch zu sehen sind.

Ich halte an. Ich staune. Es würde mich nicht verwundern, wenn dieser Schneewald mit Elfen und Feen bevölkert wäre, mit allerlei wildem Volk, das wir sonst nur aus Märchen – und neuerdings aus Harry Potter – kennen.

Doch es rührt sich nichts. Diese weiss-schwarze Tannenwald im Festgewand hält sich ganz still.

Ich gehe zurück, aus dem Zauberwald hinaus, bis ich wieder auf dem Parkplatz bin.

Nochmals ein Blick rings herum auf die weissgezuckerten Wälder, auf diese herrliche Pracht, welche die zarte Sonne nun zum Glitzern bringt. Dann hat mich das Auto und die menschliche Zivilisation wieder, die solche Wunder nicht zustande bringen kann.

2 DIE MINERALWASSERBAR

Seitdem in unserem schönen Land nur noch eine Alkoholtoleranz von 0,5 Promille auf den Strassen herrscht, ist es aus mit Wein, Weib und Gesang in unseren prächtigen Gastronomietempeln.

Genügsamkeit ist angesagt. Verzicht auf bauchige Flaschen. Vernunft, und nochmals Vernunft.

In dieser traurigen neuen Situation sind innovative Jungunternehmer gefragt, welche aus der behördlich verordneten Einschränkung des Alkoholkonsums Vorteil ziehen möchten.

Ich möchte Ihnen heute einen solchen cleveren Burschen vorstellen.

Rainer S. ist auf die glückliche Idee gekommen, eine Mineralwasserbar zu eröffnen.

Er hat in der Altstadt von Bärenstadt einen trendigen Keller gemietet. Auf einer engen Stiege kommt man hinunter in einen recht grossen rechteckigen Raum. Hinten an der Wand befindet sich eine lange Theke mit Barhockern.

An dieser steht Tessy, Rainers Freundin, ein Mädchen mit tiefblauen Augen und langen blonden Haaren. Sie hat ein ansteckendes Lachen, und strahlt Gesundheit und Lebensfreude aus. Das äussert sich auch darin, dass die zwanzigjährige Dame mit der ganzen Welt per Du ist, und auch einen Fremden sofort duzt.

Ich kam also zum ersten Mal in meinem Leben in diese Altstadtbar. Tessy begrüsst mich aufs Herzlichste.

“Also, Sie, nun Du, was willst Du? Wie heissest Du?“

Ich gehe auf das Spiel ein. „Ralph. Und Sie?“

“Tessy. Eigentlich Teresa. Aber alle nennen mich Tessy. Was willst Du?“

Sie zeigt auf die vielen Mineralwasserflaschen, die auf einem Gestell hinter der Theke, gerade an der Wand, aufgestellt sind. Von jeder Marke hat es verschiedene Jahrgänge. So kann man Valserwasser des Jahrgangs 2000, 2001 oder 2002 haben, zu zwei Franken pro Dreideziliglas. Teurer wäre eine Rarität: Ein Deziliter Perrier aus dem Jahre 1990. Das kostet fünf Franken.

Ich entschliesse mich für ein Valserwasser Jahrgang 2000. Tessy schenkt mir das Glas ein und stellt es vor mich. „Voilà“, höre ich sie sagen, wobei sie mir ein bezauberndes Lächeln schenkt, „das macht zwei Franken“. Ich gebe der entzückenden jungen Dame drei Franken. Das fünfzigprozentige Trinkgeld von einem Franken wird wiederum mit einem Lächeln belohnt, das Eis zum Schmelzen bringen würde.

Ich nehme einen Schluck von diesem kostbaren Wasser. Es schmeckt nicht schlecht. Mein Arzt hat mir ja auch schon empfohlen, Valserwasser zu trinken. Warum, weiss

ich nicht mehr. Auch bei diesem guten Ratschlag des Arztes ist mir seine gute Begründung nicht mehr präsent. Ich werde ja auch älter – und da kann man sich nicht mehr an alles entsinnen, bzw. alles behalten.

“Wie läuft das Geschäft?“ frage ich die Schöne.

Sie verzieht den Mund. „Am Anfang, vor zwei Monaten, hatten wir jeden Tag die Bude voll. Da hatten wir ja auch Zeitungsartikel über uns. Das Verbot der 0,8 Promille war neu, und jeder wollte zeigen, dass er etwas für die Gesundheit und das vorsichtige Autofahren tut.“

“Und nun?“ frage ich.

“Jetzt ist der Reiz des Neuen dahin. Am Nachmittag ist das Lokal ganz leer. Deshalb werden wir ab nächstem Monat nur noch am Abend aufmachen. Ich studiere ja auch noch. Nachmittags habe ich öfters Vorlesungen oder Seminare.“

“Was studieren Sie denn? Wasserkunde?“

Sie lacht und zeigt ihre makellosen weissen Zähne.

“Nein. Juristerei. Da kann ich Sie einmal verteidigen, wenn Sie mit 0,8 Promille am Steuer erwischt werden“.

“Das ist ja gut“ antworte ich. „Und was ist dann die Strafe?“

“Sie dürfen während eines Jahres nur noch meine Mineralwasserbar aufsuchen. Unsere *Grands Crus* werden Sie, pardon, Dich, davon heilen, je wieder ein Glas Wein in die Hand zu nehmen.“

“Das sind ja tolle Aussichten“ nicke ich.

“Aber doch noch eine Frage. Wem gehört diese Bar? Deinem Freund?“

“Nein. Er ist nur Geschäftsführer in Miete. Das Lokal selbst gehört einer grossen Bierbrauerei, welche diversifizieren will. Man weiss ja nie, wann der Alkohol ganz verboten wird“.

Ich nicke wieder. „Ja, das ist klug. *Gouverner c'est prévoir.*“

Mit diesen Worten schwinde ich mich vom Barhocker. Ich winke Tessy zu und verlasse das Lokal, das ich seither nicht mehr aufgesucht habe.

Ich glaube, es kürzlich wieder in eine Bierbar umgestaltet worden, mit einer Auswahl von über 200 Sorten, nicht Jahrgängen. Tessy habe ich auch nicht mehr gesehen. Aber es wird ja nie zu spät sein, dass sie mich vor dem Kadi verteidigt, sollte ich eines Tages mit zuviel Alkohol im Blut erwischt werden.

3 DER STUHLVERMIETER

Es gibt kaum was Schöneres, als im Sommer in einem Café oder Restaurant zu sitzen unter freiem Himmel, und die vorbei flanierenden Menschen anzusehen. Gibt es dazu auch noch eine schöne Aussicht, ist das Ganze noch viel besser.

Leider ist es nun aber so, dass die Zahl der Sitzplätze in einer Gartenwirtschaft oder einem Strassencafé begrenzt ist. Bei schönem Wetter gibt es viel mehr Nachfrage als Angebot bezüglich der verfügbaren Stühle.

Öfters spielen sich geradezu dramatische Szenen ab, wenn ein oder zwei Plätze frei werden, und mehrere Einzelpersonen oder Paare in den Startlöchern stehen, um sich diesen bzw. diese Sitzplätze zu sichern. Da kann leicht ein neuer Hürdenrekord aufgestellt werden in der Distanz zwischen Lauerplatz (stehend) und dem begehrten Stuhl. Noch schlimmer. Kommen zwei Stuhlinteresenten ungefähr zur gleichen Zeit zum Ziel ihrer Begierde – dem einen oder den zwei Sitzplätzen – kann sich ein eigentlicher Hahnenkampf entspannen bezüglich der Frage, wer zuerst da war bzw. wer mehr Anrecht hat auf den frei gewordenen Stuhl, handle es sich nun um einen oder deren zwei.

Paare sind in diesem Sitzkampf im Vorteil gegenüber Einzelpersonen. Sind nämlich zwei Plätze frei, ist für den zuerst angekommenen Einzelnen schwer, diese gegenüber einem Paar zu verteidigen, das auch gerade nach ihm angerauscht ist.

Noch schlimmer ist, wenn Einzelpersonen ostentativ mehre Stühle besetzen und gegen alle später Ankommende mit dem Hinweis verteidigen, „man“ warte eben noch auf Freunde oder Verwandte, die jetzt gerade noch beim Einkaufen weilten oder im Begriffe ständen das Auto zu parkieren.

Ein weiteres Ärgernis sind die Langsitzer, die den Neuankommenden alle Hoffnung rauben, je auf einem Platz an der Sonne zu sitzen.

Schliesslich sind auch noch die Habitués ein Spezies, vor dem man sich in Acht nehmen muss. Diese können erst ankommen, wenn alles schon besetzt ist, und seelenruhig behaupten, dieser Platz bzw. Stuhl gehöre seit Urzeiten ihnen oder ihrer Familie. Was kann da schon machen? Gegen diese Art Logik anzukämpfen braucht Mut und Standfestigkeit.

Nun habe ich aber eine Abhilfe für all diese Mühen und Nöte erfunden, die auf der Sonnenterrasse zu spät Angekommene verfolgen, die bei Gorbatschows Spruch nur nicken können, *wer zu spät kommt, den bestraft das Leben*, und die genug davon haben, still vor sich hin zu leiden, während die an der Sonne Sitzenden geradezu hämisch grinsen, ja sie auslachen: Der Stuhlvermieter.

Das geht so: Der Stuhlvermieter, vorzugsweise eine Mensch ohne Arbeitsstelle und geregelte Arbeitszeit (zum Beispiel ein Student oder Rentner) setzt in einem begehrten Sonnencafé auf einen Stuhl in bester Lage, und zwar schon vormittags, wenn die Stuhlnachfrage noch gering ist. Geht der Uhrzeiger des nahen Kirchturms gegen zwölf, füllt sich die Terrasse immer mehr. Um die Mittagszeit sind alle Stühle besetzt. Nun kommen die ersten Stuhlsucher, die erste Anzeichen von Ungeduld, ja

Frustration zeigen.

Mein Stuhlvermieter macht ihnen ein Zeichen zu ihm zu kommen. Diese schwirren nur so herbei, wie Vögelchen zum Futterplatz.

Der Stuhlvermieter flüstert ihnen ins Ohr: „Stuhl gefällig?“

Der Stuhlsucher nickt.

“Für 10 Franken sind Sie dabei“.

Der Andere, noch Stehende nickt wieder. Er nimmt sein Portemonnaie hervor und gibt dem Stuhlvermieter 10 Franken.

Der Stuhlvermieter erhebt sich und verabschiedet sich freundlich vom neuen Stuhlbesetzer. Er hat so in einer Stunde 10 Franken verdient.

Der neue Stuhlokkupant hat 10 Franken investiert, dafür aber ohne Mühe einen der besten Plätze unter der Sonne erhalten, welche diese Terrasse überhaupt nur bieten kann.

So sind am Schluss beide zufrieden – der Anbieter von und der Nachfrager nach Stühlen.

Ich warte nun darauf, dass jemand meine Idee aufnimmt, und eine Stuhlvermietungs-firma gründet, deren Angestellte den ganzen Tag in Sommercafés an der Sonne sitzen, bis sie einen Stuhlnachfrager gefunden haben.

Das könnte ein Job in einer neuen *slow economy* sein, welche die Gemütlichkeit und das Wohlbefinden kultiviert.

4 CAFE MILANI

Im September letzten Jahres befand ich mich mit meinem Freund Fritz in Washington. Dieser gehört zur Sorte Mensch, die immer gut aufgelegt ist. Ich habe Fritz noch nie traurig oder deprimiert gesehen. Es gelingt ihm auch alles im Leben. Schön, dass es solche Menschen gibt!

Abend gingen wir in einem kleinen Restaurant in Georgetown essen. Was auf den Tisch kam, war ausgezeichnet. Nach dem Dessert bestellte ich mir einen Kaffee und einen französischen Cognac. Da überkam mich die Lust nach einer Zigarre.

„Haben Sie welche?“ fragte ich den asiatischen Geschäftsführer des Restaurants.

„Nein, leider nicht“ war seine Antwort. „Sondern würden wir noch aufgehängt. Aber ich weiss eine Bar in der Nähe, wo es Zigarren hat. Das Café Milani. Gehen Sie hier raus, dann links, an der nächsten Kreuzung rechts und dann die nächste Strasse wieder links. Dort finden Sie das Café Milani. Sie können es nicht verfehlen“.

Ich dankte für den guten Rat. Wir zahlten und gingen. Wir fanden das Café Milani ohne jedes Problem. Die Wegbeschreibung des Restaurantchefs war korrekt gewesen.

Am Eingang des gepflegten Lokals, das in dieser warmen Septembernacht nach aussen offen war, empfing uns der italienische Padrone. Der uns ein gewinnendes Lächeln schenkte, als wären wir seine allerbesten alten Bekannten. „Erminio ist mein Name. Und wie heissen Sie?“

„Ich bin Paolo. Mein Freund heisst Federico“ sagte ich ihm. „Haben Sie Zigarren?“

„Ja natürlich! Jede Menge. Kubanische und andere. Wollen Sie eine Montecristo?“

„Ja genau! Die Nummer vier“.

„Wird gemacht, Chef“, war seine Antwort. „Sie gehen jetzt an die Bar. Das Gesuchte kommt gleich“.

Die Bar war lang, und gerammelt voll. Wir fanden kaum eine Lücke, um bis an die Theke vorzustossen. Dort erwarteten uns auch schon bald unsere beiden Zigarren. Ich bestellte dazu nochmals einen Kaffee und einen Cognac. Fritz nahm ein Bier.

Schon bald war ich allein an einem kleinen Stehtischchen, von wo aus ich das ganze Lokal beobachten konnte. Geradeaus von mir war die Bar, hinter mir das eigentliche Restaurant. Dort assen einige Leute noch, obschon es schon halb elf Uhr abends war.

Wo war aber Fritz? Vornhin war er auf die Toilette gegangen. Aber wo blieb er jetzt?

Zu meinem Erstaunen sah ich ihn mit einer blonden Dame an der Theke stehen. Er stiess mit ihr an. Dann küsste er sie auf die Wangen, und ganz leicht auf den Mund. Ich traute meinen Augen nicht. Daneben stand ein Mann, der zur blonden Frau zu

gehören schien, aber kaum Notiz davon nahm, was Fritz tat.

Andere Länder, andere Sitten, dachte ich mir.

Geradeaus von mir hielt ein Engländer Hof, der um die Vierzig oder gegen Fünfzig sein musste. Er trank ein Bier nach dem anderen, und prostete mir von weitem zu.

Ich verliess mein Stehtischchen und ging auf ihn zu. Ich prostete ihm zu, das grosse dickbauchige Cognacglas in der Hand.

„Was tuest Du hier in Washington?“ fragte er mich. „Politik?“

Washington wimmelt ja von Politikern und Lobbyisten.

„Nein. Ich bin Europäer. Auf Besuch hier.“

„Das ist gut so“, nickte der Engländer. „Wir brauchen Freundschaft zwischen dem Alten und neuen Kontinent“.

„Gefallen Dir hier die Frauen?“ Der Unbekannte drückte eine junge oder jung gebliebene Frau an sich, blass, blond und blauäugig, die wie eine lebende Kopie von Marlyn Monroe aussah. „Übrigens, das ist Jane, wenn ich vorstellen darf. Und der Herr ist ein Europäer, der mir noch nicht verraten hat, wie er heisst“.

„Sehr erfreut“, sagte ich zu Jane, und gab ihr die Hand. Dann gab ich auch dem Engländer die Hand. „Mein Name ist Paul. Wie heissen Sie?“

„Tja, das ist etwas kompliziert“, sagte der Unbekannte. „Ich bin Sohn eins englischen Lords, wenn Dir das genügt. Nenne mich Harry, das ist gut. Ich bin hier, um in Las Vegas eine Racetrack für die Formel 1 zu bauen. Grosses Ding“.

Er nahm wieder einen Schluck Bier.

„Aber vergiss das alles. Das Einzige, was auf dieser gottverdammten Welt zählt, sind Frauen. Frauen wie Jane“. Er drückte die Schöne wieder an sich, die sich seine starke Umarmung gefallen liess, ohne dass man sicher sein konnte, dass es ihr gefiel, oder vielleicht einfach egal war.

Dann kehte ich zu meinem Tischchen zurück. Es gelüstete mich nach einem Schluck Kaffee.

Mit der Zeit leerte sich das Lokal. Fritz hatte sich in der Zwischenzeit an eine Latino-Schönheit herangemacht, die kugelrunde dunkle Augen hatte, und sehr apart aussah. Sie war auch gut gekleidet. Bald sass er mit ihr an einem Tisch, und winkte mich an diesen heran. Ich nahm dort ebenfalls Platz.

„Das ist mein Freund Pablo“, stellte er mich vor. „Und das ist Juanita aus Mexiko, die hier in Washington arbeitet.“

Ich gab der jungen Frau die Hand, und wechselte mit ihr einige Worte. Doch dann

wandte sich Juanita wieder Fritz zu.

Am Tisch sass auch ein blonder Herr von um die Fünfzig, der durch seinen pfirsichroten Veston auffiel. Der Mann sah ungeheuer traurig und müde aus, als würde er gleich sterben müssen.

'Lebensmüde' nennt man das, ging es mir durch den Kopf. Ich stellte mich dem Herrn vor.

"Mein Name ist Hans", antwortete er mir. „Hans von Schweden“. Er pausierte. "Ich habe hier in Washington ein Haus. Ich habe in Schweden mehrere Häuser. Ich habe in Gstaad ein Haus. Ich habe Häuser überall".

"Das ist ja wunderbar", antworte ich ihm.

"Das meinen Sie", war nun wieder seine Antwort. „Aber Häuser, wie Frauen, machen nur Probleme“. Er blickte Jane an, die nun an seinen Tisch gekommen war. Sie hatte sich endlich von Harry lösen können, dem englischen Lordsohn.

Hans zeigte mit einer unheimlich müden Handbewegung auf Jane. „Sehen Sie diese wunderbare junge Frau? Ich liebe sie. Aber sie will nichts von mir wissen. Das ist ein Jammer“.

Jane tätschelte ihm die Hand. Sie blickte ihn mit einem perfekten Marilyn Monroe - Lächeln an, gepaart mit einem unheimlich gekonnten Augenaufschlag. "Darling, Du erzählst Nonsense. Natürlich liebe ich Dich auch. Sogar sehr. Aber auf eine andere Art, als Du mich liebt. Verstehe das endlich!"

Hans seufzte, nahm einen grossen Schluck aus seinem Whiskyglas und wandte sich wieder mir zu. „Sehen Sie, so spricht eine grausame Frau, die nichts von mir wissen will, aber mich trotzdem liebt. Haben Sie jemals begriffen, wie eine Frau funktioniert?“

Jane hatte dies alles gehört, sah ihn aber weiter mit einem süssen Lächeln an, das zugleich so klar war wie ein stiller reiner See.

"Natürlich sind die Frauen anders als wir Männer", versuchte ich nun Hans zu trösten, „Aber es muss doch einen Weg geben, dass Sie sich mit Jane verstehen“.

"Wenn ich den nur finden würde", seufzte Hans. Er wandte sich wieder seinem Whiskyglas zu.

Jane und Juanita verabschiedeten sich. Sie wollten noch in eine Bar gehen. Hans winkte ab. Er war zu müde, um noch irgendetwas zu unternehmen. Jane verabschiedete sich zärtlich von Hans. Auch bekam von ihr ein bezauberndes Lächeln und einen feien Kuss auf die Wange. „So muss Marilyn geküsst haben“, durchfuhr es mich.

Hans war nun nicht mehr ansprechbar. Ich verabschiedete mich von ihm. Zusammen mit Fritz machte ich zurück auf den Weg zum Hotel.

5 THE WORLD IS FULL OF DANGERS...

Einer meiner Lieblingsfilme ist *Casablanca* mit Humphrey Bogart und Ingrid Bergman. Gerade zu Beginn des Streifens hat es eine Szene, die mir besonders gefällt. Ein betuchtes britisches Ehepaar, das in Tanger auf die Ausreise wartet, wird von einem cleveren Taschendieb bestohlen. Er hält sich inter dem Paar auf. Dann macht er den Gentleman und die Lady darauf aufmerksam, dass es hier nur so von Dieben wimmle, weshalb sie aufpassen sollten: *Be on guard, this place is full of vultures, vultures everywhere!*“ Und prompt wird das ältere Paar von ihm bestohlen.

Diese Warnung kann man abwandeln auf: *„Be on guard, this world is full of dangers, dangers everywhere!“*

Ein derartiges Motto wäre für die Schulung von Neulenkern im Autofahren geeignet.

Stellt man sich nämlich vor, dass von jeder Seitenstrasse, hinter jedem Hausvorsprung und bei jeder Kurve eine Gefahr lauert, wird der junge und unerfahrene Autofahrer anders, nämlich vorsichtiger, zu Werke gehen. Er wird die zerstörerischen Kräfte seines Autos stärker unter Kontrolle halten.

Es muss ja keineswegs sein, dass ein anderer Autofahrer plötzlich von der Seitenstrasse rechts auf die Hauptstrasse drängt, als habe er Vortritt, obschon am Boden dreizackige Markierungen für ihn das Gegenteil anzeigen. Antizipiert der junge Autofahrer, der korrekt auf der Hauptstrasse unterwegs ist, jedoch diese Möglichkeit, wird er von einem Verrückten, der unvermittelt von rechts kommt, weniger überrascht. Seine Bremsbereitschaft ist höher. Er kann sofort auf das Bremspedal treten, mit aller Macht, tritt das unwahrscheinliche Ereignis doch einmal ein.

Wichtig ist einfach auch die Fähigkeit, dass man nicht nur sich selbst allein auf der Strasse wähnt, sondern erkennt, dass der Strassenverkehr ein „Spiel“ mit immer mehreren Players ist, von denen ich selbst nur Einer von Vielen bin. Derart kann man sich auch leichter in die Haut anderer Verkehrsteilnehmer versetzen, und deren mögliche Aktionen und Reaktionen eher voraussehen.

Der Nutzen eines solchen perspektivischen bzw. räumlichen Denkens ist einen selbst als Autofahrer evident, aber auch für andere Autofahrer, die vielleicht selbst gerade von allen guten Geistern verlassen sind.

Man bedenke auch, dass im Autoverkehr die Gefährdungshaftung gilt.

Springt ein Kleinkind hinter einem Hausvorsprung hervor auf die Strasse, ohne dass ich es sehen kann, bin ich trotzdem der Schuldige, rennt der Dreijährige vobn der Seite in mein herannahendes Auto.

Darum muss ich bei einer vorstehenden Hauswand immer meinen Gefahrensensor aktivieren, getreu des Mottos *The world is full of dangers*. Ich ahne zum voraus, dass sich hinter der Hauswand ein spielendes Kind befinden könnte, das im Begriffe steht, ohne jede Vorsichtwaltung spontan auf die Strasse hinaus zu rennen. Da ich das aber in meine Antizipation möglicher künftiger Ereignisse einbeziehe, fahre ich an

dieser Stelle sehr langsam, mit meinem Fuss schon auf dem Bremspedal, ohne es aber bereits zu berühren. Käme das Kind nun aber doch hinter der Hauswand hervor geschossen, würde ich sofort voll auf die Bremse gehen. Das Resultat wäre, dass das Kind vom Auto nicht erfasst würde, d.h., dass ich noch rechtzeitig zum Stillstand komme, oder nun wenig verletzt würde.

Es wäre also wünschbar, dass der Autofahrunterricht unter das Motto *The world is full of dangers* gestellt würde, und diese Gefahrenabschätzung bzw. Antizipation systematisch geübt würde.

Das Ergebnis wären weniger Unfälle innerorts, zum Wohle der Kinder, Fussgänger und betagten Personen. Die Autofahrer selbst wären auch mit einem besseres Gewissen und Gefühl unterwegs, da sie ständig daran wären, künftige Gefahren für sie selbst und die anderen Verkehrsteilnehmer abzuschätzen.

Übrigens sollte auch der Fussgänger die gleichen Überlegungen machen wie der Autofahrer: Wo lauern Gefahren auf mich, wenn ich mich auf die Strasse begeben, sie überquere oder ihr entlang gehe? Auch der Fussgänger kann Gefahren antizipieren.

Vom Velofahrer spreche ich nicht, da ich selbst nicht mehr auf dem Fahrrad unterwegs bin. Die gleichen Überlegungen gelten für ihn, wie natürlich auch für die Moto- und Motorradfahrer. Die Gefahrenabschätzung muss für alle Verkehrsteilnehmer zur Routine werden.

Der Gewinn davon bestände in gesamthaft weniger Gefahrensituationen und weniger Unfällen. Ein fürwahr erstrebenswertes Ziel für alle Verkehrsteilnehmer.

6 VÖGEL IM HANF

Vor zwei Jahren hatte ich zu Winterbeginn die glückliche Idee, in der *Landi* ein kleines Vogelhäuschen zu kaufen, das an einen Birnbaum in meinem Garten hängte. Ferner erstand ich mir mehrere Fünfkilosäcke Vogelfutter der Marke *Peddy*, auf denen zwei farbige Vögel abgebildet waren, den es sichtlich gut ging.

Die erste Zeit war ich etwas enttäuscht. Ich konnte soviel Futter, wie ich nur wollen, in das Vogelhäuschen schütten – die Kundschaft blieb aus. Dann hatte ich die Eingebung, einen Pfahl, der gerade neben dem Baum mit dem Vogelhäuschen stand, mit einem rechteckigen Brett waagrecht zu überdecken, was mit einem dicken Zehnzentimeternagel kein Problem war. Auf diesen Gabentisch ungefähr einen halben Meter über dem Boden konnte ich nun nebst Kernen auch altes Brot legen, das den Vögel vielleicht zusagen würde.

Ich stand nun öfters in der Küche und schaute durch das Fenster hinaus in den Garten in Erwartung meiner Vögel. Noch tat sich aber auf den Gesimsen des Vogelhäuschens und auf dem Brett am Boden wenig.

Das änderte sich schlagartig, als der Winter plötzlich sehr kalt und hart wurde. Ich hatte nun in meiner Futteranlage für die Vogelwelt jede Menge Besuch. Es war höchst unterhaltend, und zugleich allerliebste, von der Küche aus zuzusehen, wie Gelb- und Blaumeisen, Rotkehlchen, Amseln, Spatzen, ja sogar Tauben, sich an den Körnern im Vogelhaus und auf dem Brett gütlich taten. Da herrschte ein reges Hin und Her, ja fast ein richtiges Gedränge, fast wie im Schlussverkauf im Januar.

Dabei war ich immer wieder aufs Neue überrascht, wie vorsichtig die Vögel zu Werke gingen. Kamen zwei grosse schwarze Raben geflogen, stoben die kleinen Vögel vom Futterplatz weg, und wurden unsichtbar. War diese mächtige Gefahr wieder weg, kamen die Meisen und anderen kleineren Vögel zum Futterplatz zurück. Ihre Gewohnheit war es, sich zuerst auf einen Ast des Birn- oder Apfelbaumes zu setzen. Dann stachen die Vögel auf das Häuschen oder das Brett nieder, packten einen Sonnenblumenkern oder einen kleinen runden Sämling, und waren im Nu wieder weg, um ihre Beute in Ruhe auf einem Baumast oder sonstigen Platz zu verzehren. Und schon waren sie zurück, immer die gleiche, vorsichtige Pack- und Hamstertechnik anwendend. Nie kam es ihnen in den Sinn, sich längere Zeit ungeschützt auf dem Sims des Vogelhäuschens oder auf dem Brett aufzuhalten.

So hatte ich den ganzen Winter lang dieses schöne Schauspiel, das die Vögel allein für mich in Szene setzten. Die farbige Vielfalt der Vogelwelt war ebenso entzückend wie das friedliche Nebeneinander, das zwischen Vögel vergleichbarer Grösse herrschte.

Dabei hatte ich zugleich das Gefühl, etwas Gutes zu tun für die Vogelwelt. Das scheint allerdings ein menschlicher Irrtum zu sein. Vögel sollten sich auch in einem harten Winter selbst ernähren können. Aber, was soll's. Ich hatte so meine Freude daran, für die Vögel zu sorgen wie weiland Franz von Assisi. Zugleich füllte ich so die Kassen der landwirtschaftlichen Genossenschaft, für deren Vogelfutter ich ein treuer Kunde wurde.

Als der Frühling ins Land zog, blieb meine Vogelkundschaft erneut aus. Die Natur gab den fleissigen Tierchen wieder genug Nahrung, die nun bestimmt daran waren, für ihren Nachwuchs Nester zu bauen.

Ich montiere das Vogelhäuschen und das waagrechte Brett über dem Boden wieder ab. Beide Utensilien kamen in meinen Schopf zur Aufbewahrung. Sobald der nächste Winter sich ankündigen wird, werde ich die beiden Gegenstände, die Vogelherzen höher schlagen lassen, wieder an ihren alten Standort am Birnbaum und auf dem Rasen des Gartens verbringen. Werde ich dann auch noch einige Säcke *Peddy* erstanden haben, wird alles bereit sein, damit sich die Vögel auf einen weiteren Winter mit viel Futter freuen können, und ich und auf deren Anblick in meinem tiefverschneiten Garten, in dem die ganze Vogelwelt emsig pickt.

7 DIE VERBOTSGESELLSCHAFT

Ausgehend von Amerika sind wir heute in Europa mit dem Phänomen konfrontiert, dass mehr und mehr Dinge von der Gesellschaft verboten werden, und derart der Freiraum des Einzelnen immer mehr eingeengt wird.

Ein gutes Beispiel stellt der Tabakgenuss dar. In vielen Restaurants ist es nicht mehr erlaubt zu rauchen. Es werden dort auch keine Zigarren mehr verkauft. Seit Jüngstem ist das Rauchen in den Zügen und auf den Bahnhöfen generell verboten.

Dabei habe gar nichts dagegen, dass Jugendlichen unter 16 oder 18 Jahren verboten wird, Tabakwaren zu kaufen. Auch finde ich es gut, dass in einem guten Speiserestaurant das Rauchen ganz unterlassen wird. Esse ich, will ich nicht durch den Qualm des Nachbars eingenebelt werden.

Soweit, so gut.

Aber ich stelle fest, dass wir mehr und mehr in eine sektierische, intolerante Verbots-gesellschaft à l'americaine hineinschlitteln.

Der Raucher wird zunehmend ausgegrenzt. Schliesslich wird er als Asozialer aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden, als Geächteter und Vogelfreier, der riskiert, für eine Zigarette an den Pranger gestellt, ja sogar hingerichtet zu werden. Mit der Toleranz und der Akzeptanz von Menschen, die etwas anders sind als alle Anderen, ist es dann endgültig aus.

Das neue Vorbild und Ideal wird der Normmensch sein, der von Kindheit auf in totaler Konformität bzw. Übereinstimmung mit der staatlich verordneten Verbots-gesellschaft lebt.

Dieser Normmensch wird sein Leben lang keine Zigarette anrühren, keinen Alkohol trinken und ausschliesslich gesund leben. Nie würde es ihm in den Sinn kommen, in eine Patisserie zu gehen und dort ein Stück Schwarzwäldertorte zu essen. Für ihn wird es die Waagen nicht brauchen, die künftig am Eingang vor jeder Bäckerei und Konditorei installiert sein werden, die jedem Kunde den Eingang verwehren, der keinen normkonformen Bodyindex aufweist.

Die Verbotsliste dieser neuen Gesellschaft wird unendlich lang sein. Rassige Autos, die töten können, werden ebenso auf dem Index stehen wie Ferienreisen nach Übersee, die das Risiko des eigenen Todes und der Verschleuderung von Weltressourcen (hier: Kerosin) in sich tragen. Die einzige mögliche Weltreise wird wieder die von Jules Verne beschriebene des Philius Fogg sein zu Fuss, zu Pferd, mit der Eisenbahn oder dem Schiff, allenfalls noch mit dem Ballon.

Die neue Verbots-gesellschaft wird einige Probleme lösen, aber ebenso viele, wenn nicht mehr, neu schaffen. Der rastlos Arbeitende, ein Journalist oder Börsenhändler, der zum Stressabbau raucht, wird zum Entzug verdammt. Dieses Nikotinmanko werden die Beiden aber nicht einfach hinnehmen, und mit härteren Drogen oder Alkohol kompensieren. Sind diese auch total verboten, mit strikter Kontrolle der Gesellschaft, werden dies Individualisten zu anderen Ausweichmechanismen greifen,

um ihren Berufsstress zu meistern. Sie werden entweder krank oder derart aggressiv gegenüber ihren Mitmenschen, dass sie nicht mehr auszuhalten sind.

Es wäre also wünschbar, dass die um sich greifende Verbotsgesellschaft, sei es in der Schweiz oder anderswo in Europa, auch mit etwas Augenmass und Toleranz gekoppelt wäre. Moderation ist immer besser als Exzesse.

Das absolute Rauchverbot, auf das wir zusteuern, hat nicht nur sein Gutes. Ebenso wenig wäre es wünschbar, dass der Alkoholkonsum ganz unterbunden wird.

Der Mensch braucht einen gewissen individuellen Freiheitsraum. Hat er diesen nicht mehr, wird er zur seelenlosen Maschine, bzw. zum Normmenschen, der leicht gesteuert und missbraucht werden kann. Dieser Normmensch könnte zum gefährlichen Werkzeug einer neuen Diktatur, sei sie staatlich oder privat, werden. Immer nur so aufgewachsen und erzogen, sich in den Grenzen der gesellschaftlichen Norm zu bewegen, wozu der Computer seinen grossen Beitrag leistet (man kann ihn nur unter Einhaltung bestimmter Regeln, die von den Schöpfern des Computers vorgegeben sind, verwenden), kann der neue Normmensch beliebig programmiert werden, auf Gutes oder Schlechtes hin.

Wehret den Anfängen, kann man da nur sagen. Aber vielleicht es schon zu spät dafür. Wir gleiten scheinbar unaufhaltsam in diese neue Norm- und Verbotsgesellschaft hinein. Unsere Grosskinder werden nur noch vom Hörensagen und aus Büchern wissen, dass es je Zigaretten, Zigarren, Alkohol und Autos gab. Alles Gefährliche wird verboten und verbannt.

Diese *brave new world* wird ziemlich langweilig werden. Wenn das aber der Wille der Mehrheit in unserem Staat und unserer Gesellschaft ist, müssen wir uns auch als Individualisten diesem Trend fügen. Ich würde darum vorschlagen, dass wir uns im Geheimen noch ein kleines Depot von Zigaretten, Zigarren und Wein anlegen, und sogar im Garten ein Auto vergraben, dies aus Nostalgie, in der Hoffnung auf nochmals andere, bessere Zeiten, oder ganz einfach, um diese Schätze eines Tages sündhaft teuer an ein Museum, das der früheren individualistischen Welt gewidmet ist, verkaufen zu können.

8 EMPFÄNGE

Es gibt kaum etwas Schöneres, als abends um sechs Uhr an einen Empfang zu gehen. Es gibt Leute, denen das nichts sagt, und die in heftiges Wehklagen ausbrechen, werden sie zu einem solchen Apéro eingeladen. Deren Leiden würden nur noch davon übertroffen, dass nie jemand auf den Gedanken käme, sie je zu einem solchen gesellschaftlichen Ereignis einzuladen. Ich gehöre aber zur anderen Sorte Menschen, die solche Anlässe echt lieben, und sich jedes Mal wieder gerne zu ihnen aufmachen, als wäre es das erste Mal.

Letzten Sommer war ich am Abschiedscocktail eines südamerikanischen Botschafters, der in seiner Residenz in Bärenstadt gegeben wurde.

Es wimmelte von *beautiful people*. Die Häppchen aus der Küche des Landes munden ausgezeichnet. Es wurden Apéros, rote und weisse Weine sowie Fruchtsäfte serviert.

Inmitten der grossen Schar von Diplomaten, Landsleuten, Geschäftsleuten, hohen Beamten des Gastlandes und Künstlern hielt der abtretende Botschafter Hof. Er strahlte mit seiner Gemahlin um die Wette, die ein seidenes Abendkleid trug, das ihre gute Figur bestens zur Geltung brachte. Ihr Collier musste vom besten Goldschmied ihres Landes stammen. Die Pracht der Edelsteine betörte jeden Gast, der sich mit der schönen Frau Botschafter unterhielt.

Ein Harfenspieler sass in einem anderen Zimmer einsam in einer Ecke. Er entlockte seinem Instrument wehmütige Töne. Einige Intellektuelle fühlten sich von seiner Musik angezogen. Hier konnten sie ungestört ihren phantastischen Ideen frönen, die im Hauptempfangsraum im allgemeinen Lärm untergegangen wären.

Obschon im Protokoll nicht vorgesehen, liess es sich der Herr Botschafter nicht nehmen, einige Worte an die verehrten Anwesenden zu richten. Ja, er bedauerte ausserordentlich, dass seine schöne Zeit in Bärenstadt schon zu Ende war. Er und seine Frau Gemahlin hatten drei wunderbare Jahre in der Schweiz verbracht, in diesem gesegneten Land, in dem Milch und Honig fliessen, und es fast keine Arme gibt. Nun würde er im Aussenministerium seines Heimatlandes wieder Akten wälzen müssen, eine Aussicht, welche in ihm keine Begeisterung aufkommen liess. Herr Botschafter dankte nochmals allen, die ihm den Aufenthalt in diesem schönen Land so angenehm gemacht hatten, in dem er überall nur gut empfangen worden war. Höflicher Applaus regnete auf den Herr Botschafter nieder. Es gab viele Schweizer, die dem Botschafter spontan die Hand schüttelten. Seine freundlichen Worte wurden mit Dank quittiert. Dann nahm die Party ihren Fortgang.

In der Zwischenzeit war das Buffet eröffnet worden. Da türmten sich die Leckerbissen: Meerfrüchte verschiedener Art und Zubereitung, Fleischspeisen, Salate, Käse, Warmes und Kaltes, soviel das Herz nur begehrt. Das Servierpersonal in Weiss reichte die Teller, Löffel und Gabel. Zuerst bedienten sich die Damen. Dann kamen die Herren an die Reihe. Niemand blieb hungrig.

Der Empfang nahm seinen Fortgang, bis die Nacht anbrach, und dem Herr Botschafter und seiner Gemahlin die Hände weh taten vom vielen Abschiednehmen.

9 THE YOLLIES -- DIE RÜSTIGEN RENTNER

Ein neues Gespenst geht um: Die rüstigen Rentner, die auch *Yollies* genannt werden. Gemeint sind damit *young old leisure labourers*, also Menschen im Ruhestand, die noch zu ihrem Spass oder zum Gelderwerb arbeiten.

Zeitungen und Magazine sind voll von der Beschreibung der *Babyboomers*, die in den Jahren gerade nach dem zweiten Weltkrieg geboren worden sind und nun ins Pensionsalter kommen.

Statt aber nur ihren Hobbies und sozialen Aktivitäten (wie Grosskinderhüten) nachzugehen, sind diese neuen Pensionierten noch überaus aktiv.

Entweder verbleiben sie in ihrem angestammten Beruf aktiv, insbesondere als Selbständigerwerbende. Oder sie beginnen als pensionierte Angestellte nochmals eine neue Karriere als Teilzeitarbeitender oder indem sie allein oder mit Kollegen eine eigene Firma aufmachen.

Diese *Yollies* sind noch in der Lage, weit Jüngeren das Fürchten zu lernen. Nicht nur sind sie überaus diszipliniert, sondern auch sehr motiviert. Sie wollen es sich und den Anderen nochmals zeigen, dass sie zu besonderen Leistungen fähig sind.

Die Verbissenheit früherer Jahre ist aber weg. Die meisten *Jollies* arbeiten nicht, weil sie müssen, sondern weil ihnen ihre Arbeit Spass macht.

Diese aktiven Rentner haben das Privileg, noch über eine körperliche und geistige Fitness zu verfügen, von denen frühere Generationen nicht einmal zu träumen gewagt hätten. Ein Mann von 60 fühlt sich noch jung. Das Alter wird ihn erst ab 70 beginnen. Er hat die Aussicht, 80 und mehr Jahre alt zu werden.

Deshalb sieht sein Lebensplan wie folgt aus:

Zwischen 60 und 70 will er noch voll aktiv bleiben. Beruflich gelingt ihm das, indem er Teilzeit arbeitet und daneben eine eigene Firma hat, über die er ebenfalls Aufträge annehmen kann. Auch in der Freizeit ist dieser rüstige Rentner noch gleich aktiv wie in der Zeit zwischen 50 und 60.

Ab 70 möchte unser *Yolly* sich eigentlich zur Ruhe setzen. Es gelüstet ihn viel auf Reisen zu gehen und auch lange Ferien zu machen. Gearbeitet wird nur noch ausnahmsweise, so hie und da einmal, nicht mehr am Stück. Es könnte sich noch um ein kleines Beratungsmandat handeln, das zeitlich klar begrenzt ist.

Ab 80 geht gar nichts mehr im beruflichen Bereich. Unser Rentner ist nun zu 100 Prozent zum echten bzw. Vollrentner geworden. Auch Reisen sind seltener, und wenn noch, kürzer. Ferien nehmen praktisch das ganze Jahr in Anspruch.

Irgendwann, wenn es der liebe Gott will, oder wie andere sagen, das Schicksal, wird das Leben unseres Rentners zu Ende gehen. Er hofft natürlich, dass dieses Ende friedlich sein wird, und ohne zuviel Leiden. Doch das kann er nicht selbst bestimmen. Das war früher schon so, und ändert sich nicht.

10 DER OBERST UND DAS HINDERNIS

Letzten Sommer machte ich günstige Baseferien auf der Insel Mykonos in Griechenland. Einfach so eine Woche am Strand, und nichts tun, was gibt es Besseres auf Erden?

Mit der Chartergesellschaft *Enzian Air* reiste ich bequem und on time von Zürich nach Mykonos-Stadt. Auf dem Flugplatz holte mich ein kleines Büschen ab, das die Tour bei verschiedenen Hotels machte. Schliesslich landete am Pirosstrand. Dort hatte ich eine Woche garni (Zimmer mit Frühstück in der Pension *Piros Beach* gemietet. Der Hotelier war ein Grieche, wie im Prospekt steht: Gemütlich, etwas beleibt, um die Fünzig, etwas deutsch radebrechend. Ich bekam ein sauberes Zimmer mit Dusche und Toilette. Nur mit der versprochenen Meersicht klappte es nicht. Ich musste zuerst auf einen kleinen Balkon hinaussteigen, und dann hatte ich dort Anspruch auf ein kleines Eckchen Meer, aber wirklich nur auf Zipfelchen. Aber was soll's. Kataloge können zum Glück nicht reden, und nicht rot werden, wenn sie lügen.

Am Abend des ersten Tages brachte der Hotelier die Schar der Hotelgäste vom Strand zur Stadt Mykonos. Mit grosser Freude durchstreifte ich die verwinkelten Gassen. An einem Ort der Stadt, nahe bei den Windmühlen, bot sich mir und vielen anderen Schaulustigen das herrliche Schauspiel des Sonnenuntergangs im offenen Meer. Langsam versank die rote Scheibe am Horizont.

Ich entschloss mich spontan, im offenen Restaurant gerade nebenan das Nachtessen einzunehmen, das von A bis Z griechisch war, angefangen mit dem Salat, dann den Spiesschen und dem Joghurt mit Honig zum Schluss. Dazu trank ich einen ganz annehmbaren griechischen Rotwein, sowie eine Literflasche Mineralwasser.

Beim Frühstück am nächsten Tag im Hotel machte ich Bekanntschaft mit den anderen Hotelgästen. Zwei deutsche Ehepaare waren bald meine Freunde. Ich plauderte mal mit dem einen, mal mit dem anderen Paar. Das eine Paar hatte eine entzückende Tochter, die um die Zwanzig war und in New York lebte, doch nun brav mit ihren Eltern am Meer in Griechenland weilte. Ihr Vater war zwischen Fünzig und Sechzig, ihre Mutter auch. Beide Elternteile sprühten vor Vitalität. Sie kamen aus Bayern. Hörte man ihnen zu, waren sie das ganze Jahr nur auf Reisen. Sie kannten Hundert Geheimtipps von zauberhaften Orten, die man unbedingt besucht haben sollte. Diese Eltern hätten Botschafter eines grossen Reiseveranstalters werden sollen. In ihrer Gegenwart sass ich nicht mehr im Garten des kleinen Hotels am Strand in Mykonos beim Frühstück, sondern schwebte in der ganzen Welt herum, mal in Nepal, mal in Jordanien, mal irgendwo in Italien, wo wirklich nur die *Connaisseurs* hinkamen. Leider war ich zu faul, alle ihrer Tipps zu notieren.

Mit dem anderen deutschen Ehepaar unterhielt ich mich über deutsche Politik. Es war ein Jammer, was da in Berlin abging. Zudem war Besserung nicht in Sicht. Da ich ein eifriger Leser der Neuen Zürcher Zeitung bin, die auch viel über Deutschland berichtet, konnte ich auch hier leidlich mithalten im Gespräch.

Es gab während der Tageszeit zwei Möglichkeiten, die schönen Strände von Mykonos zu besuchen. Die eine bestand darin, vom Hotel aus Hundert Schritte zu

machen. Schon war am am belebten Pirosstrand, wo sich Sonnenschirm an Sonnenschirm reihte. Für 5 Euros konnte man ein Liegebett und einen Schirm für den ganzen Tag mieten. Eine alte Frau zog dieses Geld ein, die niemand anderes war als die Mutter unseres Hoteliers.

Solche und andere nützliche Informationen lokaler Art erhielt ich vom zweiten deutschen Herrn, der hier mit Frau und Sohn in den Ferien weilte. Da dieser Herr schon öfters im gleichen Hotel in Mykonos geweiht hatte, kannte er die Dinge hier nicht nur von aussen, auch von innen. Der deutsche Herr erzählte mir auch seine ganze Lebensgeschichte. Ich war so freundlich, auch über meine Person Auskunft zu geben.

So unterhielten wir uns mehrere Male während der Woche am Strand, ganz ungezwungen, ganz zufällig, aber interessanterweise immer im Stehen. Ich war ja nur so rasch vorbeigekommen, um dem Herrn bei meinen Strandspaziergang einen schönen Tag zu wünschen. Wir wusste dabei nicht einmal, wie der Andere hiess. Erst am letzten Tag der Woche, beim Frühstück, tauschten wir die Karten aus.

Der Deutsche hatte vor ungefähr vor zwanzig Jahren eine grosse Leidenschaft für edle Pferde besessen. Zu diesem Zweck reiste er öfters nach Irland. In einem herrschaftlichen Mietstall, ich glaube des Herrn Dr. Morrifis', mietete er jeweils ein Pferd für mehrere Tage, oder gar für ein oder zwei Wochen. In Deutschland hatte er sein eigenes Pferd, das aber nicht nach Irland mitkam. Kurz und gut. In Irland formierten sich damals im Reitstall des Dr. Morris (oder ähnlich) ganze Reitgesellschaften, die gemeinsam Ausritte, auch ganze Fuchsjagden unternahmen. In dieser Gesellschaft befand sich auch ein stattlicher Schweizer Herr mit Schnurrbart mit namens Bachmann, bekannt als Oberst Bachmann. Dieser Chef des Schweizer Geheimdienstes (damals) hatte die gute Idee besessen, in Irland ein Anwesen zu kaufen, das bei einer allfälligen Besetzung der Schweiz durch einen Feind dem Schweizer Bundesrat als Exil dienen könnte. Ich erinnerte mich noch schwach an diese Geschichte, die Oberst Bachmann seinen Job gekostet hatte. Mein neuer deutscher Freund kannte diese Episode auch, wenngleich nur bruchstückhaft, hatte er sich doch in seinem Leben noch nie näher mit Schweizer Politik, bzw. der Schweiz im allgemeinen, befasst, und kannte die kleine Alpenrepublik persönlich kaum. Er kam ja von Norddeutschland, einer anderen Welt.

Also: Die Sache mit Herrn Oberst Bachmann in Irland war die folgende, wie mir der deutsche Herr erzählte (der mich scherzhaft beim ersten Kennenlernen gefragt hatte, ob sich mit seinem früheren Schweizer Bekannten Bachmann identisch sei – ich gleiche ihn so, „aufs Haar“): Die Jagdgesellschaft befand sich auf einem gemeinsamen Ausritt. Oberst Bachmann und der deutsche Herr waren mit von der Partie. Da kam die Gesellschaft auf einmal in Sichtweite einer grossen, hohen Hecke, die ein formidables Hindernis darstellte. Alle hielten. Man beriet untereinander, was zu tun sei. Der Anführer der Gruppe war der Meinung es sei klüger, die Hecke zu umrunden. Die Mehrzahl der Reitgesellschaft folgte ihm. Am Schluss blieb nur einer zurück: Oberst Bachmann. Er gab seinem Hengst die Sporen. Das Tier setzte zu einem gewaltigen Sprung an. Es meisterte die erste Hürde, die Hecke. Doch o weh, hinter der ersten Hecke türmte sich gleich eine zweite Hecke auf, die das arme Tier nicht mehr nehmen konnte. Das Pferd stürzte in den Graben zwischen den zwei nahe aufeinander folgenden Hecken. Man musste ihm dann leider sofort

den Gnadenschuss geben, so sehr hatte es sich verletzt. Oberst Bachmann wurde infolge der grossen Geschwindigkeit, mit der unterwegs war, auf die die zweite Hecke geschleudert, an der er hängen blieb. Die ganze Gesellschaft kümmerte sich sofort um Ross und Reiter. Was mit dem Pferd geschah, ist schon berichtet worden. Herr Oberst Bachmann wurde sorgsam zu Boden gelassen. Er war ganz weiss im Gesicht. Er konnte auf kein Pferd mehr sitzen. Man stützte ihn, als es darum ging, ihn in einem rasch organisierten Landrover zu verbringen, der ihn ins nächste Spital bringen wollte. Das wollte aber Herr Oberst Bachmann nicht. Er beharrte darauf, in die nächste Pinte mitgenommen zu werden, wo die ganze Gesellschaft Halt machte zum Biertrinken. Herr Oberst Bachmann versuchte, auf den Beinen stehen zu bleiben. Er stiess mit seinen Reitfreunden an. Dann nahm er noch seinen obligaten Whisky zu sich. Doch plötzlich war es um ihn geschehen. Er wurde noch weisser und sackte auf der Stelle zusammen. Eine eilig bestellte Ambulanz brachte Herrn Oberst Bachmann ins nächstgelegene Kreisspital. Dort musste man feststellen, dass er einen Beckenbruch erlitten hatte. Die Rekonvaleszenz dauerte Wochen. Herr Oberst Bachmann verkaufte seine Pferde, und ritt nicht mehr.

Der Deutsche sah mich bewundernd an: „Aber ist es nicht grossartig, welche grosse *contenance* Ihr Schweizer Oberst bewiesen hat, indem er trotz schwerer Verletzung darauf beharrt hatte nach dem Unfall, es sei alles Okay mit ihm? Das hätte ausser ihm niemand fertig gebracht. Er wollte uns ja beweisen, es sei ihm trotz des Horrorsturzes gar nichts passiert. Fast wäre es ihm ja gelungen, diese unheimliche Show bis ans Ende durchzuhalten. Finden Sie das nicht auch ganz ausserordentlich?“

„Ja, in der Tat“, pflichtete ich ihm bei. „Aber was ist eine aussergewöhnliche Haltung und Selbstdisziplin, und was ist sturer Eigensinn? Herr Oberst Bachmann hat sich so in grosse Gefahr gebracht, und seiner Gesundheit sicher keinen Dienst erwiesen. Das war ein sehr riskantes Spiel.“

Der Deutsche nickte zustimmend. „Sie mögen Recht haben. Aber trotzdem: Einen solchen Mann habe ich bis heute nie mehr angetroffen, der trotz Beckenbruch sich verhält, als fehle ihm nichts. *Chapeau!*“

„*Chapeau*“ erwiderte ich auch, womit das Gespräch zu Ende war. Als ich dem Stand weiter entlang ging, dachte ich bei mir, welche seltsame Fügungen und Zufälle uns das Schicksal bereithält. Ich muss erst in meinen Sommerferien an einem Strand in Mykonos spazieren gehen, und einen sympathischen deutschen Herrn kennen lernen, um mehr über das Leben eines Schweizers zu erfahren, der vor ungefähr zwanzig Jahren ein tragisches berufliches Schicksal erlitten hat, vielleicht auch aus Starrsinn heraus, trotz allgemein attestierter hoher Intelligenz und Brillanz.

11 NEW YORKER MARATHON

Der Zufall brachte es mit sich, dass ich mich anfangs November letzten Jahres in New York befand. Es war der erste Sonntag des Monats, an dem traditionell der Marathon stattfindet, der Zehntausende von Teilnehmern und Zuschauer anzieht.

Ich befand mich in der zweiten Kategorie. Zusammen mit meinem New Yorker Schweizer Freund begab ich mich am Morgen gegen Elf zum Ende der Fifth Avenue auf der Harlemer Seite, auf der 114. Strasse. Dort hatte die Schweizer Kolonie in New York ihre *Swiss Curve* eingerichtet.

Von dem charmanten Damen des Schweizer Generalkonsulats in New York erhielt ich sofort ein rotweisses T-Shirt verpasst, auf dessen Mitte ein grosses Schweizerkreuz prangte. Leider kam ich zu spät bei der Verteilung der rassigen Kappen mit den Schweizer Farben, was aber insofern nicht tragisch war, da der Tag mild und schön war, aber keine heisse Sonne auf uns hernieder brannte.

Die über dreissigtausend Läufer waren schon um zehn Uhr gestartet, um die Distanz von über 42 Kilometer zu bewältigen. Unser Schweizer Platz an der Marathonstrecke befand sich bei Kilometer 33, also nicht mehr sehr weit vom Ziel entfernt, das den Läufern nach dem Durchqueren des Central Park in Midtown Manhattan endlich die Erlösung bringen würde. Das hiess, dass wir erst anfangs Nachmittag den Hauptharst des Laufrosses erwarten konnten.

Auf einem Tischchen biegen wir Gläser mit Coke und Bananenschnitze auf. Wir wollten den Läuferinnen und Läufern, vor allem dem Schweizer Kontingent, etwas Labsal bieten, würden sie dann irgendwann bei uns eintreffen.

Ich verkürzte mir die Wartezeit mit Gesprächen mit Schweizern, die in New York lebten. Ich wurde mir rasch gewahr, dass ich es da mit einer Vielzahl sehr erfolgreicher Geschäftsleute zu tun hatten, die gleicherweise die USA und die Schweiz liebten, und vor allem eines hatten: Erfolg im Leben. Das zählt ja gerade in Amerika ganz besonders.

Neben dem Schweizer Stand hatte sich eine Big Band aus Barbados und Tobago niedergelassen, die heisse Rhythmen in den tiefblauen Spätherbsttag jagten, der immer noch dem *Indian Summer* zuzurechnen war. Die Boys und Girls entlockten den Ölfässern wunderbare Töne. Dann wurde zur Musik getanzt, sodass sich ein kleiner Carneval anbahnte.

Da kam endlich Bewegung auf die bisher leere Strasse. Polizeiautos und Reklamewagen fuhren vorbei. Ein Kamerateam filmte die Zuschauer. Der New Yorker Stadtpräsident fuhr im offenen Oldtimer vorbei. Er wurde bejubelt.

Dann endlich – der erste Läufer zeigte sich, dann weitere, zuerst nur eine Handvoll, dann kam plötzlich eine grosse Masse.

Der Schweizer Botschaft lief vorbei, begleitet von einer kleinen Leibwache, die stolz eine Schweizer Fahne mittrug.

Nun bekamen wir am Stand sehr viel zu tun. Ich schnitt Bananen, derweil ein anderer Schweizer immer wieder Coke nachschenke, nachdem ihm eine Dame neue Becher hingestellt hatte. Unsere Kunden waren längst nicht alles Schweizer. Doch das machte dar nichts. Die Hauptsache war, dass wir diesen hungrigen und durstigen Läufern einen Dienst erwiesen, was dankbar zur Kenntnis genommen wurden. Etwas Werbung für die Schweiz war da schon dabei, umso mehr einige Kolleginnen und Kollegen aus dem Generalkonsulat fleissig grosse Schweizerfahnen schwangen und Kuhglocken bimmeln liessen. Wer die Augen geschlossen hielt, konnte sich wahrhaft auf einer Schweizer Alp wöhnen. Dabei waren wir in Harlem, wo es von schwarzen Kindern wimmelte, die mit Begeisterung die Schweizer T-Shirts und rotweissen Kappen trugen.

Dann irgendeinmal, so zwischen drei und vier Uhr nachmittags, war der Spuk zu Ende. Es kamen nun nur noch vereinzelt Läufer, die nicht rannten, sondern nur noch gingen, als befänden sie sich auf einem Sonntagsspaziergang. Viele sahen aber schrecklich aus, verschwitzt und erschöpft. Mitleid regte sich in mir. Was der Mensch nicht alles mit sich selbst anstellt!

Dann kehrte ich mit meinem New Yorker Freund zur Innenstadt zurück, wo sich sein Haus befindet. Die erste Strecke gingen wir zu Fuss. Von der Fifth Avenue bogen wir in eine tote Harlemer Strasse ein. Bald kam ich es mit der Angst zu tun. Wir waren weit und breit die einzigen Weissen. Weiter vorn an der nächsten Querstrasse war eine Ambulanz und die Polizei im Einsatz. Was ging da vor? Mein Freund beruhigte mich. An einem solchen Tag, an dem der New Yorker Marathon stattfand, würde uns sicher nichts passieren. So war es dann auch. Wir schnappten uns einen Taxi und kamen heil im Haus meines Freundes an.

Sehen wir uns nächstes Jahr wieder an der *Swiss Curve* am New Yorker Marathon? Das würde mich freuen.

12 DIE DREI FAKTOREN DES ERFOLGS

Fragen Sie einmal einen Menschen in Europa, wie er sich New York vorstellt. Seine Antwort wird einfach sein: Hochhäuser, Hochhäuser und nochmals Hochhäuser!

Die Wirklichkeit in Manhattan ist eine andere. Nebst *Uptown* und *Downtown*, wo es eine Massierung von *Skyscrapers* gibt, hat es auch grosse Teile New Yorks mit europäisch anmutenden Bebauungen, wo es wenige Hochhäuser zu sehen sind.

Ein solches Beispiel existiert auch im Finanzdistrikt an der Südspitze Manhattans. Es gibt dort einen weitläufigen Park mit alten Bäumen, in dessen Mitte ein englisches *Mansion* aus dem 18. Jahrhundert steht.

Der Besucher dieses barocken Empfangsgebäudes des Bürgermeisters von New York hat das Gefühl, in die Welt vor zwei Hundert Jahren einzutauchen. An den Wänden hängen Ölgemälde von amerikanischen Generälen und Präsidenten des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts.

Unsere Gruppe durfte in einem rechteckigen Saal Platz nehmen, in dem das Portrait von Präsident Monroe über dem riesigen Cheminée hing. Draussen ging der Tag zu Ende. Wir befanden uns im Jahre 2005 nach Christi Geburt.

Der Vizebürgermeister betrat den Saal mit federnden Schritten, ein gewinnendes Lächeln auf dem Gesicht. Er schüttelte der zwanzigköpfigen Gruppe die Hand. Dann durften wir uns an einen runden Tisch setzen. Der Vizebürgermeister setzte sich mitten unter uns.

Er setzte uns in kurzen, wohl gefassten Worten auseinander, weshalb sich New York in den vier Jahren seit dem Terroranschlag vom 11. September 2001 so gut erholt hat. Nun lebt und vibriert die Stadt wieder. Sie hat ihren Rang als erste Stadt unter allen Städten dieser Welt wiedererlangt und sogar gefestigt.

Wie bringt man das fertig?

Der Vizebürgermeister machte dafür drei Faktoren verantwortlich: Offenheit, Talent und Wettbewerb.

Beginnen wir mit *openess*: New York heisst alle Menschen dieser Erde willkommen, die sich für kürzere oder längere Zeit in dieser Metropole aufhalten wollen. Über die Hälfte der New Yorker Bevölkerung von total 12 Millionen besteht aus Menschen, die nicht in den USA geboren sind. New York ist also sehr international.

Dazu kommt der Erfolgsfaktor *talent*. In New York kann Jeder oder Jede Erfolg haben, vorausgesetzt, er oder sie bringe eine enorme Begabung mit sich. Da ist es egal, ob er oder sie Amerikaner sei oder nicht. Es zählt nur eines: Talent und nochmals Talent, Talent der Ausnahmeklasse.

Der dritte Faktor heisst *competition*. Auf sehr viel Gebieten hat es eine enorme Angebotsdichte, bei der eine starke Auslese erfolgt. Derart hat es in New York nicht nur *ein* Theater oder *ein* Ballet – nein, es streiten sich –zig Theater und –zig Ballette

um den Rufe, die Besten auf dem Platz zu sein. Entsprechend gross ist auch die Auswahl für die Bewohner und Besucher New Yorks, die irgendein Angebot in Anspruch nehmen wollen, sei es geschäftlicher oder kultureller Art.

Diese drei Erfolgsfaktoren waren dafür verantwortlich, dass sich New York nach dem brutalen Schlag des 11. Septembers 2001 so rasch wieder erholt hat, und nun wieder ganz „die Alte“ ist, ja die „Alte“ bezüglich Lebensgefühl und Dynamik übertrifft.

Noch einige Fragen, die der Vizebürgermeister mit kurz und gekonnt beantwortete, und dieser Star der New Yorker Politszene musste uns verlassen. Der nächste Termin wartete auf ihn.

Nach seinem Abgang hatten wir noch Zeit für ein Gruppenfoto unter dem Portrait von Präsident Monroe. Auch fehlten die begeisterten Kommentare nicht, um den perfekten Auftritt des Vizebürgermeisters zu würdigen. „*Focus oder die*, sagt man doch so schön auf Englisch“, meinte mein Kollege F. „Das hat dieser Herr wirklich beherrscht. In einem Referat von 15 Minuten hat er uns mehr gesagt als in einem Vortrag von einer Stunde. *Chapeau!*“ Andere fanden es grossartig, dass der Vizebürgermeister D., übrigens wie sein Chef, Bürgermeister Bloomberg, für nur einen Dollar Gehalt im Jahr arbeitet, da er vor seinem Amtsantritt als Investment Banker schon genug gescheffelt hatte. „Welch ein tolles Vorbild für unsere Alte Welt!“ schwärmte ein anderer Kollege von mir, der nochmals die britisch koloniale Welt des 18. Jahrhunderts in sich aufzog, die von diesem Bürgermeisterpalais in New York ausging.

13 HOHTÜRLI

Vor zwei Jahren packte mich im Sommer der alpinistische Ehrgeiz. Ich wollte mir selbst beweisen, dass ich trotz meiner neunzig Kilo an einem Tag weit über tausend Höhenmeter zu leisten imstande sei.

Eigentlich starte dieses Abenteuer ganz anders. Da ich wusste, dass ich diese Wanderung in zwei Wochen mit einer befreundeten Familie machen würde, wollte ich lediglich etwas *Exploration* machen. Meine Idee war überaus einfach: Alles was ich schon einmal auskundschaftet haben würde, würde das zweite Mal, also mit meinen sehr sportlichen Freunden, nicht mehr so anstrengend sein.

Gesagt, getan. Ich parkierte mein Auto unten im Tal. Dann bestieg ich das kleine gelbe Postauto, das ins Kiental fährt. Zuerst hielten wir im Hauptort des Tales. Anschliessend ging es weiter in ins Tal hinein. Nach einem See begann ein steiler Aufstieg. Wir befanden uns auf der steilsten Strecke, die das Postauto in der ganzen Schweiz bewältigt. Auch das schaffte der brave Chauffeur, den nichts aus der Ruhe bringen konnte. Jedenfalls sah er so aus.

Ich stieg an der Endstation aus. Im Gasthaus gerade gegenüber nahm ich einen Kaffee zu mir. Dann machte ich mich auf, um die Griesalp, die ich von einem früheren Besuch vage in Erinnerung hatte, zu Fuss in Besitz zu nehmen.

Ich kam nach einem Wäldchen auf Alpweiden. Der Blick weitete sich nach oben zu den hohen Bergen, die das Kiental wie einen Kranz umgeben. Die Sonne schien auf die Firnen mit Eis und Schnee, die auch im Sommer nicht vergehen.

Ich stiess auf eine Alphütte, in der gewirtet wurde. Ich stärkte mich mit einer einfachen Suppe, etwas Brot und einer Flasche Bier.

Nach dieser halbstündigen Verschnaufpause nahm ich den Pfad unter die Füsse immer weiter hinauf, den Berg hinan. Der Wegweiser zeigte an: *Hohtürli: 2 1/2 Std.*

Ja, so weit hinauf wollte ich eigentlich nicht steigen. Aber immerhin: Ich nahm mir vor, die Schwierigkeit des Bergpfades so lange zu testen, bis ich vor Müdigkeit nicht mehr weiter käme und umkehren müsste.

Ich setzte Tritt nach Tritt. Immer weiter hinan. An gewissen Stellen hatte ich Mühe, die roten Wegmarkierungen zu finden. Zudem umgab mich auf ein Mal dichter Nebel. Meine Angst war nun nur noch, vom Weg abzukommen. Es war ja schon Nachmittag. Ich war der einzige Wanderer, der zu dieser Zeit noch den Aufstieg versuchte. Aber immer nur weiter, immer noch weiter hinauf, waren die beiden einzigen Gedanken, die in meinem Gehirn Platz hatten.

Der Nebel wich. Ich sah wieder den steilen Berg hinauf. Vor mir hatte es eine Art Treppe, die in die steile Halde gegraben worden war, mit eigentlichen Absätzen aus Baumstämmen. Diese Himmelsleiter sollte die Wanderer, die nicht alpinistisch geschult waren, vom Absturz bewahren. Ich war froh, auf dieser Treppe nach oben gehen zu können. Mit dem Stock, den ich in der rechten Hand hielt, verschaffte ich mir etwas mehr Halt. Nun war es so steil, dass ich nicht mehr hinauf oder hinunter

zu schauen getraute. Darum hefte ich den Blick zu Boden. „Jeder Schritt ein Tritt², blieb weiterhin meine Devise. Derart kam ich auf sichere Weise immer weiter nach oben. Nun war die Treppe zu Ende. Stattdessen hatte es nun Stahlseile, die an exponierten Stellen eine wertvolle Hilfe waren. Der Weg war nun auch nicht mehr so steil. Er führte einem überhängenden Felsen entlang. Ich machte einen Halt. Dem kleinen Rucksack entnahm ich eine Schokolade, von der ich einige Rippen abbrach und verzehrte. Ich trank vom Mineralwasser. Es war nunmehr so kalt geworden, dass ich die blaue Windjacke anzog, die ich mir eben unten im Tal erstanden hatte. Ich band meine Bergschuhe. Dann ging der Anstieg weiter. Er kam mir nun leichter vor. An ein Zurückgehen dachte ich nicht mehr. Die furchtbar steile Treppe wollte ich auf keinen Fall nochmals machen müssen am heutigen Tag, dazu noch von oben nach unten, in den dichten Nebel hinein, der tiefer im Tal lag.

So schritt ich immer weiter nach oben. Bald kam mir die Wanderung eine Ewigkeit vor. Es waren schon über zwei Stunden seit dem Halt in der Alpwirtschaft vergangen!

Da – ich spürte förmlich, dass ich meinem Ziel nahe war. Der Blick lichtete sich nach oben. Nochmals eine Treppe, die mir jetzt aber schon viel gesitteter, sprich leichter vor kam. Als ich ihr oberes Ende erreichte, waren es nur noch wenige Schritte zu einer kleinen Ebene, welche die Passhöhe war, die den altertümlichen Namen *Hohtürli* trägt. Wie zum Gruss berührte ich den Wegweiser, der gleich angeschrieben war, wobei ebenfalls die Höhe über Meer angegeben war.

Hurra! Ich hatte es geschafft, das Hohtürli allein zu besteigen. Dabei hatte ich ja nicht einmal diese Absicht gehabt! Mein persönlicher Auftrag hatte ja nur auf Exploration gelaute. Nun hatte ich schon das Ziel erreicht, das ich in zwei Wochen mit meinen Freunden in Angriff nehmen wollte.

Nach weiteren fünfzig Höhenmetern erreichte ich die Berghütte des SAC. Dort musste ich als Erstes meine Bergschuhe ausziehen. In der Gaststube bekam ich eine Apfelwähe und einen heissen Kaffee. Es hatte viele Berggänger, die ihr Tagwerk schon hinter sich hatten. Sie bereiteten sich auf einen ruhigen Abend vor, den sie mit einem Bier oder einem alkoholfreien Getränk begannen. Kinder waren am Spielen. Männer jassten. Nach dem frühen Nachtessen würde die ganze Berg-Gesellschaft sehr früh ins Matratzenlager gehen zum Schlaf. Morgen war ja auch wieder ein Tag mit der Weckruf um fünf Uhr.

Ich betrachtete diese müden glücklichen Menschen mit einer Mischung von Neid und Wehmut. Ich hatte ja als Einziger keine Reservation für das Nachtlager. So machte ich mich nach einer weiteren halben Stunde auf zum Abstieg auf der anderen Seite des *Hohtürli*-Passes in Richtung Öschinensee und Kandersteg. Es war ja noch lange Tag an diesem Hochsommertag.

Leider war mir die Sicht auf die hohen Berge des *Blüemlisalp*-Massivs nur kurze Zeit vergönnt. Der Anblick diese Spitzen und Zinnen im ewigen Schnee, auf welche die Sonne schien, war beeindruckend. Dann kam eine Wolkenwand, einem Vorhang gleich. Ich befand mich nun in einer grossen Geröllhalde, in der aufpassen musste, dass ich mich nicht plötzlich einige Hundert Meter befand, nach nur einem einzigen Misstritt, aber dann geschunden und wohl tot. So setzte sorgfältig einen Schritt nach dem anderen. Mit Gottes Hilfe schaffte ich es am gleichen Abend noch bis zum

Öschinensee, wo total durchnässt ankam. Beim Abstieg hatte der Regen eingesetzt, der immer stärker geworden war.

Das Hotel über dem See sah finster und geschlossen aus. Nur im ersten Stock brannte ein Licht. Ich läutete an der Nachtglocke. Niemand meldete sich.

Wie durch ein Wunder wurde jemand im Haus auf mich aufmerksam. Ein Hotelgast machte mir die Türe auf. Er geleitete mich in den oberen Stock, wo die Zimmer lagen. Der Fremde gab mir ein leeres Zimmer, zum er an einem Brett den Schlüssel fand. Er wünschte mir gute Nacht. Ich dankte ihm.

Im Zimmer entledigte ich mich aller meiner Kleider. Dann nahm ich im Korridor eine warme Dusche. Niemand sah mich. Das Badtuch bedeckte mich. Daraufhin legte ich mich zwischen die Decken des Bettes. So hatte ich einigermaßen warm. Ich fiel in einen tiefen Schlaf. Ich war ja hundemüde.

Am nächsten Morgen waren meine Sachen wieder einigermaßen trocken, die ich über Nacht aufgehängt hat. Ich bekam in der Gaststube ein gutes Frühstück. Die Chefin des Hauses kassierte mein Zimmer. Sie schien amüsiert zu sein, dass er andere Hotelgast als Hotelier gewirkt hatte. Ich lobte diesen Unbekannten. Die Dame sagte mir, das sei ein Stammgast,. Er komme jeden Sommer, und fühle ich sich entsprechend im Hotel wie zu Hause.

Mit neuen Kräften nahm ich nun den Weg nach Kandersteg unter die Füsse. Es war ein schöner Morgen. Das Leben gefiel mir wieder. Auch war ich ein bisschen stolz auf mich, das *Hohtürli* nun schon allein geschafft zu haben, zwei Wochen vor der obligaten Sommerwanderung mit meinen Freunden.

14 DAS SOLOTHURNER BROT

Es gibt gute Dinge, die zum Glück nicht viel kosten, und erst noch beständiger Natur sind.

Zu diesen schönen, aber einfachen Genüssen gehört das Solothurner Brot, das ich in Bärenstadt in der Bäckerei Reinhart kaufen kann. Dieses dunkle Brot, das von einer starken Kruste umgeben ist, mundet vortrefflich, sei es im Zustand der Frische oder auch noch nach einigen Tagen der Aufbewahrung.

Ein zusätzliches Vergnügen sind die Verkäuferinnen, die in einem Lieblingsladen das Solothurner Brot und andere Genüsse anbieten. Diese Damen sind immer sehr freundlich zu mir. Sie grüssen mich bereits von Weitem, bevor ich das Geschäft richtig betreten habe, in dem tagein tagaus von Kundschaft wimmelt.

„Guten Tag, Herr A.“ tönt es im mehrstimmigen Chor. „Geht es Ihnen gut?“ Nachdem ich diese Nachfrage nach meinem Befinden akkurat beantwortet habe, und mich natürlich auch nach dem Wohlergehen der Damen erkundigt haben, platziere ich meinen Kaufwunsch: „Ein Pfund vom Solothurner, bitte“. Dies löst bei der Verkäuferin automatisch die Gegenfrage aus: „Gut gebacken?“ Darauf antworte ich immer: „Ja gerne.“

An diesem eingespielten Wortwechsel lässt sich nichts ändern. Er läuft immer gleich ab – und das gekaufte Solothurner Brot ist immer gleich gut.

Etwas komplizierter war die Sache nur, als ich vor einigen Jahren bemerkte, dass eine der Verkäuferinnen, jünger als die anderen und ausnehmend hübsch, sich in mich verliebt haben musste. Die anderen Verkäuferinnen liessen ihr immer den Vortritt, damit sie mich bedienen konnte. Bevor ich nur den Mund aufmachen konnte, hörte ich sie schon sagen: „Guten Tag, Herr Doktor. Möchten Sie wie immer Ihr Solothurner Brot haben, gut gebacken?“ Dabei lief sie rot an. Ich konnte nur antworten: „Ja. Sehr gerne“, und schon lag das gut gebackene Solothurner Brot eingewickelt vor mir. Ich zahlte und verabschiedete mich von der jungen Verkaufsdame und den anderen Verkäuferinnen, die mir im Chor nachriefen: „Einen schönen Tag!“

Der kleine Flirt mit der jungen Verkäuferin dauerte einige Zeit. Ich fand nie heraus, weshalb sie meinen Namen kannte und auch von meinem Dokortitel wusste, den ich vor vielen Jahren einmal erworben hatte. Dann aber wendete sich das Blatt. Die gleiche Verkäuferin verliebte sich in einen Italiener deutscher Sprache. Er kam aus dem Südtirol. Hatte es wenig Kunden, was ja selten genug der Fall war, erzählte sie mir jetzt von ihrer Liebe. Ich nahm von ihren Neuigkeiten mit einem gewissen, wenngleich nur höflichen Interesse, Kenntnis. Sprach sie jetzt mit mir, lief sie auch nicht mehr rot an. Wie schade!

Mein Trost bleibt aber das immer gleich gute Solothurner Brot, das sich zum Glück in den vielen Jahren, seit ich es mit grossem Appetit verzehre, nicht geändert hat. Ich hoffe auf von viele Jahre der Beständigkeit.

15 DIE EXTREME VERKÜRZUNG

Kürzlich war ich mit einem Radio- und Fernsehmann zusammen, der in der Schweiz über eine grosse Popularität verfügt. Seine Initialen sind R.J.

Wir waren beide zu einem Weihnachtsessen eingeladen, das im schönsten Hotel von Bärenstadt stattfand. In Gruppen standen wir vor dem Essen herum und betrieben, ein Glas in der Hand, das, was man auf Neudeutsch *Small talk* nennt.

Ich hatte R.J. am Tag zuvor zufällig in einer Fernsehsendung gesehen. Er hatte dort einige Minuten erhalten, um die gute Verwendung von Spendengeldern zu belegen. R.J. machte das gewohnt gut. Er wirkte sehr überzeugend. As er sagte, hatte Hand und Fuss. Man konnte es ihm wirklich glauben. Jedenfalls, mich hatte er damit überzeugt.

Ich lobte ihn für diesen gekonnten Auftritt. Er dankte mir. Dann sagte er zu mir: „Weißt Du, es ist einfach wahnsinnig, in welcher *Verkürzungswelt* wir leben. Ich komme mit einem riesigen Thema, könnte allein schon eine Stunde reden – soviel ist zu sagen – und mein Kollege von dieser *News*-Sendung sagt mir: ‚Rolli, ich gebe Dir zwei Minuten. Das genügt Dir sicher, alles Wesentliche zu sagen?‘ Stell Dir vor, er gab mir für ein hochkomplexes Thema *zwei* Minuten. Hätte ich viel länger gesprochen, hätte er mich einfach auf seine zwei Minuten hinunter gekürzt. So musste ich also versuchen, alle wichtigen Aussagen diese zwei Minuten, die mir gnädigerweise zugestanden worden sind, zu pressen!“

„Aber Du hast das doch gut gemacht!“ wagte ich einzuwenden.

„Mag sein“, antwortete Rolli. „Aber trotzdem: Diese extreme Verkürzung macht mir Angst. Alles muss auf wenige Zeilen bzw. gesprochene Minuten reduziert werden, unter Verlust aller Nuancen und Feinheiten. Ist das nicht furchtbar? Wer liest dann in Zukunft noch eine Qualitätszeitung mit fünfzig Seiten oder einen Klassiker mit 1000 Seiten? Alles steht in Gefahr, Opfer der extremen Verkürzung zu werden! Was ist dann noch ein Roman wie Anna Karenina von Tolstoi? In der Kurzfassung von morgen wird das heissen: ‚Verheiratete Frau mit langweiligem Ehemann nimmt sich jungen Liebhaber, der sie aber letztlich auch sitzen lässt, und sie nimmt sich in ihrer Verzweiflung das Leben, indem sie unter den Zug geht‘. Schon diese Kurzfassung wird dann Einigen zu lang sein! Wir riskieren nichts mehr und nichts weniger als den Untergang unserer abendländischen Kultur. Wir opfern sie dem Terror des Internetzeitalters, wo nur noch SMS und kurze E-Mails eine Chance haben, gelesen zu werden, so im Stile ‚I love U‘, und wo dann kein handschriftlicher Liebesbrief mehr geschrieben werden wird. Ach wie schrecklich!“

Ich nickte Rolli zu. Wie Recht er hatte! Aber wie wenig er oder ich daran ändern konnten. Die Zukunft gehört leider der extremen Verkürzung. Ich warte auf eine Neuauflage von *Tausend und eine Nacht* auf ein Hundert Seiten. Das dürfte für viele Menschen bereits eine grosse Lektüre darstellen, und sie an den Rand der Erschöpfung bringen. Da lobe ich mir die gute alte Zeit, in der die Zeit noch vorhanden war, um komplexe Situationen und Handlungen in liebevollem Detail darzustellen, fern von aller modernen Verkürzungskultur.

16 LIEBE IN ALTER UND NEUER ZEIT

Kürzlich war ich bei einem Ehepaar eingeladen, das um die fünfzig Jahre alt war. Der Mann arbeitete als Gemeindegemacher. Man sah es ihm an, dass er viel an der frischen Luft war: Ein alterer, drahtiger Zeitgenosse, ohne zuviel Bauch und ohne zuviel Worte. Zugleich ein sehr gemütlicher Kumpan, der sich auch ausgezeichnet darauf verstand, die Küche zu machen und ein wunderbares Nachtessen auf den Tisch zu zaubern. Seine Frau war als Managerin der Sozialbetriebe einer anderen Gemeinde tätig. Jeden Morgen und Abend musste sie mit dem Auto um die zwanzig Kilometer fahren. Das war nicht weiter schlimm, hatte sie doch hier und dort einen gedeckten Parkplatz.

Beim opulenten Mahl, zu dem wir einen ausgezeichneten Bordeaux tranken, stellte ich die Frage, wie sich das Paar denn kennen gelernt habe. Das musste ja schon einige Zeit her sein. Ihre beiden Söhne zählten bereits sechs- und dreiundzwanzig Jahre. Beide waren im Studium.

Die erste Reaktion der Beiden war ein amüsiertes Lachen. „Da stellst Du wirklich eine schwierige Frage. Es ist schon so lange her, dass wir uns kennen, dass es fast nicht mehr wahr ist.“

Diese Antwort war mir natürlich zu wenig präzise. Ich hakte nach: „Also, wann war das etwa? Vor dreissig Jahren?“

„Nein“. Die adrette Frau schüttelte den Kopf. „Das ist länger her. Ich war damals fünfzehn und Heiri, der fünf Jahre älter ist als ich, muss da um die Zwanzig gewesen sein. Das Lustige ist, er kam nie allein. Er war immer mit seinem besten Freund zusammen, mit dem und seiner späteren Frau wir noch heute dick befreundet sind.“

Ich nickte. Das musste also circa 1970 gewesen sein. Ich stellte meine nächste Frage: „Wo passierte das?“

Nun meldete sich Heiri, der bisher zugehört hatte. „Das ist gar nicht so einfach zu sagen. Angelika war ein Jahr, nach der Schule, und vor der Lehre als Krankenschwester in Genf. So haben wir uns dort und in Bärenstadt getroffen. Doch das war gar nicht so einfach. Angelikas Vater einen Freund, der etwas jünger als er war, und damals achtunddreissig. Er hat sich Hals über Kopf in die damals zweiundzwanzig Jahre jüngere Angelika verliebt, die ein schönes und liebliches Kind war. Ich war natürlich ebenfalls wie verrückt in sie verliebt. Darum musste ich etwas vorsichtig ans Werk gehen. Aber wir hatten damals noch nichts zusammen. Wir kannten uns einfach.“

„Wie hat sich das geändert?“

„Ich glaube, der entscheidende Moment hat sich nicht in Genf, sondern in Bärenstadt abgespielt. Angelika war mit einer Kollegin am Schlittschuh fahren. Damals hatte es eine Eisbahn im Wankdorf, ungefähr dort, wo heute die Eisarena steht. Ich war mit meinem Kollegen auch auf den Schlittschuhen unterwegs an. Die beiden jungen Damen sassen auf einem Bänklein am Rande des Eisfeldes. Sie wollten sich die Schlittschuhe binden. Da habe ich mich angeboten Angelikas Schlittschuhe zu

schnüren. Ich kniete also vor ihr nieder. Ich glaube, da ist es passiert.“

Seine Frau, nun auf einmal ganz lebhaft: „Ich war ja damals noch sehr jung und unerfahren. Heinrich gefiel mir schon. Aber da war auch noch Vaters Freund, der auch ein Auge auf mich hatte. Jedenfalls liessen wir und von Heiri und seinem Freund an diesem Tag nach dem Schlittschuhlaufen zu einem heissen Punsch einladen. Von da an waren Heiri und ich eigentlich immer zusammen.“

“Hat dann Heiris Freund, den Ihr heute noch kennt, auch gerade noch Deine Freundin geheiratet? Hat es dort auf der gleichen Eisbahn auch gefunkt?“ Angelika lachte und schüttelte ihren dunklen Wuschelkopf. „Nein, so einfach war das doch nicht. Heiris Freund hat eine andere gefunden, und meine Freundin ebenfalls einen anderen.“

Soviel zu diesem glücklichen Ehepaar, das auch noch nach über dreissig Jahren in glücklicher Harmonie lebt.

Ihr jüngerer Sohn war am Nachtessen auch zugegen. Seine neue Freundin ebenfalls. Ein schönes Mädchen mit stolzem Haupt, gross gewachsen und in allem schon sehr erwachsen. Sie war wie ihr Freund anfangs zwanzig. Ich stellte eine ähnliche Frage, wie ich sie den Eltern gestellt hatte: „Wann und wo habt Ihr Euch kennen gelernt?“ Angelikas und Heiris Sohn sah mich mit seinen grossen lebhaften Augen an.

“Also, das war erst ganz kürzlich. Wir waren beide im September in den USA. Genau genommen in San Diego. Dort traf ich Krista in einem Hostel für junge Leute.“

“Und seither seid Ihr gute Freunde?“

“Nein. So einfach war das nicht. Wir trafen uns ja nur ganz zufällig und kurz in San Diego. Eben in diesem Hostel. Dann blieb ich aber noch einige Wochen in jener Gegend. Krista musste weiter. Sie war auf einem grösseren Amerikatrip. So wurde es November, bis wir uns endlich in der Schweiz wieder sahen.“

“Und das klappte so wie in San Diego?“ Der junge Mann lachte. Er hatte von seiner Mutter dieses fröhliche, offene Lachen geerbt. „Das war überhaupt kein Problem. Obschon wir uns in der Zwischenzeit nicht gesehen hatten, ganze sechs Wochen lang, waren wir beim Wiedersehen noch genau so verliebt wie im ersten Moment in San Diego. Eigentlich noch viel mehr, weil wie so lange aufeinander warten mussten. Stimmt das, Krista?“ Die junge Frau strahlte. „Ja, genau so war es. Mir kamen die sechs Wochen ohne Stefan auch eine halbe Ewigkeit vor. Ein SMS jeden Tag stellt da keinen Ersatz dar. Als ich ihn in Zürich wieder sah, war ich sehr glücklich. Er gefiel mir genau so, wenn nicht noch viel mehr, als beim ersten Treffen in San Diego.“ Sie gab ihm einen zärtlichen Kuss.

Die jungen Leute verschwanden im Fernsehzimmer. Sie sähen sich in enger Umarmung auf dem Canapé einen alten burlesken Film an. Das berichtete Angelika, die nachschauen gegangen war, da Stefan eigentlich noch fürs Studium lernen sollte. Das helle Lachen der jungen Frau drang bis zum Salon, wo wir jetzt beim Kaffee und köstlichen Gebäck waren. Wie schön, dass die Liebe nie ausstirbt!

17 DER TEPPICHHÄNDLER

Vor zehn Tagen hatte ich in Bärenstadt ein seltsames Erlebnis, vom dem ich berichten möchte.

Dazu muss ich aber etwas ausholen. Ich habe mir in der Altstadt ein Zimmer genommen, das mir unter der Woche als Aufenthalt dienen kann. Am Wochenende bin ich dann normalerweise in meinem Haus auf dem Lande.

Rein zufällig bin ich in diesem alten Herrenhaus aus dem achtzehnten Jahrhundert auf dem gleichen Stock, wo der berühmte Schriftsteller Robert Walser auch gewisse Zeit ein Zimmer gemietet hatte, als es hier noch ein einfaches Hotel gab. Robert Walsers Zimmer ist das übernächste links von mir. Wenn das keine literarische Inspiration darstellt! Seit ich das Zimmer habe, muss ich mindestens eine Zehnerpotenz besser schreiben, auch wenn ich davon selbst bisher noch nicht soviel gemerkt habe.

Das Zimmer habe ich fast leerem Zustand gemietet. Es hatte lediglich ein breites Bett mit einer leidlich guten Matratze. Die restliche Möblierung muss ich nun nach und nach selbst vornehmen.

Schon seit einiger Zeit hat es mich gestört, dass ich diesem Zimmer keinen Teppich habe. Erstens ist es damit kälter im Winter, und zweitens wirkt meine kleine Bleibe so auch weniger wohnlich.

Um diesem Missstand abzuhelpen, begab ich mich also vor zehn Tagen in einer grosses Teppichgeschäft, das sich auch in der Altstadt befindet. Ich wurde von einem jovialen Herr mit Schnurrbart empfangen, der in einem hellen Anzug steckte, obschon es jetzt Januar war. Er stellte ich vor: „Kairos is mein Name. Ich stamme aus Persien. Dieses Geschäft habe ich schon über dreissig Jahren. Ende Jahr gebe ich auf. Dann bin ich 65.“ Ich schaute den gepflegten Herrn mit einigem Erstaunen an. „Das gibt man Ihnen aber nie. Sie sehen aus wie Fünfzig“.

Der Teppichhändler lächelte. „Danke für das Kompliment. Mit was kann ich Ihnen dienen?“

„Ich möchte einen Teppich kaufen für mein Zimmer in dieser Gasse. Aber ich möchte nicht zuviel Geld ausgeben. Wissen Sie, dieses Zimmer ist nur ein *Pied-à-terre*. So für zwischenhinein zum Übernachten.“

Der Herr zeigte seine schönen Zähne. „Ich hoffe, dass Sie da nicht allein übernachten müssen. Das wäre ja schade.“ Ich sagte nichts zu dieser galanten Bemerkung des Persers, der wie ich dem schönen Geschlecht zugetan schien.

Der Teppichhändler führte mich in das Kellergeschoss. Dort türmten sich Hunderte von Perserteppichen. „Das muss ich alles los werden“, sagte der Herr dieser Schätze mit etwelchem Bedauern. „Aber bis Ende Jahr muss alles weg. Darum mache ich jetzt schon halben Preis bei allem.“

Ich sah zu, wie der Herr einen Teppich um den anderen umschlug, damit wir in die

tieferen Schichten des hohen Stapels vordringen konnten. Bei jedem zweiten Teppich machte der Händler eine Bemerkung, sei es über die Herkunft, das Alter oder den Preis. Für mich war das alles zu teuer. Es ging da um Tausende Franken, auch auf Halbpbasis.

Plötzlich hielt der Herr in seiner Arbeit an, die immer mühsamer wurde, da er nun bereits schon viele Teppich umgelegt hatte. Er richtete sich auf. Dann wendete er sich dem Stapel nebenan zu. „Hier haben Sie ein schönes Stück. Hundert Jahre alt. Das gebe ich Ihnen für tausend Franken.“

Ich sah mir den hellroten Teppich an, der in der Tat recht antik aussah. Der Händler blickte auf die Etiketle. „Sehen Sie: Der Teppich ist mit 3'900 Franken angeschrieben. Sie kriegen ihn für Tausend. Alles muss weg.“

Ich nickte anerkennend. „Okay“ sagte ich. „Ich nehme ihn für Tausend. Aber zeigen sie mir nochmals die Teppiche von Anfang an, die auf dem anderen Stapel waren. Da hatte es auch sehr schöne Stücke.“

Der Händler war einverstanden, mir nochmals die erste Beige Teppiche zu zeigen. Ich fiel auf einen, der mir ausnehmend gut gefiel. „Was kostet der?“

„Teuer. Teuer!“ sagte der ältere Herr. „Halbpbasis ist 2'300 Franken. Ich gebe ihn Ihnen aber für Tausendneunhundert.“

Ich konnte meine Blicke von diesem Stück nicht mehr losreissen.

Der Rest der Geschichte ist rasch erzählt: Im Teppichfieber, in das ich mich nun nach und nach hinein gesteigert hatte, kaufte ich nach einer weiteren halben Stunde insgesamt drei Teppiche für nicht weniger als viertausendfünfhundert Franken.

Der Teppichhändler lobte mich ein gutes Geschäft gemacht zu haben. Er half mir sogar, die drei Teppiche die Gasse hinunter zum Eingang des Herrenhauses zu tragen, wo ich mein Zimmer hatte.

Als ich meine neuen Errungenschaften auf dem Boden des Zimmers ausgebreitet hatte, was nun ganz allein geschah, kamen mir zwei Gedanken. Der erste war festzustellen, dass die drei Teppiche exakt ins Zimmer passten, als wären sie für es in Persien geknüpft worden. Der zweite Gedanken war ein plötzlicher Verdacht, wohl zuviel bezahlt zu haben. Waren nicht alle Teppichhändler so schlau, dass sie einem Kunden irgendeine Ware als echten Perserteppich verkaufen konnten? Hatte ich in Tat und Wahrheit nicht viel zu viel bezahlt?

Ich zuckte mit den Schultern. „Pah“, sagte ich laut zu mir selbst, mit einem solchen Gedanken muss jeder Teppichkäufer fertig werden, der wie ich überhaupt nichts von diesem komplexen Geschäft versteht. Vielleicht hatte ich nun also einen guten Kauf gemacht. Oder einen schlechten. Jedenfalls für Auge waren die drei Teppich schön anzusehen. Dieser neue Gedanke tröstete mich sogleich. Dabei ist es bis heute geblieben, da ich wirklich nicht weiss, ob mein Teppichhändler es gut mit mir gemeint hat, oder ob ich in die Fallgrube der Unwissenden gefallen bin, wie auch schon.

18 GÄSTE ZU VERMIETEN

Es kann passieren, dass wir uns an einer Einladung befinden, bei der die Gastgeber und das Servierpersonal die Überzahl bilden. Bei einem Apéro oder Cocktail einer Botschaft oder privaten Unternehmung kann dieser Umstand peinlich anmuten.

Ich habe nun die Lösung dieses Problems gefunden: Jeder Mann und jede Frau kann meinem Freund Daniel anrufen, der eine joviale Partynudel ist. Das zeigt sich nur schon an seinem Leibesumfang. Daniel bringt mehr als hundert Kilo auf die Waage. Er trägt sie aber mit Charme und Leichtigkeit. Mein Freund ist immer sehr gut angezogen und gut gelaunt.

Auf meinen Rat hin hat Daniel nun einen Partydienst der besonderen Art aufgezogen: *Er vermietet passende Gäste.*

Er hat eine Kartei, in der mehrere Hundert Menschen verschiedener sozialer Klassen und Einkommensstufen gespeichert sind. Hat „jemand“ Bedarf für einen Gast, einen oder mehrere, muss er sich nur per Telefon oder Mail an Daniel wenden. Auf seiner Webpage www.partygäste.ch sind alle Kandidaten mit Foto und Kurzlebenslauf abgebildet, und zudem sind deren Tarife und freien Termine vermerkt.

Ist einmal die Buchung gemacht, ist alles Weitere ein Kinderspiel: Der gemietete Gast erscheint pünktlich, erfüllt seine Aufgabe genau nach Instruktionen, und geht wieder zur Zeit. Die Bezahlung dieser Dienstleistung ist für jeden Kunden Ehrensache. Sonst fliegt er ohne Vorwarnung aus dem Kundenverzeichnis heraus. Daniel nimmt vom bezahlten Betrag einen Drittel für sich und seine Aufwendungen. Zwei Drittel fließen dem gemieteten Gast zu, hat er seinen Arbeitsrapport fristgerecht abgeliefert und war der Feedback des Kunden auch positiv.

Ich liefere einige Beispiele:

An einem stilvollen Nachtessen fällt plötzlich ein Gast aus, weil sein Flugzeug in Tokio blockiert ist. Die Geschäftsreise ist also noch nicht zu Ende. Soll die Gattin wirklich allein an dieses steife Nachessen gehen müssen, das die Nachbarn geben? Keineswegs. Dank Daniels Partygäste-Service erscheint Frau Alice Huber mit einem sehr gepflegten Endvierziger zum Event, der ihrem Mann erst noch stark gleicht. Der Abend ist gerettet. Aus Paritätsgründen muss dieser Mietmann natürlich auch über einen entsprechenden akademischen Abschluss und eine lückenlose Karriere verfügen. Dieser Herr ist für 500 Franken zu mieten für 5 Stunden (18-23 Uhr).

Einfacher geht es am Jassabend des Männerchors zu, wo plötzlich einer der besten Jasser infolge Krankheit ausgefallen ist. Sepp Meier, früher auch in einem Gemischten Chor, dem er seine Frau verdankt, wird's richten. Er kommt für einen Abend für nur 100 Franken. Was er verdient, spendet er der Flüchtlingshilfe. Klar, dass da auch Daniel auf jedes Honorar verzichtet.

Die Möglichkeit der Lieferung von Mietgästen für Botschaftsempfänge und Firmenpräsentationen zu Marketingzwecken habe ich schon eingangs angetönt. Das ist ein Bereich, der das eigentliche Rückgrat von Daniels Firma bildet. Für solche Fälle kann er bis zu dreissig Mietgäste aufbieten verschiedenen Alters, Frauen und Männer, die

im Schnitt 250 Franken pro Abend kosten.

Aber aufgepasst! Wie in jedem Business können sich auch in Daniels Partygästemieteservice Problemfälle ergeben. Es klar, dass mein Freund für solche Komplikationen jede Haftung ablehnen muss.

Kommen wir zurück zum obigen Fall, in dem der gepflegte Mietherr von Ende Vierzig mit der Dame des Hauses zu den Nachbarn zum Nachtessen geht. Hier könnte sich die Situation ergeben, dass sich die Dame in diesen Mietherrn verliebt. Oder es ergibt sich der umgekehrte Fall, dass der Mietherr ein Faible für die Dame entwickelt, die er gerade ausführt. Probleme sind da in der Folge nicht auszuschliessen.

Da hilft nur Eines: Mein Freund will von diesen Fällen partout nichts wissen, für die er wie schon gesagt jede Haltung ablehnt. Er hat doch keine Zeit, sich mit diesen vielen Mikrokosmen menschlicher Beziehungen abzugeben, die sich aus seiner Verleihfähigkeit täglich neu bilden.

Manchmal kommt es auch vor, dass ein Mann oder eine Frau, die sich allein fühlen, Daniels Webseite nach passenden Partnern durchstöbern. Dabei gehen sie ganz korrekt vor: Sie mieten einer annoncierten Personen für ein soziales Event, beispielsweise den jährlich stattfindenden Firmenball. Sie brauchen dafür nicht einmal eine Ausrede anzugeben. Sie mieten ganz einfach einen Partner für besagtes Event. Ist der Abend ein Erfolg, kann sich dann eine private Fortsetzung ergeben. Das kümmert aber meinen Freund nicht, solange seine Rechnung pünktlich bezahlt wird.

Wie Ihr seht, liebe Leserinnen und Leser, gibt es für jedes Problem auf dieser Welt eine Lösung. Oder es kann eben auch sein, dass die Problemlösung in sich den Keim neuer Konflikte trägt. So ist einfach das Leben. Ändern können wir es nicht.

Aber Daniel kann doch etwas Freude in erfolgssüchtige, gestresste oder einsame Herzen bringen. Er kann eine soziale Welt herzaubern, voll unterhaltsamer Gesellschaft, die es ohne ihn nicht gäbe. Dafür sei ihm von Herzen gedankt.

19 HEIDI'S HÜTTE

Der Klassiker aller Jugendbuchklassiker ist in Schweizer Gefilden das Buch *Heidis Lehr- und Wanderjahre* von Johanna Spyri. Dieses ewig frische Buch, das ich vor kurzem wieder von A bis Z gelesen habe, bleibt eine wunderbare Lektüre. Das Gute, Gesunde und Beständige siegt gegen alle Widerwärtigkeiten. Es lohnt sich auch für jedes Kind etwas zu lernen. Der Naturbursche *par excellence*, der Geissenpeter, wird sogar am Schluss der Erzählung von Heidi zu dieser Einsicht bekehrt.

Vor einigen Sommern befand ich mich im Städtchen Maienfeld, von wo ein Fussweg auf die Alp führt, auf der der Alpöhi seine Hütte hatte, die für Heidi zum Paradies wurde. Die Inspiration zu dieser Wallfahrt war mir zuvor durch eine schöne junge Japanerin gekommen, die ich im *Marriott* in Zürich an der Reception gesehen hatte. Sie hatte dort dem Hotelconciere anvertraut: „I have seen Heidi. The real Heidi. I was there. It was so wonderful!“ Nun war also auch ich auf der Suche nach der wahren Heidi. Es war ein schöner und milder Sommertag, der zum Wandern nur so einlud. Ich war nicht allein unterwegs. Familien mit Kindern und Einzelpersonen wie ich strebten den Hang hinauf.

Zuerst kamen wir zu einem Weiler mit Holzchalets, genannt Heidi's Dörfli. Ich durchstreifte die schmucke Gasse. Besondere Heidigefühle kamen in mir nicht auf. Im Buch ist mir kein Ort in Erinnerung geblieben, der dem Heididörfli entspricht. Aber ist ja auch so, dass die Erzählerin Johanna Spyri ihre dichterische Freiheit hatte, den Ort im Tal weder exakt dem Städtchen Maienfeld oder diesem Heididörfli nachzubilden. Das stört mich keineswegs. Es sind vielmehr die populären Heidifilme, die in uns ein Bild vom Ort im Tal geschaffen haben, wo die Menschen im Winter hausten, die Schule war und das verfallene Palais, das der gute Doktor aus Deutschland dann wieder aufgebaut hat, einen Teil dem Alpöhi und der Heidi zu Wohnzwecken überlassend.

Ich stieg den Berg hinauf, bis die Alp erreichte. Hier war ich mir unschlüssig, welches Alpöhis Hütte wohl gewesen sein mag, die Johanna Spyri in ihrem Heidibuch beschrieben hat. Ich kam zu einem alten Holzchalet, das offiziell als Alpöhis Hütte ausgeben wurde. Zwei Knaben schenkten Softdrinks aus. In der Hütte selbst herrschte eine gewisse Unordnung. In einer Ecke stand eine Mähmaschine. Nichts war zu sehen oder zu spüren von Alpöhis wohnlicher Klause, in der er für Heidi in so fürsorglicher Weise im oberen Stock, wo er sein Heu lagerte, mit Decken ein wohnliches Bettchen eingerichtet hatte.

Ich war enttäuscht. Dieses Holzchalet entsprach nicht meinen Vorstellungen von Alpöhis Haus. Es fehlte zudem der offene Blick ins Tal und auf die Berge, und die wunderbar rauschenden Bäume hinter dem Haus, denen Heidi immer so verzückt gelauscht hat.

Ich fand, dass diese unzureichende Vorstellung des Hauses von Alpöhi für viele, gerade auch japanische Touristen, eine hehre Enttäuschung sein musste. Das könnte man doch viel besser machen! Oder war ich falschen Ort? Die begeisterte Japanerin kam mir wieder in den Sinn. Beim Abstieg hoffte ich, dass sie ein *anderes* Alpöhihaus gesehen habe. Sonst müsste sie sich ja wie ich wundern über die mangelnde Sensibilität hierzulande gegenüber den Bedürfnissen der Touristen.

20 UND WENN DIE NATUR EIN VERFALLDATUM HÄTTE

Im Frühling, wenn alles grünt und blüht, sind wir immer wieder von Neuem von der ungeheuren Erneuerungskraft der Natur beeindruckt. Wir können fast zusehen, wie sich ein neues Buchenblatt entrollt.

Dieser Prozess wiederholt sich viele Millionen Mal, nur schon in einem einzigen Wald voller Buchen und anderen Bäumen. Wir haben es mit einem Wunder zu tun.

Nun stelle ich die Frage: Was wäre, wenn die Natur ein Verfalldatum hätte? Wenn eine innere Uhr diesen ewigen Erneuerungsprozess anhalten würde? Wenn es ein Datum dafür gäbe?

Es könnte ja sein, dass wir uns im Jahr 2100 befinden. Das geht noch eine ganze Weile, von heute aus gerechnet. Rund fünfundneunzig Jahre.

Im Jahre 2100 könnte ein Wissenschaftler die Entdeckung machen, dass sich die Natur mit abnehmender Rate erneuert. Seine Berechnungen führen ihn dazu zu glauben, dass beispielsweise im Jahre 2500 Schluss ist mit der jährlichen Erneuerung des Grüns in der Natur. Die Pflanzen sind dann müde und mögen nicht mehr. Sie schlagen im März und April einfach nicht mehr aus. Die Natur bleibt trist und kahl wie im Winter.

Als Erste wäre davon die Landwirtschaft betroffen. Die Kühe hätten kein frisches Gras mehr zum Essen. Weitere Opfer wäre die Flora und Fauna in der Natur. Die Rehe, Hasen und Hirsche würden sich in die Dörfer begeben und dort um Essbares betteln.

Die Milch und die Butter würden rar werden, haben die Kühe einmal alles verfügbare Silofutter gegessen. Auf der Wiese spriesst ja wie gesagt kein Gräschen.

Es würde dann eine riesige politische Aufregung geben. Die UNO, die EU, die USA und alle anderen Mächte dieser Welt würden eine Konferenz in Genf oder New York einberufen, um diesem Problem auf die Spur zu kommen.

Wahrsager, Zauberer, Astrologen sowie Quacksalber aller Art hätten Hochkonjunktur. Jeder wüsste ein probates Mittel, natürlich gegen Geld, und keines würde auch nur einen Deut am Wachstumsstreik der Natur ändern.

Es gäbe sicher auch eine Fraktion von Denkern, welche die Wachstumspause als nur vorübergehend ansehen würden. Schon nächstes Jahr würde wieder alles normal sein. Die Pflanzen würden ihren alten Wachstumsrhythmus aufnehmen.

Die grüne Partei hätte stellare Zuwachsraten bei ihrer Mitgliederzahl, und das überall in der Welt. Ihre Chefs würden verkünden: Endlich hat die Natur, die Jahrhunderte lang leiden musste, und dieses Leiden still ertrug, mit aller Macht zurückgeschlagen. Würden wir Menschen uns bessern, und nur noch grün leben, könnte die Natur besänftigt werden. Die Pflanzen würden dann wieder spriessen.

Im nächsten Frühling, also im Jahre 2001, müsste allerdings festgestellt werden,

dass die Pflanzen immer noch keine Anstalten machen, ihren früheren Wachstumsrhythmus wieder aufzunehmen. Ihr Streik ginge weiter.

Das würde nun Weltuntergangspropheten sonder Zahl auf den Plan rufen. Es konnte ja nicht anders sein: Das Ende dieser Welt steht unmittelbar bevor.

Wir wissen nicht, wie diese Geschichte dann weitergegangen ist. Wir leben ja erst Jahre des Herrn 2005. Aber sie dürfte uns Erinnerung rufen, dass wir Menschen den Kräften der Natur auf Gedeih und Verderben ausgeliefert sind, auch wenn wir uns fälschlicherweise einbilden, die Natur besiegt zu haben. Das Gegenteil ist der Fall. Ein Generalstreik der Pflanzen – und schon sind wir geliefert.

Es nur zu hoffen, dass keine solche Naturuhr tickt, und die Pflanzen noch viele Jahrhunderte, ja Jahrtausende, jedes Jahr von neuem die Kraft haben, sich mit neuer Lust und Freude zu entfalten in einem wirklich ewigen Erneuerungsprozess.

21 DIE ARMEN ALTEN

Nachdem ich mich in einer früheren Betrachtung so positiv über die rüstigen Alten, die *Yollies*, geäußert habe, muss ich nun auch der Kehrseite des Alters meinen Tribut zollen.

Ich denke nicht einmal in erster Linie an alte Leute, die arm oder krank sind, oder beides. Sie haben mein volles Mitgefühl.

Nein, ich denke an eine andere Sorte alter Menschen, denen es finanziell gut geht, die körperlich noch recht gesund sind und auch als geistig rege zu betrachten sind. Das sind Menschen, die sich in keiner Weise zu beklagen haben – meint man.

Aber trotzdem ist der Wurm in ihnen. Diese rüstigen Alten *der anderen Sorte* finden, dass ihr Leben eigentlich vollständig vorbei sei und nur noch eine Aneinanderreihung ewig gleicher, inhaltsleerer Tage, der nur der Tod ein Ende setzen kann.

In ihrem Leben passiert nichts mehr Neues. Die Routine hat sie fest im Griff. Besonders störend ist, dass diese Alten nirgendwo mehr gebraucht werden. Sie haben keine Arbeit mehr, die Abwechslung bringt. Die hoch effiziente Volkswirtschaft von heute braucht diese Alten nur noch als Konsumenten und Sparer, aber nicht mehr als Produzenten. Das machen die Jüngeren und der Computer weit besser.

Das Gefühl der Leere und der eigenen Nutzlosigkeit kann diese Alten an den Rand der Verzweiflung bringen. Depressionen können die Folge sein. Krankheiten schleichen sich ein. Plötzlich ist der einst so rüstige Rentner nur noch ein Häufchen Elend. Im Traum sehen diese alten Menschen einen Geisterzug, der langsam und fast unsichtbar in den Bahnhof einfährt. Es ist der Tod, der sie nun unaufhörlich bedroht. Die Lebensäfte verlassen ihren Körper. Sie können sich über nichts mehr freuen. Sie haben keine Lüste und Begierden mehr. Selbst das Essen und Trinken verliert an Anziehungskraft. Das Leben ist für sie wirklich und endgültig vorbei.

Sie schreiben ihr Testament. Sie werfen säckeweise alte Akten fort. Sie machen in ihrem Leben ebenso Ordnung wie in ihrem Haus. Tritt ihr Tod ein, wollen sie als ordentliche Menschen abtreten, die keine Unordnung zurücklassen. Es kann aber sein, dass trotz all dieser Vorbereitungen der Tod noch zehn oder zwanzig Jahre auf sich warten lässt. Dann gilt es, sich in Geduld zu wappnen. Dieser ordentliche Alte, den sein Leben völlig reizlos, leer und langweilig vorkommt, wird nie der Versuchung des Selbsttötung verfallen, da er als gläubiger Christ und Moralist der festen Überzeugung ist, dass er dazu kein Recht habe. Er müsse einfach so lange leben, wie das von Gott vorbestimmt sei, und habe dazu nichts zu sagen.

So geht dieses traurige Leben noch viele Jahre weiter, bis Krankheit, Unfall oder Altersschwäche dem Ganzen ein Ende machen. Der Nachruf auf diesen verstorbenen Menschen wird hervorheben, wie lange und wie tapfer er sich den Herausforderungen des Alters gestellt habe, und wir sehr wir ihn vermissen werden. Das ist alles richtig. Doch die Frage stellt sich doch: Ihr Alten, wollt Ihr ewig leben? Nein, werden sie antworten. Aber es wäre doch schön, wenn dieses lange Alter auch noch einen Sinn hätte, und sich nicht nur in leerer Repetition erschöpfen würde.

22 DER IGEL UND ICH

Igel sind putzige Tiere. Leider sind sie nicht immer vorsichtig im Überqueren der Strasse. Ich bin jedes Mal traurig, wenn ich einen Igel auf der Strasse sehe, der von einem achtlosen Automobilisten überfahren worden ist.

Es wäre wunderbar, wenn man den IgelN Strassenverkehrsunterricht geben könnte. Oder wäre es eine Lösung, besondere Kanäle unter den Strassen durch zu bauen, welche der kluge Igel benutzen würde?

In meinem Garten hat es eine Igelfamilie. Ich wusste das lange nicht. Dann beobachtete ich, dass ein Tier einen regelrechten Tunnel in einem grossen Haufen toten Äste gebohrt hatte, der in einem Garten liegt. In meiner Fantasie konnte das nur ein Igel sein. Seine Familie muss mitten im pflanzlichen Abfallhaufen Quartier aufgeschlagen haben.

Deshalb habe ich es bisher unterlassen diesen grossen Haufen, der aus abgeschnittenen Heckentrieben, Laub und verwesenden Blumen besteht, abzutragen. Ich will die Igelfamilie – oder sind es Füchse? – in ihrem Habitat nicht stören. Bei solchen Betrachtungen wird mir immer wieder bewusst, wie wenig eigentlich über die Lebensgewohnheiten solcher Tiere weiss. Machen sie einen Winterschlaf? Wann haben sie Kinder, und wie viele? Hat ein Igelmännchen eine oder mehrere Frauen? Von was leben die Igel? Ich werde mich nun demnächst im *Google* schlau machen. Dann werde ich mich als Igel-Spezialist fühlen, was jetzt leider noch nicht der Fall ist.

Igel sind für mich eine Kindheitserinnerung. Wir wurden von unseren Eltern und den Lehrern darin unterrichtet, mit den IgelN lieb zu sein. Der stachelige Panzer diene der Selbstverteidigung, wenn ein Feind komme. Aber der Igel sei auch ein freundlicher Kumpane mit einem spitzen Gesicht, vor dem man als Mensch keine Angst haben müsse. Er sei auch ein guter Vertilger von Schädlingen. Finde man eine Igel mitten auf der Strasse, müsse man ein Tuch nehmen, ihn einhüllen und sorgsam an den Strassenrand tragen, um jedes Unheil von ihm abzuwenden. An all das kann ich mich noch undeutlich erinnern. Auch haben wir den Igel in der Zeichnungsstunde zu Papier gebracht.

Man sieht: Es ist mir also doch noch etwas vom Igel geblieben.

Im letzten Herbst hatte ich die gute Idee, nebst dem Vogelfutter auch einige Brotresten in meinen Garten zu streuen. Ich staunte nicht schlecht, als ich nach zwölf Uhr nachts von auswärts zurückkam. Als ich auf die windgeschützte Terrasse trat, um zu sehen, was mit meinem Brot geschehen war, hatte ich ein *Tête-à-tête* mit dem Igel, der in meinem Garten lebt. Er stand im Begriffe, ein Stück von meinem Brot weg zu schleppen. Er wollte es sicher seiner Familie bringen. Er schaute mich reglos an. Ich schaute ihn ebenso gebannt an. Dann machte er rechtsumkehrt und verschwand im dunklen Garten. Ich kehrte mich auch um und ging ins Haus. Das ist das erste und letzte Mal, dass ich einen Igel so nah, quasi im familiären Rahmen, gesehen habe. Ich hoffe, es gehe ihm und seiner Familie immer noch gut. Von mir aus darf er für alle Zeiten in meinem Garten hausen und dort mit den Seinen sein Glück finden.

(leere Seite)

OPUS 10

DIE LERCHE IM PARK

UND

ANDERE GESCHICHTEN

(Geschichten 10)

PAUL EDUARD

[as-print]

Copyright by Paul Eduard 2007

Der Vergangenheit und der Zukunft gewidmet

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
VORWORT	4 / 93
1 DIE LERCHE IM PARK	5 / 94
2 LADY LIBERTY	6 / 95
3 AHNENSUCHE AUF ELLIS ISLAND	8 / 97
4 STRATEGY DELIVERS	9 / 98
5 TOP OF THE ROCK	10 / 99
6 DER VEREIN ZUM SCHUTZ DER OSTERHASEN	11 / 100
7 DIE ROTE ZORA	13 / 102
8 LIEBE IN TAUSENDUNDEINER NACHT	15 / 104
9 DIE SCHWARZEN BRÜDER	17 / 106
10 FONDUE IN DER HARMONIE	19 / 108
11 MEIN ARZT UND SEINE GUTEN RATSCHLÄGE II	21 / 110
12 SELVI – SCHICKSAL EINER FAMILIE	22 / 111
13 DAS FOTOALBUM	28 / 117
14 WE HAVE SOMETHING TO LOOK FORWARD TO!	29 / 118
15 DER KULINARISCHE SCHWEIZERTEST	30 / 119
16 DER GLASPALAST AM MEER	31 / 120
17 FRAU MIT ANTIQUITÄTEN SUCHT MANN	32 / 121
18 SCHÖNE MÄDCHEN UNTER DEN LAUBEN	34 / 123
19 DER BÖRSENTEE	36 / 125
20 WILHELM TELL LIVE	37 / 126
21 BEI KLEE AUF BESUCH	39 / 128
22 DIE MAJESTÄT DER BERGE	40 / 129
Bestellhinweis	41 / 130

VORWORT

Diese zehnte Geschichtensammlung enthält wiederum kürzere und längere Erzählungen und Betrachtungen.

Es handelt sich um die letzte Geschichtensammlung dieser Serie. Insgesamt sind es 220 Geschichten, die den Leserinnen und Lesern zur Verfügung stehen.

Viel Vergnügen!

Bern, im Herbst 2007

Paul Eduard

1 DIE LERCHE IM PARK

Nachdem ich Soho durchstreift hatte, und den traurigen Bluessongs des Bassisten Joel gelauscht hatte, drang ich in den Park des Washingtoner Square ein. Es war nun vielleicht etwas nach fünf Uhr abends, und immer noch schönes und sonniges Spätherbstwetter. Man konnte sich fast wie im Sommer fühlen, so mild war die Luft.

Von weitem hörte ich schon, wie inmitten des Parks, in einer Einbuchtung links vom Fussweg, eine Gruppe von Gitarrenspielern musizierte. Als ich näher kam, fühlte ich mich um drei Jahrzehnte zurück versetzt. Die Zeitreise brachte mich in die späten Sechziger und ersten Siebziger Jahre. Ich sah vor mir drei gealterte, ausgesprochen bleiche Herren, die ihre Haare hinten zu einem Zöpfchen gebunden hatten, wie es einst in der gloriosen Zeit der Blumenkinder und der grossen neuen Freiheit Mode gewesen war, der diese Spieler innerlich, und in ihrem Habitus, immer noch angehörten - quasi als lebende Relikte aus einer besseren, optimistischeren Zeit. Jetzt spielten die drei Sechzigjährigen Countrymusik. Sie wurden von einer jungen schwarzen Frau begleitet, die sich gerade zu ihnen gesellt hatte, und die wie viele andere Menschen durch den Park spaziert war. Die Sängerin trug in ihren Armen eine Beige von Notenheften. Sie war bestimmt in Ausbildung, und kam an diesem Samstagnachmittag vielleicht von einer Probe.

Die feine, aber doch kräftige und melodiose Stimme der jungen Frau stieg in die Höhe, einer Lerche gleich. Im Nu waren die vier Musikanten, die drei alten Gitarristen und die junge Sängerin, von einer grossen Menge umringt. Es mögen an die zweihundert Menschen gewesen sein, welche die Melodien mitsummten sowie am Ende jeden Stückes frenetisch klatschten. Es war, als würden die Vier ein offizielles Parkkonzert geben.

Die Sängerin schaute auf ihre Uhr. Sie bedeutete den drei Musikern, dass sie nun gehen müsse. Vielleicht wartete ihre Mutter mit dem Nachtessen auf sie. Die Menge ahnte, dass sich dieses Vergnügen dem Ende näherte. Sie klatschte noch wilder. Die junge Frau verstand. Eine Zugabe musste sie noch geben. Mit den drei Musikern verständigte sie sich auf besonders populäres Lied, das die ganze Menge begeistert mitsang. Dann brauste der Applaus nochmals auf. Lag noch eine weitere Zugabe drin? Leider nein. Die junge Frau schüttelte den drei Musikern die Hand. Sie bahnte sich einen Weg durch die Menge, die ihr nochmals applaudierte, und setzte ihren Weg ganz allein durch den Park fort. War das ein Vorgeschmack von dem, was sie eines Tages in der Met erwarten würde? Wer weiss, was sich die junge Frau in diesem Moment dachte.

Die Menge löste sich auf, so schnell sie gekommen war. Die drei alten Musiker blieben allein zurück. Sie spielten weiter ihre nostalgischen Weisen aus den sechziger und siebziger Jahren, diesmal ohne Sängerin und grosses Publikum.

Ich setzte meinen Weg durch den Park ebenfalls fort. Ich verweilte noch einen Moment unter dem Washington Monument, das ich mir zum ersten Mal in meinem Leben genauer ansah. In meiner Nähe versammelte sich eine Gruppe adrett gekleideter junger Leute, die in Erwartung des samstäglichem Ausgangs stand. Ich trat auf die nahe Strasse, winkte mir einen gelben New Yorker Taxi herbei und liess mich nach Midtown tragen, wo mich ein anderes Konzert im Lincoln Center erwartete.

2 LADY LIBERTY

Es gibt Symbole, denen sich kein Mensch entziehen kann. Eines davon ist die Freiheitsstatue auf *Liberty Island* vor New York.

An einem schönen Herbstmorgen fasste ich den Entschluss der *Lady Liberty* wieder einmal einen Besuch abzustatten. Mit dem Taxi fuhr ich bis zum Battery Park. Dort reihte ich mich in die lange Schlange der Wartenden ein, welche ebenfalls das Schiff nach dem *Liberty Island* nehmen wollten. Das grossartige Wetter -- blauer Himmel und sommerliche Temperaturen – luden zu diesem Ausflug geradezu ein. Ich schaffte es gerade noch auf das Zehnuhrschiff, dies trotz der sehr genauen Sicherheitskontrollen, die jedoch in sehr korrekter und effizienter Weise vor sich gingen.

Nun stand an der Reling des Schiffes. Auf der einen Seite war die gesamte Skyline von New York zu bewundern. Leider fehlten auf ihr die beiden Türme des World Trade Center, die am 9. September 2001 einem mörderischen Anschlag zu Opfer gefallen sind.

Auf der anderen Seite näherten wir uns immer mehr der Freiheitsinsel mit der berühmten Statue. Als wir diese in allernächster Nähe umrundeten, nahm das Knipsen auf dem Schiff kein Ende mehr. Ich machte auch mehrere Aufnahmen der Dame mit der Fackel und dem kupfergrünen Gewand.

Das Schiff legte an. Ich ging mit Hunderten von anderen Passagieren von Bord. Eine Filmcrew stand im Begriffe, einen Mann mit einem Spaten auf der Schulter zu filmen, was mich und andere Inselgäste einigermassen verwunderte.

Zuerst wandte ich mich auf der Insel dem Restaurant zu. Ich hatte ja noch gar nicht gefrühstückt! Ich erstand mir zwei Beagle, einen dampfenden Kaffee und einen Orangensaft. Dann setzte ich mich mit dem Tablar ins Freie, als fast einziger Gast. Die Sonne wärmte mich. Der Kaffee war trinkbar. Die Beagles waren aber für meinen Geschmack viel zu süss. Ich machte mir einen Spass, den herumfliegenden Vögeln, Spatzen und Möwen, einige Krumen zu geben. Da kam ein ganzer Schwarm Vögel auf meinen Sitzplatz los, was mich dazu zwang, den zweiten Beagle einige Meter von mir fortzuschleudern. Dort entspann sich dann ein Riesenkampf um jeden Bissen, der zu ergattern war. Ich machte das Gleiche mit dem Resten des ersten Beagle. Hier senkte sich ein grosser Seeadler vom Himmel herunter, verscheuchte zuerst die gesamte Konkurrenz und trug dann mein Gebäck davon.

Als diese Vogelshow zu Ende war, entschloss ich mich, um die ganze Insel zu wandern. Ich hatte ja Zeit, viel Zeit. Warum also nicht einmal die *Lady Liberty* von allen Seiten ansehen, wie das ein gehetzter Normaltourist nie tun kann?

Meine langsame Betrachtung der Freiheitsstudie nahm nicht weniger als eine Stunde in Anspruch. Ich umrundete sie zwei Mal, immer wieder anhaltend. Ich studierte jedes Detail der gewaltigen Skulptur. Ich entdeckte, dass die Lady in der linken Hand eine Gesetzestafel in der Hand hat, auf der in römischen Zahlen der 4. Juli 1776 eingraviert ist, also der Tag der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. Ihre Krone hat sieben Zacken. So prägte ich mir Vieles ein, dass die flüchtige Betrachtung nicht offenbart hätte. Daneben betätigte ich mich fleissig als Hobby-

fotograf. Ich nahm arabische, europäische und amerikanische Familien auf, um nur einige zu nennen. Ich stellte fest, dass sich viele Paare und Familien falsch aufstellten, was einem guten Bild abträglich war. Ich bat sie, sich so zu platzieren, dass ich sie *und* die Freiheitsstudie aufs Digitalbild bekam. Das trug mir einige Komplimente ein.

Schliesslich wollte ich noch das Innere der Freiheitsstatue erforschen. Das blieb mir aber verwehrt, da ich mich nicht im Internet auf die Warteliste eingetragen hatte. Pech!

So verbrachte ich noch einige Zeit im Souvenirshop, wo ich mir eine *Lady Liberty* erstand, die bestimmt *Made in China* war, auch wenn das beim ersten Anblick nicht so klar war. Die Verkäuferin wickelte die rund dreissigzentimeterlange Dame gut ein, als müsste ich auf eine gefährliche Reise gehen.

Ich studierte auch die Informationstafeln, welche über die Entstehungsgeschichte der Freiheitsstatue Auskunft gaben. Der grosse französische Beitrag wurde ins rechte Licht gerückt, sowohl der Entwurf des Bildhauers Bartholdy und die Ingenieurkunst des genialen Gustave Eiffel. Ich fand es eine schöne historische Anekdote, dass ein Volk – das französische – einem anderen Volk – dem amerikanischen – *seine* Freiheitsstatue schenkt. Könnte solche Generosität zwischen Ländern und Völkern nicht auch heutzutage Schule machen, und grosse Taten hervor bringen?

Mit diesen Gedanken schiffte ich mich auf der Insel wieder ein, auf der ich nicht weniger als zwei Stunden verbracht hatte.

Auf der Rückfahrt nach New York zog die Freiheitsstatue nochmals an uns vorbei. Ich stellte fest, dass bei mir trotz langer und intensiver Betrachtung die alte Dame in ihrem kupfergrünen Kleid nichts von ihrem zeitlosen und etwas geheimnisvollen Charme eingebüsst hatte.

3 AHNENSUCHE AUF ELLIS ISLAND

Im Anschluss an die Freiheitsstatue kann auch Ellis Island besucht werden. Dort hatten zwischen 1896 und 1924 nicht weniger als 20 Millionen Menschen ihren ersten Kontakt mit der Neuen Welt. Sie durchliefen auf der New York vor gelagerten Insel die Kontrollen der amerikanischen Einwanderungsbehörde. Das Museum auf Ellis Island, im früheren Hauptgebäude dieser Einwanderungsstation angesiedelt, gibt einen guten Einblick in die damaligen Verhältnisse. Ein besonderes Vergnügen ist die kostenlose Teilnahme an den Führungen von teils mit theatralischen Fähigkeiten begabten Museumswächtern, die jede Station, die der Einwanderer in diesem Gebäude durchlaufen musste, anschaulich schildern.

Ein ganzes Panoptikum menschlicher Empfindungen offenbart sich dem Betrachter, der die Fotos betrachtet, welche die Einwanderer in den verschiedensten Situationen zeigen. Die fröhlichsten Fotos finden sich in der Ausstellung von den Immigranten, welche die ganze Prozedur erfolgreich geschafft hatten.

Man spürt, dass auf Ellis Island amerikanische Geschichte gemacht wurde. Amerika als Land der Hoffnung ist hier so richtig greifbar und nachvollziehbar.

Ein besonderes Gefühlserlebnis kann es auf Ellis auch geben, wenn der Besucher den *Wall of fame* auf dem Gelände vor dem Hauptgebäude besucht. Dort stehen ganze Familien andächtig vor den alphabetisch geordneten Namen. Sie versuchen ihren eigenen Familiennamen zu finden, um einen Hinweis zu bekommen, ob einer ihrer Vorfahren durch Ellis Island nach Amerika gekommen ist. Es sind dort nicht weniger als 900'000 Namen auf den lang gezogenen Marmorblöcken aufgeführt.

Bei meinem Besuch stosse ich auf eine italienische Familie. Sie suchen ihren eigenen Namen. Sie heissen *Monteleone*. Es ist nicht schwierig diesen Namen auf der schwarzen Marmorwand zu finden. Die Frau und Mutter zeigt ganz stolz darauf. Ihr Sohn und ihr zweiter Mann, der einen amerikanischen Namen trägt, schauen ebenfalls genau hin. Ich frage die Frau, ob sie Genaueres über ihre Vorfahren wisse, und wann diese genau nach Amerika gekommen seien. Sie schüttelt den Kopf. „Ich habe einen italienischen Familiennamen, mein Sohn hier auch, aber wir können weder italienisch noch wissen wir, wann unsere Familie nach den USA gekommen ist. Wissen Sie, hier hat es so viele Italiener!“ Es ist ihr aber anzusehen, dass sie stolz darauf ist, den Namen ihrer Familie auf den Marmorblöcken von Ellis Island gefunden zu haben.

Ähnlich geht es zwei muntern jungen Frau von lateinischem Typ. Sie zeigen mir den Namen *Altamira*. „Ja, unsere Vorfahren kommen aus Spanien. Das wussten wir schon immer. Das haben uns unsere Eltern schon früh gesagt, dass wir Amerikaner und Spanier seien. Nun sehen wir das auch noch schwarz auf weiss vor uns. Das freut uns!“ Ich gratuliere den beiden hübschen Schwestern.

Ich blicke vom Uferweg, der die Marmorblöcke mit den Namen säumt, Richtung Manhattan. Die Skyline von New York liegt vor mir im schönsten Nachmittagslicht. Der Himmel ist blau. Kein Wölklein trübt die glasklare Sicht. Ich denke bei mir: Amerika Du hast es wirklich besser. Die Menschen hier haben immer noch etwas zum Träumen, das den alten Europäern längst abhanden gekommen ist.

4 STRATEGY DELIVERS

In New York habe ich eine Kommunikationsfirma besucht, deren Motto lautet:

Strategy delivers.

Mit anderen Worten: Wer eine Strategie hat, hat mehr Aussicht auf Erfolg. In diesen zwei Worten auf Englisch steckt also sehr viel.

Der Begründer der Firma heisst Mr. Finn. Ursprünglich kam er aus Deutschland. Die Firma hat er vor 49 Jahren mit seinem Bruder gegründet, der bereits verstorben ist. Herr Finn ist 84 Jahre alt. Er kommt jeden Tag noch ins Büro. Scherzt sein Generaldirektor: „Kommt Herr Finn einmal nicht arbeiten, kriegt er von der Firma an diesem Tag auch keinen Lohn und auch keine Rente mehr!“ Allgemeines Gelächter.

Ein Vertreter des Senior Managements mit Schweizer Wurzeln erzählt mir, dass Herr Finn seit dem Start seiner Firma grossen Wert auf Mottos gelegt hat. So bekommt auch heute noch jeder Mitarbeiter der Firma – es sind mittlerweile deren 600 – zu Beginn des Monats vom Gründer ein Motto, das ihn im kommenden Monat in seiner Arbeit begleiten soll. Dieses Monatsmotto kommt aber nicht nur als trockener Spruch daher. Da Herr Finn auch ein begnadeter Fotograf ist, wird das Motto jeweils mit einem passenden Foto begleitet. Die Sprüche eines Jahres oder mehrerer Jahre werden von Herrn Finn zu Bänden zusammengefasst, in denen der Betrachter auf einer einzelnen Seite jeweils den Spruch und das Foto dazu findet, wie das auch bei den Monatsmottos der Fall ist.

Man könnte einwenden, dass diese Sprüche und Weisheiten etwas altmodisch sind. Herr Finn ist ja auch schon über Achtzig, mag man dem Kritiker entgegenen. Zugleich ist es aber so, dass in den Mottos ein grosser Schatz an Erfahrungen und Weisheit verborgen ist, der zu nutzen ist.

Ich komme auf *Strategy delivers* zurück. Dieses Motto lässt sich besonders gut auf Börsengeschäfte anwenden. Derjenige, der an der Börse eine klare Strategie verfolgt, und diese auch durchhält, wenn der Wind etwas anders bläst, als man sich das vorgestellt hat, hat längerfristig gute Aussichten auf Erfolg.

Um zu einer Strategie zu kommen, deren konsequente Anwendung gute Früchte bringen wird, braucht es allerdings bereits einen grösseren Denkaufwand. Es müssen die Ziele und die Mittel zur Zielerreichung aufgelistet werden. Dann ist zwischen Zielen und Instrumenten eine Auswahl zu treffen. So wird die Strategie erst geboren, der man dann vertrauen will. Dieses Motto wendet sich also gegen kopfloses, aber auch zu spontanes Handeln. Zuerst muss man ins Denken investieren, woraus die Strategie resultiert. Dann erst handelt man.

So kompliziert ist das nicht. Ich hoffe, meine Leserinnen und Leser haben diese Finn'sche Lektion nun gut gelernt. Haben sie damit Erfolg, können sie Herrn Finn immer noch eine kleine Belohnung zukommen lassen, was seinen Lohn und seine Rente bei der Firma, die ihm selbst gehört, aufbessern würde, vor allem dann, wenn er künftig einmal vergessen sollte, jeden Tag ins Büro zu kommen.

5 TOP OF THE ROCK

New York ist um eine Attraktion reicher: *The Top of the Rock*.

Damit ist die neue Aussichtsterrasse auf dem Rockefeller Center gemeint, von der man eine atemberaubende Aussicht auf Manhattan und die umliegenden Gebiete hat. Bei schönem Wetter geht die Sicht bis 150 und mehr Kilometer.

Anfangs November letzten Jahres war ich einer der ersten Besucher dieser prächtigen Terrasse inmitten New York. Vom Hotel nahmen zwei Kollegen und ich am Morgen nach acht Uhr das Taxi zum Rockefeller Center. Dort angelangt, kamen wir über ein kompliziertes System von Rolltreppen und Ausstellungsteilen schliesslich zum Hauptlift, der in Sekundenschnelle in luftige Höhen hisste.

Auf dem 125. Stock kamen wir zu einer ersten, tiefer gelegenen Aussichtsterrasse. Auf ihr konnten wir bequem um den ganzen Wolkenkratzer spazieren. Hier war die Sicht bereits grossartig. Der Blick war auch möglich tief in die Strassenschluchten Manhattans, in denen die Autos und Menschen nur noch als grössere oder ganz winzige schwarze Pünktchen auszumachen waren.

Ging man zu Fuss oder mit dem Lift noch wenige Etagen höher, kam man zu einer zweiten Aussichtsterrasse mit völlig freier Sicht. Keine Glaswand hinderte nun den Blick in die Ferne. Wir kamen uns wie im Cockpit eines Flugzeuges mit Rundumsicht vor.

Richtung Norden war der Central Park in jedem Detail sichtbar. Die Grösse der grünen Lunge inmitten Manhattans wurde uns von hier aus erst recht bewusst.

Richtung Süden blicken wir auf das Empire State Building und die Spitze Manhattans. Wir sahen auch die Verazzano Bridge so gut wie noch zuvor. Die Freiheitsstatue glänzte in der Ferne im Sonnenlicht.

Infolge des klaren Morgens und des prächtigen Wetters hatten wir eine Fernsicht, wie sie vielleicht jedes Jahr nur an wenigen Tagen zu bewundern ist. Wir fühlten uns privilegiert, wie wenn wir an einer Premiere dabei gewesen wären.

Unser Fotograf wurde nicht satt, die Aussicht zu fotografieren, und dann wieder unsere kleine Gruppe samt der Aussicht. Er strahlte: „Dass ich so etwas in meinem Leben noch erleben durfte, erfüllt mich Freude“. Er war zuvor noch nie in New York gewesen.

Dann liessen wir uns im Lift wieder nach unten bringen, in die Niederungen der pulsierenden Stadt.

Seither machen wir bei jeder Gelegenheit Reklame für das *Top of the Rock*, was ich nun auch gemacht habe. Gute Dinge im Leben verdienen es, dass man auf sie aufmerksam macht.

Wann reisen Sie nach New York? Grüssen Sie mir dort bitte das *Top the Rock!*
Danke zum voraus.

6 DER VEREIN ZUM SCHUTZ DER OSTERHASEN

Haben Sie auch schon einmal erlebt, wie jemand einen Osterhasen völlig lieblos in Stücke verbricht und isst? Ganz schrecklich finde ich es, wenn eine solche Person den Kopf dieses Glückbringers einfach in den Mund steckt und abbeisst, oder das gleiche lieblose Verfahren mit seinen Beinen anstellt.

Um diesem wüsten Kannibalismus ein Ende zu setzen, habe ich jüngst mit einigen Gesinnungsgenossen den *Verein zum Schutz der Osterhasen* gegründet. Noch ist der Eintrag unseres Vereins in das Handelsregister hängig, dürfte aber bald kommen. Zu hoffen ist natürlich, dass die Schokoladenindustrie nicht noch gegen die Eintragung unseres Vereins Einspruch erhebt. Das wäre für uns ein herber Rückschlag.

Was bezwecken wir mit unserer Vereinigung?

Wir möchten, dass mit den schokoladenen Osterhasen sanft und zivilisiert umgegangen wird. Das sind ja des öfters wahre Kunstwerke der Confiseurkunst.

Zudem sind wir der Meinung, dass die Schokoladeosterhasen auch eine Art Seele besitzen. Sie müssen darunter leiden, wenn sie völlig achtlos und brutal zerstört werden. Etwas geht da bei ihnen innerlich, und nicht nur äusserlich, kaputt.

Unser Ziel wäre also ein allgemein anerkannter Kodex des Umgangs mit Osterhasen, die aus Schokolade gefertigt sind.

Die erste Regel wäre, dass der Osterhase vor dem Verzehr die gebührende Aufmerksamkeit erhält. Es wäre angemessen, ihn zuerst einige Tage noch intakt zu lassen, quasi am Leben, bevor er verzehrt wird.

Die zweite Regel wäre, dass der Osterhase sorgsam auseinander gebrochen wird, bevor er gegessen wird. Das sollte mit den Fingern, und nicht etwa mit den Zähnen, geschehen.

Dritte Regel wäre, dass zuerst die Beine und Armen, dann der Oberkörper und erst am Schluss der Kopf des Osterhasen gegessen wird. Gerade mit dem Verzehr des Kopfes zu beginnen, betrachten wir als taktlos. Wir wollen den Osterhasen doch nicht mir nichts Dir nichts enthaupten? Etwas mehr Mitgefühl mit ihm wäre also am Platz.

Diese einfachen Regeln sollten vor allem Kindern beigebracht werden, und von den Lehrern in der Schule verkündet werden. Wer von klein auf mit den Osterhasen pfleglich umgehen gelernt hat, wird das auch in späteren Jahren von sich aus beherzigen.

Das wäre schon alles, was wir in unserem Verein erreichen wollen: Etwas mehr Takt und Respekt gegenüber dem Schokoladeosterhasen!

Noch wissen wir nicht, ob wir für unser verdienstvolles Tun nicht nur einen Eintrag ins Handelsregister bekommen werden, sondern auch öffentliche Subventionen.

Einen entsprechenden Antrag haben wir bereits gestellt beim Gesundheitsdepartement unseres Kantons und beim Bund. Wir warten jeden Tag auf Antwort, die unseres Erachtens nur positiv ausfallen kann. Unsere Aktivitäten fördern ja einen sensiblen Umgang mit schwachen Kreaturen wie Osterhasen, die sich selbst gar nicht wehren können. Das ist auch staatspolitisch, und nicht nur zivilisatorisch, von grossem Wert, und ist deshalb vom Staat zu fördern als echt gemeinnütziges Werk.

Im Weiteren möchten wir für unseren Verein eine breite Mitgliederbasis aufbauen. Wir denken an 10'000 eingeschriebene Mitglieder im ersten Jahr. Zahlt jedes Mitglied auch nur 10 Franken im Jahr, kommen da an die 100'000 Franken zusammen, was eine respektable Kriegskasse für künftige Aktivitäten darstellt.

Wir erwarten auch von den Schokoladefabriken einen Sponsorbeitrag. Mit einem Check von 100'000 Franken wären wir zufrieden. Zugleich möchten wir aber die Hersteller der Osterhasen zur Zusammenarbeit verpflichten. Jeder Osterhase müsste obligatorisch mit einer Bedienungsanleitung versehen werden für das fachgerechte und schonende Zerlegen, was den körperlichen und seelischen Pein des Osterhasens, der nicht mehr sein darf, auf ein Minimum reduziert.

Habe ich Sie überzeugt?

Wollen Sie Mitglied unseres Vereins werden? Das ist sehr einfach: Gehen Sie bitte auf die Webseite www.osterhasenschutzverein.ch, und Sie finden dort alle notwendigen Angaben. Der erste Jahresbeitrag von 10 Franken kann sogar über die Kreditkarte bezahlt werden.

Ich freue mich schon auf den Tag, an dem ich von unserem Verein zum Ehrenmitglied ernannt werde, in Anerkennung meiner grossen Verdienste. Ich stelle mir bereits die gerahmte Urkunde vor, auf der in der Mitte ein brauner Osterhase thront, und darunter mein Name, in edler Schrift von Hand geschrieben. Da ich Heiner Osterwald heisse – welch glücklicher Zufall – passt das Ganze besonders gut zu mir.

Der Verein zum Schutz der Osterhasen ist aber erst der Anfang. Wir planen nämlich, uns künftig auch für den Schutz der Santakläuse aus Schokolade einzusetzen, die auch leicht Opfer eines unsachgemässen und lieblosen Verzehrs werden.

Achten Sie auf uns! Wir haben eine tolle Zukunft vor uns, unser Verein und alle seine Mitglieder. Auf was warten Sie noch, bevor Sie sich auch unserer verdienstvollen Bewegung anschliessen?

7 DIE ROTE ZORA

In Bärenstadt gibt es in einer hinteren Gasse ein Antiquariat, das sich auf Kinderbücher spezialisiert. Nicht umsonst heisst es in der Bibel: *Werdet wie die Kinder, denn ihnen gehört das Himmelreich.*

Gerade in meinem Alter – ich bin schon über 60 Jahre alt – findet eine gewisse Rückkehr in die eigene Kindheit statt. Plötzlich kommen mir Begebenheiten aus meiner Jugendzeit in den Sinn, an die ich vierzig – fünfzig Jahre nicht mehr gedacht habe.

In meinen jungen Jahren war ich ein eifriger Kinderbuchleser. Zeit also im beginnenden Alter, mit dieser guten Gewohnheit wieder zu beginnen.

Eines der ersten Bücher, die ich im Antiquariat entstand, war *Die rote Zora* von Kurt Held. Dieser gebürtige Deutsche, der in schlimmer Zeit in die Schweiz gekommen war, hat mehrere gute Kinderbücher geschrieben. Sein bestes ist *Die rote Zora*, jedenfalls aus meiner Sicht. Ich weiss nicht einmal, ob dieses Buch heute noch neu aufgelegt wird. Das wäre zu wünschen.

Wie vor fünfzig Jahren las ich nun *Die rote Zora* erneut in einem Zug. Ich glaube, ich hatte nicht länger als drei Abende an diesem Buch.

Was gefällt mir an dieser Geschichte einer jugendlichen Bande?

Ich habe eine grosse Sympathie für die beiden Hauptfiguren, nämlich den Knaben *Branko* und das Mädchen *Zora*.

Beide versuchen das Beste aus ihrer Situation zu machen. Branko ist der frisch Ausgestossene, der überleben will. Zora ist gross geworden im Zustand des Ausgestossensein; sie kann sich nichts mehr Anderes vorstellen als ein Leben als *outlaw*.

Die Kinder, oder fast eher, die Halbwüchsigen, die ihr wildes Leben führen nach ihren eigenen Regeln und Gesetzen, werden am Schluss der Geschichte in recht subtiler Weise zurückgeführt in den Schoss der bürgerlichen Gesellschaft. Alle Bandenmitglieder müssen Etwas lernen und arbeiten, um ein Einkommen zu erzielen. Mit dem Stehlen und Nichtstun ist es vorbei.

Der Moralist Kurt Held zwinkert aber mit den Augen. So ist der grosse Schatz an Fischen, welcher Vater Gorian mit Hilfe der Kinder aus dem Meer zieht, auch eine Waffe, um den bösen Kapitalisten ein Schnippchen zu schlagen und sie zum Umdenken zu zwingen. Zugleich bildet der Anteil der Kinder an diesem Schatz das Grundkapital für ihre bürgerliche Existenz.

Bürgerliche Tugenden siegen also schliesslich. Doch zuvor darf der junge oder alte Leser des Buches erleben, wie sich die Bande der Roten Zora über alle Regeln bürgerlichen Zusammenlebens hinwegsetzt, aber auch aufzeigt, wie ungerecht die Gesellschaft unter Oberfläche sein kann. Ein gutes Beispiel ist der Knabe, der mit seinen Eseln voll beladen aus dem Hinterland zum Markt von Senj kommt, und von den Söhnen der wohlhabenden Bürger so nur zum Spass um seine Verkaufsware

gebracht wird.

Von besonderer poetischer Anmut ist die keimende Liebe zwischen Branko und der schönen Tochter des Bürgermeisters, aus der aber gar nichts werden kann. Zu gross ist der soziale Abstand zwischen den Beiden. Immerhin rettet die schöne Alma Branko zwei Mal vor ihren Verfolgern. Aber am Schluss macht sie doch wieder gemeinsame Sache mit ihrem Vater und der Oberschicht, als die Branko unbarmherzig im Gartenhäuschen der Villa ihres Vaters einschliesst – immerhin den Schlüssel im Schloss der Türe stecken lassend, womit die rote Zora ihren Gefolgsmann noch *in extremis* befreien kann.

Trotz allen Fortschritts: Die sozialen Klassen bestehen (leider) auch in unserer modernen Gesellschaft immer noch. Davon geht ein diskreter Charme aus – *le charme discret de la bourgeoisie*. Zugleich aber sind die Hürden immer noch gross, die sich einem jungen Mann oder einer jungen Frau aus der Unterschicht stellen, selbst mit besten Universitätsabschlüssen, um den sozialen Aufstieg zu reüssieren.

Irgendwo in der oberen Mittelklasse bleiben sie meist stecken, was sich an ihren Möglichkeiten der Partnerwahl ablesen lässt. In ihrer Jugend hatten sie mit schönen Mädchen der Oberschicht, wie weiland Branko, keine Chance, da sie arm waren von Haus aus und nicht dem Besitzbürgertum angehörten. Später machten sie ihren beruflichen Aufstieg, waren aber auf einmal zu alt, um noch eine Partnerin aus gutem Hause zu finden. Sie blieben damit fürs Leben in einem sozialen Niemandsland, weder unten (dieser Klasse sind sie längst entflohen) noch oben (wo sie nie angekommen sind, auch verursacht durch geographische Wechsel, bedingt durch die auswärtige Ausbildung und Arbeitsplätze in fremden Städten).

So bleibt bei der späten Lektüre des Jugendbuches eine grosse Sympathie mit Branko, der seine Schöne aus der Oberklasse nie bekommen wird. Der Abschied ist das einzige Mittel, die Hierarchie der Klassen wieder herzustellen. Zurück bleibt etwas Wehmut, die von beiden Seiten, Branko und der Schönen, geteilt wird.

Fast wie im wahren Leben!

8 LIEBE IN TAUSENDUNDEINER NACHT

Ich habe es kürzlich auch unternommen, das arabische Epos *Tausendundeine Nacht* wieder einmal zu lesen. Dafür bediente ich mich einer neuen französischen Fassung, welche sich auf jahrzehntelange Recherchen in Urtexten stützt. Dieser akribischen Methode sind einige sehr populäre Geschichten aus dieser reichen Sammlung zum Opfer gefallen. Andererseits gewinnen die verbleibenden Geschichten an Detailtreue und Farbigkeit.

Was sind meine Lieblingsgeschichten aus *Tausendundeiner Nacht*?

Ich möchte eine Geschichte mit Happyend und eine sehr traurige erwähnen.

Die Geschichte mit *Happyend* handelt von der schönen Sklavin *Verführung (Séduction)* – ihr Name ist schon ein ganzes Programm! – welche in einer Kiste begraben wird, da die Erstfrau des Kalifen diese Rivalin ein für alle Mal beseitigen wollte. Zum Glück für *Séduction* befand sich in der gleichen Nacht auf dem gleichen Friedhof ein schöner und gebildeter Jüngling aus bestem Hause, eben frisch in Bagdad angekommen, namens *Ghanim*. Dieser junge Mann sah also dem seltsamen Treiben zu. Als die drei Sklaven, die *Séduction* in ihrer Kiste verscharrt hatten, den Rückweg in den Palast des Kalifen angetreten hatten, machte sich *Ghanim* daran, diese rätselhafte Kiste aus dem Erdreich auszugraben und zu untersuchen. Er glaubte zuerst, es mit einer Schatzkiste zu tun zu haben. Wie gross war seine Verwunderung, als er in der Kiste, die er nur mit Mühe hatte öffnen können, eine wunderschöne Maid fand, ein schöneres Mädchen, als er je in seinem jungen Leben erblickt hatte. Sie war in der Tat so schön wie der Mond „in seiner Völle“, also wie der Vollmond. *Ghanim* unternahm es, die Schöne in die Sicherheit seines gemieteten Hauses in der Stadt Bagdad zu bringen.

Den Rest der Geschichte, der dramatisch genug ist, verrate ich nicht. Immerhin geht diese glücklich aus. *Ghanim* und seine über alles geliebte *Séduction* dürfen schliesslich heiraten, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch.

Das Schöne an dieser und anderen Geschichten aus *Tausendundeiner Nacht* ist, dass die Liebe nicht nur eine Sache des Jünglings ist, der sich Hals über Kopf in eine schöne Frau – so wie *Ghanim* in *Séduction* – verliebt hat. Die Liebe ergreift eine junge Frau in gleicher Weise – auch *Séduction* liebt *Ghanim* inbrünstig, und das vom ersten Moment an. Die Liebe ergreift beide Liebenden in gleicher Weise, und lässt sie alle Widerstände und Widrigkeiten ertragen, bis sich *corps et âme* – mit Körper und Seele – endlich für immer vereinigen können. Das intensive Lieben ist also, anders als in der westlichen Literatur, nicht eine primäre Domäne des Mannes. Die Frau kann genau so stark und so dauerhaft lieben wie der Mann.

Aber es gibt leider in *Tausendundeiner Nacht* auch die tragische Version der Liebe. Sie wird verkörpert durch den persischen Prinzen *Ali Sohn des Bachtar*, und die von ihm über alles geliebte Sklavin des Kalifen namens *Sonne am Tag („Soleil-le-Jour“)*. Es genügt, dass sich *Ali* und *Soleil-le-jour* im Verkaufsgeschäft von *Ali* kurz begegnen, und beide jungen Leute sind der Liebe zum Anderen verfallen. Die Geschichte endet sehr tragisch. Ausser zwei kurzen Begegnungen – einmal im Palast des

Kalifen, einmal bei einem befreundeten Händler – kommen sich die beiden Liebenden nie näher. Sie können sich nie vereinen. Beide sterben an Liebeskummer, nachdem sie verfolgt worden sind (*Ali*) oder zu einem Gefangenenleben im Palast gezwungen worden sind (*Soleil-le-jour*). Wunderbar, wie beide Liebenden gerade vor ihrem Tod ein Lied hören, das sie an den geliebten Anderen erinnert und ihnen Trost spendet.

Was bleibt, ist die Grabstätte, in der *Soleil-le-jour* ruht. Auf einem anderen Friedhof in Bagdad ruht *Ali*, der seinen Tod auf der Flucht ausserhalb der Stadt gefunden hat, und der unter grosser Anteilnahme der Bevölkerung der Stadt begraben worden ist.

Selbst im Tod sind die beiden Liebenden noch getrennt, die im Leben nicht zueinander kommen konnten. Der persische Prinz konnte nie hoffen, die Lieblingssklavin des Kalifen zu seiner Frau machen zu können. Für die Sklavin *Soleil-le-jour* war es gleichermassen unmöglich, sich aus der Abhängigkeit vom Kalifen zu befreien. Obschon diese Liebe für beide Liebenden vom ersten Moment an unmöglich war, haben sie sich trotzdem in sie begeben – sie konnten gar nicht anders.

Ihre gegenseitige, echte Liebe, war für beide Liebenden zugleich ein grosses Glück und Vorbote des sicheren Untergangs. Das ist tragisch.

Solche tragische Liebschaften können sich auch heute noch abspielen. Die Umstände und Vorzeichen mögen etwas anders beschaffen sein, doch der tragische Kern der Geschichte bleibt gleich. Die grosse Liebe, die zumindest zu Beginn gegenseitig ist, birgt den Kern des Untergangs von beiden Liebenden in sich.

Das ist eine traurige Nachricht. Wie schön wäre es, wenn die echte Liebe von beiden Seiten immer halten würde, und letztlich immer in ein ewiges Glück münden würde, wie wir es zuerst bei *Ghanim* und *Séduction* so schön erlebt haben.

9 DIE SCHWARZEN BRÜDER

In meiner Jagd nach Jugendbüchern bin ich vor einigen Monaten auch auf einen anderen Klassiker gestossen, der leider vergriffen ist: *Die schwarzen Brüder*. Es gelang mir nur, den zweiten Band zu kaufen. Band eins war und ist im Antiquariat leider nicht vorrätig.

Da der Band zwei so aufgebaut ist, dass man ihn auch allein lesen kann, ohne dass man ein wesentliches Element der Gesamtgeschichte verpasst, habe ich mich damit begnügt, Band zwei mehrere Mal hintereinander zu lesen. Ich bin mir nicht einmal sicher, dass ich diesen Bestseller der vierziger und fünfziger Jahre, von Luisa Tetzner, der Frau von Kurt Held, verfasst, überhaupt je in meiner Jugendzeit gelesen habe. Das ändert nichts daran, dass ich die Geschichte und ihre Moral wunderbar finde.

Worum geht es?

Giorgio ist mit einer Reihe anderer Tessiner Knaben als Kaminfegerbub nach Mailand verdingt worden. Bleibt er dort ein Jahr, erhalten seine Eltern weitere 25 Franken zu den 25 Franken, die ihnen der Agent bei Geschäftsabschluss gegeben hat. Für kinderreiche Familien war das vor hundert und mehr Jahren eine Möglichkeit, einen Kostgänger weniger am Tisch zu haben und zugleich etwas Geld zu erhalten.

Antonio ist Giorgios bester Freund. Er ist schwer krank. Da er von seinem Meister immer nur geschlagen wird, nichts zu essen kriegt und in Kälte und Nässe leben muss, hat er die Lungenentzündung, an der er sterben muss. Er vertraut seinem Freund Giorgio seine Lebensgeschichte an. Giorgio erhält von ihm zum Anschied eine Brosche, die seiner Mutter gehört hat, und einen handgeschriebenen Brief an seine Schwester Bianca, die im Tessin verdingt worden ist.

Antonio stirbt. Die Tessiner Kaminfegerbuben, die zusammenhalten, bringen das Geld für die Beerdigung gemeinsam auf. Dann geht das elende, freudlose Leben von Giorgio und der anderen Buben weiter.

Eines Tages macht Giorgio auf dem Arbeitsplatz Unfall. Er bleibt in einem Kamin stecken, das er reinigen sollte. Er stürzt nach unten in die Küche. Man holt einen Schweizer Arzt, der sich bei den begüterten Leuten, wo sich der Unfall in der Küche ereignet hat, gerade auf Besuch ist. Der Tessiner Arzt nimmt sich Giorgio etwas an. Seine Lebensumstände verbessern sich während der Genesung. Dann kommt die nächste Katastrophe. Das Resultat ist, dass Giorgio und drei seiner Freunde in den Tessin flüchten, wo sie den gütigen Arzt in Lugano zu finden hoffen.

Die Flucht gelingt, wobei mehrere Abenteuer zu überstehen sind (die ich hier nicht verraten will!). In Lugano finden die vier jungen Burschen dar den Herrn Doktor, der ihnen den Einstieg in eine Lehre bzw. Ausbildung ebnet. Auch gelingt es Giorgio, Bianca zu finden, und ihr die Brosche ihrer Mutter und den Abschiedsbrief ihres Bruders zu übergeben. Bianca entscheidet sich für ein Leben im Hause des Doktors.

Das Happyend dann viele Jahre später: Giorgio und Bianca, frisch verheirat, ziehen

in das Dorf, in dem Giorgio aufgewachsen war, bis ihn seine Eltern an einen Agenten verkauft hatten, wenngleich nur für ein Jahr (vorderhand).

Nun kommt Giorgio mit Frau zurück in sein Dorf als der neue Lehrer. Alles steht bereit für die Primarschule, die eröffnet werden soll.

Die Eltern von Giorgio haben erst Mühe, ihren verlorenen Sohn wieder zu erkennen. Dann aber brechen alle Gefühlsdämme: Die Familie ist wieder nach langer Zeit des Hoffens und des Bangens glücklich vereint. Selbst die halbblinde Nonna hat daran ihre grosse Freude.

Das Buch hat eine ähnliche Grundstruktur wie *Die rote Zora*. Es geht um Kinder, die grossen Gefahren ausgesetzt sind, und dann doch glücklich in den Hafen bürgerlichen Lebens einfahren, wo das Recht und die Tugenden (Arbeit und gute Ausbildung bringen Brot) triumphieren.

Auch die Liebe kommt in diesem Buch – anders als in der *Roten Zora*, nicht zu kurz. Giorgio bekommt seine Bianca, die auch erst ganz unten durch ist, aber sogar eine verkappte reiche Prinzessin ist.

Nicht zu kurz kommt auch die Schweiz als Hort der Freiheit und des Rechts, die Vorbildfunktion hat. Das war in früheren unsicheren Zeiten gewiss so.

Das Buch, das sich auch heute noch vortrefflich lesen lässt, und überhaupt nichts Verstaubtes an sich hat, atmet eine grosse Ehrlichkeit. Es dürfte auch der Jugend von heute noch zum Lesen empfohlen werden, die aber wohl lieber in Computerspielen übt, was eigentlich schade ist.

Ich hoffe jedenfalls, dass sich eines Tages ein Verleger finden lässt, der *Die schwarzen Brüder* wieder drucken lässt, und mich auch in den Genuss des ersten Bandes kommen lässt.

Das ist umso wahrscheinlicher, weil ich vor Kurzem gelesen habe, im Tessin bemühe sich eine rührige Dame um das Andenken der Tessiner Kaminfegerbuben, die in alter Zeit unter unmenschlichen Bedingungen in Mailand die Kamine fegen mussten.

Damit wäre der Bogen (fast) geschlossen zur Kinderarbeit in vielen Ländern dieser Erde, die leider immer noch nicht ausgestorben ist, und schwer zu beseitigen ist. *Die schwarzen Brüder* erinnern uns daran, dass die Kinderarbeit nicht so weit weg ist von uns, wie wir vielleicht glauben möchten.

10 FONDUE IN DER HARMONIE

Ist es im Winter draussen klirrend kalt, gibt es ein Vergnügen, das kaum noch zu überbieten ist. Allein oder nicht Freunden (was viel lustiger ist) ziehe ich in das Restaurant *Harmonie* in Bärenstadt, um dort ein Fondue zu geniessen.

Einer dieser Freunde ist Herbert. Normalerweise isst dieser fast nichts, da er auf keinen Fall zunehmen möchte. Aber bei einem Fondue sagt auch er nicht nein.

Wir suchen uns in dieser Gastwirtschaft, die seit fünfzig Jahren unverändert geblieben ist, einen Platz. Das ist nicht immer einfach. Die *Harmonie* ist ein sehr populärer Ort. In ihr verkehren Menschen aller Art, Einfache, Gehobene, Politiker, Künstler, ja alles, was es an menschlicher Fauna in Bärenstadt gibt.

Der immer freundliche *Chef de service* geleitet uns an ein Zweiertischchen. Wir nehmen Platz. Zuerst bestellen wir ein grosses Mineral und einen halben Liter Weisswein. Bei mir ist das immer der ausgezeichnete *St.-Saphorin*, der aus dem Waadtland kommt, schön gekühlt ist und wie Wasser die Kehle hinunter rinnt. Aus einem Halbliter werden so rasch zwei.

Dann bestellen wir das Fondue. Herbert und ich lieben das klassische *Harmonie-Fondue*, das *Moitié-Moitié* aus Greyerzer und Vacherin besteht. Als Vortisch nehmen wir ein Holzbrett voll Trockenfleisch mit Brot und Butter.

Das Fondue lässt nicht auf sich warten. Es kommt im einem Cachelot, das auf eine elektrische Heizplatte gestellt wird. Wir brechen das Brot. Nun kann es losgehen: Mit der langen Gabel spiessen wir die Brotstückchen auf, „tunken“ sie in das Fondue, das auch immer etwas zu rühren ist, und führen diese heisse Käseköstlichkeit in unseren Mund, wohl darauf achtend, dass wir uns den Mund nicht etwa verbrennen.

Dazu gehört auch immer wieder ein Schluck kalten Weisswein. Des Weiteren kann zum Fondue ein Gläschen Kirsch sowie ein Schwarztee getrunken werden. Beidem wird eine gute Wirkung auf den Magen zugesagt, der das fettreiche Fondue erst noch verdauen muss.

Der kräftige Appetit von Herbert und mir führt dazu, dass vom Fondue bald nichts mehr übrig bleibt. Der Eine oder der Andere darf dann noch die Kruste, die sich am Schluss am Boden des Cachelots bildet, auskratzen und essen.

Ist auch diese traditionelle Handlung vorbei, ist mit Fondue endgültig Schluss. Wir wenden uns dem Dessert, dem Kaffee und einem guten Cognac zu. Sind wir ganz mutig, kommt es auch noch zum Rauchen einer guten Zigarre.

Mit Herbert kann ich über Vieles sprechen. Er interessiert sich wie ich für die Wirtschaft, die Politik und die Kultur. Herbert ist ein wahrhaft internationaler Mensch. Die halbe Zeit ist er im Ausland.

Derart vergeht die Zeit im Fluge, bis Herbert auf seine schöne Uhr schaut. Dann sagt er recht unvermittelt: „Aber jetzt muss ich gehen. Im Gegensatz zu Dir habe ich noch einen langen Heimweg vor mir“. Er lebt irgendwo im Jura. Die Rechnung kommt.

Entweder zahlt der Eine, und dann das nächste Mal der Andere, oder wir teilen die Rechnung. Eine feste Regel gibt es nicht.

Ich freue mich beim Hinausgehen schon auf das nächste Mal in der *Harmonie*. Der *Chef de service* und die Serviererinnen sagen freundlich Adieu.

Draussen verabschiede ich mich von Herbert, der seinem grossen Geländewagen zustrebt. Im Jura hat es ja einen Haufen Schnee.

Ich laufe durch die Lauben die Gasse hinunter. Bald werde ich in meinem Zimmer selig schlafen. Ob ich dann schon wieder von Fondue träume, weiss nicht vorauszusagen. Mein nächster Besuch in der *Harmonie* wird jedenfalls nicht lange auf sich warten lassen.

11 MEIN ARZT UND SEINE GUTEN VORSCHLÄGE II

Ich habe bereits berichtet, dass mich mein Arzt immer wieder mit guten Vorschlägen eindeckt. Ein Lieblingsvortrag von ihm findet jeweils zu Beginn des Winters statt. Da ermahnt er mich nachts das Fenster des Schlafzimmers zu schliessen.

“Wissen Sie“ sagt er und blickt mir tief in die Augen, „sobald es draussen zehn Grad und mehr kälter ist als drinnen, haben wir eine neue Situation. Dann dürfen Sie vor dem Schlafengehen nochmals kräftig lüften. Aber dann muss das Fenster zu sein, und zwar die ganze Nacht.“

“Warum?“ frage ich den Herrn Doktor. Seit fünfzig Jahren halte ich nachts das Fenster im Frühling, Sommer, Herbst und Winter einen Spalt offen. Weshalb sollte ich also meine guten Gewohnheiten ändern?

“Das ist so“ sagt der Doktor, und blickt mir nochmals tief in die Augen, um ja meine volle Aufmerksamkeit zu haben. „Draussen ist es kalt und drinnen ist es warm. Okay. Da sind wir uns einig. Aber Sie müssen noch etwas mehr wissen, und das ist Physik, reine Physik: Die alte Luft von draussen ist trocken und die warme Luft im Zimmer ist es nicht. Bleibt das Fenster also offen in der Nacht, strömt die kalte Luft durch das Fenster hinein in das Zimmer, und ersetzt nach und nach die warme und feuchte Luft, die wir zuvor im Zimmer hatten. Folgen Sie mir?“

Ich nickte. Ich konnte mir aber immer noch keinen Reim machen, weshalb das nun nicht gut sein sollte für mich. Der Doktor begriff sofort, dass ich noch nicht überzeugt war. Er fuhr fort: “Und nun kommen wir zum Medizinischen: Ist einmal die kalte und trockene Luft von draussen im Zimmer, da wir das Fenster eben offen gelassen haben, atmen Sie nicht mehr die warme und feuchte Luft ein wie vorher, sondern nun strömt eine kalte und trockene Luft in ihre Nase und ihren Rachen, und zwar während Stunden. Sie schlafen ja sechs, sieben oder acht Stunden am Stück, nicht wahr?“ Ich nickte zustimmend.

Nach einer Pause fuhr der Doktor fort: „Und das ist es. Genau das. Trocknen Nase und Gaumen aus, da ihnen nun eben kalte und trockene Luft zugeführt werden infolge des offenen Fensters, können sich auch allerlei Bakterien in der Nase und im Rachen entfalten, die bei feuchter und warmer Luft keine so guten Bedingungen für ihr Wachstum gehabt hätten. Sie werden also viel anfälliger für bakterielle Infektionen, also für eine Erkältung. So einfach ist das.“

Ich dankte dem Herrn Doktor. Seit diesem Vortrag schlafe ich in meinem Haus immer mit geschlossenem Fenster. Tun Sie das auch?

Allerdings würde es mich doch interessieren, wer objektiv Recht hat, die Schläfer mit offenem Fenster oder die Schlafenden mit geschlossenem Fenster über Nacht. Kürzlich bin ich bei einer guten Bekannten über Nacht geblieben. Ihr Fenster blieb die ganze Nacht offen. Sie wollte das so. Eine Eiseskälte drang in das Zimmer. Ich habe mich furchtbar erkältet. Tagelang musste ich nachher das Bett hüten. Aus meiner Nase und meinem Rachen kamen nur noch Eiter und Blut. Ich bin also nun fest überzeugt, dass mir mein Doktor einen guten Rat gegeben hat, der immer zu befolgen ist.

12 SELVI -- SCHICKSAL EINER FAMILIE

Selvi war ein glückliches Mädchen. Es lebte bei seinen Grosseltern auf dem Land. Diese besaßen einen grossen Bauernhof mit nicht weniger als vierzig Bediensteten. In das lange schwarze Haar, das dem aufgeweckten Kind mit den grossen dunklen Augen über den Rücken fiel, wurden Goldfäden eingewirkt. Eine Dienerin weckte Selvi jeweils am Morgen, wusch sie und kleidete sie an. An Sonn- und Feiertagen flocht sie das reiche Haar des Mädchens zu Zöpfen.

Selvis Eltern besaßen in der fünfzig Kilometer entfernten Stadt Van eine Textilfabrik. Das Mädchen zog es vor, die ganze Zeit bei seinen Grosseltern zu sein, da sie so nicht zur Schule gehen mussten. In ihrem Alter von nunmehr 15 Jahren wäre das längst an der Zeit gewesen. Immerhin hatte ihr der Grossvater Lesen, Schreiben und Rechnen beigebracht.

Jeden Monat einmal kamen die Eltern mit den Geschwistern fürs Wochenende auf das Gut der Grosseltern. Dann gab es jeweils ein herzliches Wiedersehen. Im Sommer, wenn zu heiss war in der Stadt und die Schule dort ohnehin geschlossen war, blieben Selvis Geschwister ganze zwei Monat auf dem Land.

Es ist nicht übertrieben zu sagen, dass es den Grosseltern und der ganzen Familie prächtig ging. Am Abend glänzte der Fluss, der in der Nähe des Gutes vorbeifloss, golden in der Sonne. Er hätte sich genau so gut im Gold der Familie spiegeln können, die für die damalige Zeit sehr reich war.

Am 24. April 1915 ging diese Idylle zu Ende. Türkische Truppen besetzten das Gebiet des ottomanischen Reiches, das durch Armenier besiedelt war. Als Erstes wurden die Intellektuellen zusammengetrieben und massakriert. Dann wurden die Schulen eingeäschert.

Der Exodus der Armenier begann. Die armenische Bevölkerung wurde gezwungen ihre Häuser und Gehöfte zu verlassen. Es wurde ihnen von türkischer Seite gesagt, es handle sich nur um eine Umsiedlung, und sie würden anderswo wieder leben können wie zuvor.

Die türkischen Truppen kamen auch zum Gut der Grosseltern. Die Besitzer und ihre Bediensteten, auch Selvi, mussten sich einem Zug der Deportierten anschliessen.

Der Weg dieses Menschenstroms, der von türkischer Kavallerie gelenkt und überwacht, führte aber in die Wüste, ins Nichts. Es fehlte an Essen, an Trinken, an allem Notwendigen. Der Zug wurde angetrieben, immer weiterzumarschieren, es gab keine Ruhepausen. Viele Frauen, Kinder, aber auch Männer starben vor Durst, Hunger und Erschöpfung. Es gab auf dem Weg auch immer wieder Massaker, dem die Schwachen zu Opfer fielen. So muss den Grosseltern ergangen sein, deren Spur Selvi im Zug der Deportierten rasch verlor, was sie mit grosser Trauer erfüllte. Sie hoffte, wenigstens ihre Eltern oder Geschwister auf diesem Marsch ins Ungewisse wieder anzutreffen. Auch diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Womöglich waren sie schon in der Stadt massakriert worden, gehörte doch Selvis Vater als Unternehmer zur armenischen Elite, die eines der ersten Ziele des türkischen Vernichtungsfeldzuges gewesen war.

Selvi gelang es in einer dunklen Nacht, sich von der Kolonne der Marschierenden zu entfernen. Niemand bemerkte sie. Die Fünfzehnjährige versteckte sich in ein Gebüsch. Als es ganz ruhig wurde - die türkische Nachhut der Todeskolonne, die mit den Liegendebliebenen und Schwachen unbarmherzig aufräumte, war schon vorbei - wagte sich Selvi wieder aus dem Gebüsch. Sie hatte keine Ahnung, wo sie war. Sie beschloss, in ein kleines Tal hineinzugehen, das sich auf der linken Seite der Strasse öffnete. Sie fand einen Fussweg, auf dem sie bis Sonnenuntergang ging. Ihre Angst war ungeheuer, doch noch von den türkischen Truppen gefangen zu werden. Sie wusste, was sie dann Schreckliches erwarten würde, wozu Vergewaltigung, Tortur und Tod gehörten.

Bei Tagesanbruch sah Selvi, dass sie sich in einer wahren Einöde befand. Es hatte weder Bäume noch andere Pflanzen. In der Ferne erhoben sich Anhöhen, die Selvi noch nie gesehen hatte. Sie beschloss ihnen entgegen zu gehen.

Auf dem Weg zu diesen fernen Bergen stiess Selvi auf ein Zeltlager von Beduinen. Ein Feuer brannte, auf dem ein Kochtopf stand. Ein Kamel stand auf der Seite. Es ass in aller Ruhe das Gras, das man für es zusammengesucht hatte. Eine Frau stand vor einem grossen Zelt und sah Selvi schon weitem kommen. Sie holte einen Mann aus dem Zelt.

Das Mädchen war so müde und erschöpft, dass es keine Kraft mehr hatte, nochmals zu flüchten. Sie wusste nicht, was sie hier erwarten würde. Aber es schienen immerhin keine Türken zu sein, sondern Angehörige eines Wüstenstammes, Beduinen vielleicht, wie sie Selvi aus Büchern und Erzählungen kannte.

Nun stand das Mädchen vor diesen Fremden, die es einluden, mit ihnen ins Zelt zu kommen. Selvi erhielt einen heissen Tee und Fladenbrot zum Essen. Sie nahm die Gaben dankbar an.

Das Problem war, mit diesen Hirten ins Gespräch zu kommen, die Kamele, Ziegen und Schafe ihr Eigen nannte. Sie sprachen kein Armenisch. Auch Türkisch, von dem Selvi als Angehörige des ottomanischen Reiches immerhin einige Kenntnisse hatte, war diesen Wüstenbewohnern kaum bekannt. Aber es ging auch mit der Zeichensprache. Selvi durfte sich auf eine Matte legen. Im Nu war sie eingeschlafen. Ihr Schlaf dauerte einen ganzen Tag. Derart war der Zustand ihrer Erschöpfung.

Als sie wieder zu sich kam, erhielt sie Milch, Käse und Fladenbrot. Der ältere Mann, der Anführer des Stammes sein musste, redete freundlich auf Selvi ein. Es wurde ihr bewusst, dass sie der türkischen Gefahr fürs Erste entronnen war. Diese Nomaden meinten es gut mit ihr.

Selvi blieb mehrere Jahre bei ihnen. Es ist ungeklärt, was dort mit ihr geschah. Das ist ein Loch in ihrer Biografie. Es mag sein, dass sie der Stammesführer in seine Familie aufgenommen hat wie ein Pflegekind, und sie dort in Frieden und Ruhe leben konnte, geschützt von allen Wirren der Zeit. Es mag auch sein, dass sie bei diesem Wüstenstamm, der sie aufgenommen hat, einem Jüngling zur Frau gegeben wurde, was damals bei einem bald sechzehnjährigen Mädchen nicht unüblich gewesen wäre. Vielleicht hat sie dort ein Kind geboren. Das bleibt alles im Dunklen.

Sicher ist nur, dass Selvi 1918, als nunmehr Achtzehnjährige, in Istanbul auftauchte. Es ist ebenfalls nicht bekannt, auf welchen Wegen sie von ihrem Wüstenstamm, der sich auf dem heutigen syrischen Staatsgebiet befunden haben dürfte, weg in die alte Hauptstadt des ottomanischen Reiches gelangte. Es mag sein, dass das Rote Kreuz hier eine vermittelnde Rolle gespielt hat.

In Istanbul hoffte Selvi Mitglieder ihrer Familie zu finden. Sie wusste ja immerhin noch, welches ihr armenischer Familienname war. Sie konnte ihre Muttersprache auch noch, wenngleich sie sich in der Wüstenzeit gut an ihren Stamm assimiliert hatte, der arabisch sprach.

Es ist nicht bekannt, ob sie dort ein Mitglied ihrer weit verzweigten Familie angetroffen hat. Auf alle Fälle gelang es der jungen Dame, in der grossen armenischen Kolonie in der Hauptstadt Anschluss zu finden. Das fiel ihr umso leichter, da sie nicht nur einer einst reichen Familie entstammte, sondern über eine Schönheit verfügte, die ihresgleichen suchte. Die grossen dunklen Augen und das lange schwarzseidene Haar liessen an eine Prinzessin aus Tausendundeiner Nacht denken, die so schön ist wie der Vollmond im Zenith. Die schwierigen Zeiten, welche Selvi durchlebt hatte, waren aber auch nicht spurlos an ihr vorbei gegangen. Sie kannte nun das Leben auch schon seinen schlechtesten Seiten. Das gab ihr eine Reife, welche ihrem Alter weit voraus war.

In Istanbul traf Selvi auf ihren künftigen Ehemann, der 12 Jahre älter als sie war. Das Paar heiratete. 1921 kam das erste Kind auf die Welt, die Tochter Araxis. Selvi fühlte sich in der Hauptstadt inmitten einer grossmehrheitlich türkischen Bevölkerung nicht wohl. Der Schreck sass ihr immer noch in den Gliedern, was sie als Fünfzehnjährige erlebt hatte. Damals hatten ja die türkischen Obristen bis zu anderthalb Millionen Armenier getötet und die übrigen des Landes vertrieben, ohne dass sich international jemand zum Schutz der Armenier gerührt hätte. Konnte das Gleiche nun nicht wieder geschehen?

Das Paar beschloss, die Türkei zu verlassen. Es reiste mit der kleinen Tochter nach Varna in Bulgarien. Dort wurde im Jahre 1923 die zweite Tochter geboren, die den Namen Vartanusch, was „Süsse Rose“ heisst, geboren. Als Flüchtlinge war es der kleinen Familie aber nicht vergönnt, sich in Bulgarien dauerhaft zu assimilieren. Die Zeiten waren ja schwierig genug, in dieser Zeit gerade nach dem Ersten Weltkrieg.

Das Paar bestieg mit seinen zwei kleinen Kindern den Zug nach Brüssel. Es hatte nur die notwendigsten Habseligkeiten bei sich. Es muss sich damals um den Orientexpress gehandelt haben, der Istanbul mit den europäischen Metropolen verband. In der dritten Klasse reiste auch diese kleine Familie mit, die allerdings nicht allein war. Es hatte im gleichen Zug auch andere armenische Flüchtlingsfamilien.

In Brüssel kam diese Gruppe auf dem Gare du Nord an. Dort blieben die Familien in einem Winkel der Bahnhofshalle, und das eine Woche lang, ohne Unterkunft und Nahrung. Sie assen den Rest ihres Reiseproviantes. Dann mussten sie Hunger leiden. Da sie kein Wort französisch konnten – von flämisch ganz zu schweigen – blieb ihnen jede Kommunikation mit den vorbeieilenden Einheimischen verwehrt.

Immerhin hatten die Familien noch eine kleine Geldreserve bei sich, die sie nur im äussersten Notfall angreifen wollten. In den Jupes der Frauen waren im Futter Goldstücke eingenäht, die den weiten Weg von der armenischen Heimat bis Brüssel mitgemacht hatten, ohne in die Hände der Türken zu fallen.

Ein junger, gut gekleideter Mann, der sich zufällig im Gare du Nord befand, wurde auf die Gruppe aufmerksam. Er war Armenier, und konnte sich entsprechend mit der Gruppe verständigen. Dank seiner Vermittlung kamen die Familien mit dem Roten Kreuz in Kontakt, das sie fürs Erste in leer stehende Lagerhallen unterbrachte. Später fanden die Flüchtlinge in Brüssel Wohnungen, in denen sie sich dauerhaft einrichten konnten.

1927 hatte das Paar eine weitere Tochter, die sehr jung starb, der noch zwei weitere Geschwister folgten, die das gleiche Schicksal erlitten. 1931 wurde die Tochter Virginie geboren und 1933 die letzte, Bernadette. Insgesamt hatte also das Paar sieben Kinder, wovon vier Töchter am Leben blieben und in Brüssel ihre Jugend verbrachten.

Vater Neses fand Arbeit in einer Tabakfabrik, die einem Armenier gehörte. Am Tag stellte er dort Zigaretten her. Nachts arbeitete er als Nachtwächter für die gleiche Fabrik, um das Einkommen seiner Familie aufzubessern. Diese doppelte Arbeitsbelastung zehrte an seiner Gesundheit. Es ist nicht verwunderlich, dass er lange vor seiner Frau Selvi starb.

Alle heranwachsenden Töchter hatten zwei Dinge gemeinsam. Sie hatten von ihrer Mutter die Schönheit geerbt. Das zeigte sich an ihren grossen Augen und ihrem langen glänzenden Haar, das ihren Rücken wie ein samtener Mantel bedeckte. Zudem waren alle in der Welt der Couture tätig, die damals – wir befinden uns in den Dreissiger und Vierziger Jahren des letzten Jahrhundert – einen ganz anderen Stellenwert hatte als heute.

Den Anfang machte Araxis, die Älteste, die auch sonst die Rolle der Anführerin bei den Töchtern spielte. Sie hatte einen starken und energischen Charakter, ihrer Mutter Selvi gleich. Sie trat in das Maison Hirsch an der Rue Neuve ein. Das war damals eines der führenden Modehäuser in Brüssel.

Herr Hirsch, der von der neuen Mitarbeiterin begeistert war, die nicht nur sehr gut arbeitete, aber auch ausnehmend hübsch und charmant war, setzte sich für Araxis ein, damit sie ihre Papiere in Ordnung bekam. Sie erhielt derart die Naturalisation in Belgien. Zuerst war sie einfache Schneiderin. Dann stieg sie zur Verkäuferin und zuletzt zur stellv. Filialleiterin auf. Da Araxis Englisch sprach, das sie in Brüssel auf der Schule gelernt hatte, konnte sie eine internationale Kundschaft bedienen. Kurz und gut: Sie machte in einem der ersten Häuser der Haute Couture Karriere.

Vor dieser glücklichen Wendung ihres Schicksals, für die Herr Hirsch verantwortlich gewesen ist, war es Araxis schlechter gegangen. Sie ging von Geschäft zu Geschäft, um eine Arbeit zu finden. Überall stiess sie auf offene Ohren, bis sie ihre internationale Identitätskarte zeigte, welche sie als Flüchtling auswies. Man sagte ihr dann bedauernd, dass man keine Ausländer bzw. Flüchtlinge anstelle.

Die Töchter Virginie und Bernadette fanden Arbeit als Schneiderinnen und Verkäuferinnen im Haute Couture-Haus Anne de Parme, ebenfalls an der Rue Neuve, der damaligen Haupteinkaufsstrasse in Brüssel.

Diese jungen Damen waren alle im heiratsfähigen Alter. Wie ist es ihnen in der Liebe ergangen?

Die Tochter Vartanusch kannte einen Armenier, der in Belgien lebte. Sein Name war Antranik Kazarin. Doch er interessierte sie nicht.

Dieser Antranik Kazarin ist damals nach Genf gefahren, wo er seinen Freund Antranik Garabedian getroffen hat. Dieser hatte den Genozid von 1915 auf eine wundersame Weise überlebt. Die Türken waren gekommen und hatten mit ihren Krummsäbeln der ganzen Familie die Kehle aufgeschnitten. Das taten sie auch mit dem kleinen Antranik, der sich aber trotz der Verletzung noch unter ein Möbel retten konnten. Dort liessen ihn die Türken zurück, die schon auf dem Weg waren ins nächste Haus. Eine Nachbarsfrau, die keine Armenierin war, und vom Vernichtungsfeldzug der Türken unbehelligt blieb, hörte den Kleinen wimmern. Sie nahm ihn zu sich. Sie nähte ihm mit Nadel und Faden die Kehle wieder zu. So überlebte der kleine Antranik. Um selbst keine Probleme zu haben, übergab die Frau den Kleinen einem Hilfswerk. Antranik kam in viele Waisenhäuser, er war in Griechenland, dann im Libanon und schliesslich in Syrien. Mit Zwölf bekam er seine ersten Schuhe. Im gleichen Alter fand ihn ein Schweizer Pfarrer, der ein Hilfswerk für Flüchtlingskinder im Wallis aufgebaut hatte, und brachte ihn nach dem kleinen Dörfchen Béguien. Dabei hat Antranik grosses Glück gehabt. Er war im letzten Konvoi von Flüchtlingskindern, den der Pater 1927 noch in die Schweiz bringen konnte. Dann war die Schweizer Quote für Flüchtlinge aus diesem Gebiet voll. Im Wallis konnte Antranik ein Handwerk lernen. Er entschloss sich zuerst Geigenbauer zu werden. Später sattelte er aber auf Coiffeur um. Auf diesem Beruf arbeitete er nun als Geselle in Genf.

Antranik Kazarin zeigte seinem Freund Antranik Garabedian das Foto der schönen Vartanusch. Er sagte zu ihm: „Hier siehst Du eine junge Frau, die noch zu haben ist. Sie ist Armenierin und lebt in Brüssel. Interessiert sie Dich, gehe zu ihr nach Brüssel, und Du wirst sehen, ob Du Erfolg hast.“ Er verschwieg seinem Freund allerdings, dass er selbst bei Vartanusch abgeblitzt war. Antranik Garabedian verliebte sich auf der Stelle in die schöne Unbekannte, die auf dem Foto sah.

Antranik Garabedian entschloss sich auch sofort mit seinem Freund zurück nach Brüssel zu reisen. Er bekam von seinem Chef einige Tage Urlaub. Er kratzte sein letztes Geld zusammen, um das für damalige Begriffe sehr teure Bahnbillet von Genf nach Brüssel zu kaufen, das 90 Franken kostete. In Brüssel angekommen, hatte er gerade noch genug Geld, um eine Torte zu kaufen. Denn ohne Geschenk geht man in kein fremdes Haus. In der Chaussée de Hacht traf er mit dem Ebenbild des Foto zusammen, der Vartanusch in Fleisch und Blut. Das war für ihn und sie der *coup de foudre*. Vartanusch ist mit Antranik Garabedian nach Genf gereist, wo sie bald darauf geheiratet haben. Später übernahm Antranik selbst einen Coiffeursalon, den er lange Jahre führte. Er lebt heute noch, als hochbetagter Herr, der seinen Humor nicht verloren hat. Er ist immer noch in Genf ansässig. Seine geliebte Frau Vartanusch ist vor einigen Jahren krankheitshalber gestorben. Sie war zeitlebens ein lieber Mensch.

Wie ist den anderen Schwestern in der Liebe ergangen?

Die stolze und unbändige Artaxis, die älteste Tochter von Selvi und Neses, blieb zeitlebens ledig. Sie lebt heute noch in Brüssel.

Virginie fand auch einen lieben Mann, mit dem sie heute an der Küste Belgiens lebt, als Paar im Ruhestand.

Es brauchte auch verschlungene Wege, bis Bernadette, die Jüngste, zu einem Mann kam. Die Geschichte beginnt in Isfahan in Persien. Dort lebte eine Familie, die ein grosses Café- Restaurant betrieb. Sie hatte zwei Söhne und eine Tochter. Der Sohn Gerair, der 1933 in Teheran geboren war, reiste mit siebzehn Jahren, im Jahre 1950, nach Europa, zusammen mit seinem Zwillingsbruder Henri und einem weiteren Freund, um Studien nachzugehen. Das war damals bei den besseren Familien in Persien Mode.

Die drei jungen Leute kamen nach Brüssel. Sie wollten Französisch lernen. Sie schrieben sich in einem katholischen Institut ein. Nach einem Jahr hatten sie von diesem strengen Regime der Abbés genug. Gerai oder sein Bruder, oder beide, schmissen dem Direktor des Instituts ein Fass voll Tinte auf seinen Schreibtisch. Dann gingen sie.

Gerai blieb in Brüssel. Er machte einen Stage in einem elektrotechnischen Geschäft. Er wollte nun Elektriker werden. Da erfuhr aus einem Brief aus Isfahan, dass seine Mutter gestorben war. Der elektrische Schlag hatte sie in der Badwanne getroffen. Leider kam die Meldung zu spät. Seine geliebte Mutter war ohne ihn und seinen Bruder begraben worden.

Henri, Gerais Zwillingsbruder, hatte die Bekanntschaft einer Belgierin gemacht. dem wollte Gerai nicht nachstehen. Kurze Zeit später lernte er in einem anderen *Thé-dansant*, das sich im Warenhaus *Au Bon Marché* an der Rue Neuve befand, eine entzückende Armenierin namens Bernadette kennen lernte. Das passierte im Jahre 1958, dem Jahr der Weltausstellung in Brüssel.

1960 heiratete das Paar. Gerai hatte nun eine feste Stelle als Elektriker in einem grossen Warenhaus gefunden, wo er bis zu seiner Pensionierung blieb. Das Paar bekam in Sechziger Jahren drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter. .

Im Alter zog Gerais Mutter Selvi zu ihrem Sohn und seiner Familie. Sie war nun eine gütige alte Frau geworden. Manchmal nahm sie ihre Grosskinder auf den Schoss und erzählte den staunenden Kleinen, was sie in ihrer Jugend in fernen Ländern alles erlebt hatte. Wie sie sie bei ihren eigenen Grosseltern auf einem grossen Gut aufgewachsen war mit vierzig Bediensteten, und wie man ihr Goldfäden ins lange schwarze Haar geknüpft habe. Damals habe sie als Kind im Paradies gelebt, das sie nun bald wieder zu erreichen hoffe. Die Grossmutter Selvi starb am 19. August 1974 unter grosser Anteilnahme ihrer Familie und Anverwandten.

Ein ausserordentliches Schicksal, das 1900 unter ganz anderen Vorzeichen so hoffnungsvoll begonnen hatte, hat seinen Abschluss gefunden.

13 DAS FOTOALBUM

Im letzten November war ich bei meiner ehemaligen Frau auf Besuch, mit der ich noch ein gutes Verhältnis habe. Das ist ja nicht selbstverständlich, aber sicher besser als das Gegenteil. Ich hasse jeden Streit.

Ihr neuer Mann und mein älterer Sohn waren bei diesem Nachtessen auch dabei, das sich in bester Atmosphäre abspielte. Wir feierten mehrere Geburtstage zugleich, die bereits alle im Oktober stattgefunden hatten. Grössere und kleinere Geschenke kamen zur Verteilung.

Nach dem Kaffee holte meine Ex-Frau ein vergilbtes Fotoalbum hervor, das sie mir zum Ansehen reichte.

Ich staunte nicht schlecht. Das gesamte Album war der Zeit vor dreissig Jahren gewidmet, als ich als junger, hoffnungsvoller Mann in den fernen Philippinen im Einsatz gewesen. Meine Familie hatte mich damals begleitet.

Ich sah mich vor dem Haus stehen, meinen jüngeren Sohn auf den Armen, das wir damals an der *Ponce Street* in *Makati*, einem guten Viertel in Manila, gehabt hatten. 'Ach, wie die Zeit vergeht!' dachte ich mir auf ein Mal. 'Welch schöner Mann bin ich damals gewesen, mit reichlich dunklem Haar und sportlicher Statur!' Dieser und andere Gedanken kam mir beim Durchblättern des Albums.

Es hatte im Album viele Fotos von den beiden Söhnen. Der Ältere war schon damals ein gefreuter Junge gewesen, und er hat diese Eigenschaft bis heute behalten.

Der Jüngere, der vor zwei Jahren unter tragischen Umständen verstorben ist, war damals noch ein richtiges Bébé, erst ein bis zweijährig. Ein liebes und gesundes Kind, ein hübsches Kleinkind. Was jedoch auf diesen Fotos schon sichtbar war, und das hat sich Zeit seines Lebens nicht verändert, ist ein nachdenklicher, ja fast grüblischer Zug in seinem Gesicht, der damals gar nicht zu seinem Alter gepasst hat. Es war, als würde er sein trauriges Schicksal schon vorausahnen. Es war, als würde er sagen wollen: Seht her, ich bin nicht geboren worden, um glücklich zu werden. Ich bin zum Unglück geboren. Jedenfalls trage ich den Keim für es in mir.' Kann es einen Fluch geben, dass ein Mensch unglücklich geboren wird und sein Leben lang nur unglücklich sein muss? Oder kann ein solcher Fluch gar auf einer ganzen Familie lasten?

Ich schüttelte diese trüben Gedanken von mir ab. Ich freute mich an den entzückenden Fotos meiner Ex-Frau, die damals eine sehr hübsche junge Frau gewesen war. Ich ertappte mich beim Gedanken, vor dreissig Jahren etwas falsch gemacht zu haben. Ich hätte viel lieber zu ihr sein müssen. Vielleicht hätte das unsere Ehe gerettet, und andere schwere Katastrophen in unserem Leben, wie der Tod unseres gemeinsamen Sohnes, vermeiden helfen. Vielleicht ja, vielleicht auch nicht.

Ich gab meiner Ex-Frau das Fotoalbum zurück, das Zeuge einer längst vergangenen, viel besseren Zeit als der Gegenwart ist, als wir selbst noch jung gewesen waren und das Leben hoffnungsfroh und offen vor uns lag.

14 WE HAVE SOMETHING TO LOOK FORWARD TO!

Es gibt die wunderbare Szene zu Beginn des Films *Casablanca*, in welcher der wohlbeliebte Butler (der vom deutschen Schauspieler Ehrhard hervorragend verkörpert wird), zu den am Spieltisch sitzenden chinesischen Damen sagt:

We have something to look forward to!

Dieses Diktum möchte ich vielen Zeitgenossen und mir hinter die Ohren schreiben. Wir haben die schlechte Tendenz immer nur zurückzublicken. Wir erkennen recht gut, was alles in der Vergangenheit nicht gut gegangen ist, und was auch die Gründe dafür gewesen sind.

Aber die Zukunft? Freuen wir uns auf sie? Erwarten wir etwas Besonderes von ihr? Und sei es auch nur der morgige Tag?

Mitnichten. Wir sind immer rückwärts gewandt. Es gibt Tausende von historischen Büchern. Aber was gibt es über die Zukunft? Einige Prognosen. Science Fiction, die nur von einer Minderheit der Bevölkerung gelesen wird. Unsere Bereitschaft, uns seriös mit dem Morgen, der Zukunft, zu befassen, ist verkümmert.

Wie schade!

Das sollten wir ändern. Und zwar gründlich. In der Schule sollte neben dem Fach „Geschichte“ gleichberechtigt das Fach „Zukunftskunde“ eingeführt werden. Ein Zehnjähriger hat das Recht zu wissen, wie die Welt in fünfzig Jahren aussehen wird. Dann wird er sechzig Jahre alt sein, und steht an der Pforte zu einem neuen Lebensabschnitt. Was wird ihn dann erwarten? Welche Fähigkeiten (*skills*) sind in fünfzig Jahren gefordert? Auch wenn (fast) niemand das heute schon, können wir doch unsere Fantasie darauf trainieren.

Jeden Abend sollten wir uns eine halbe Stunden mit dem morgigen Tag befassen. Jedes Wochenende sollten wir eine Stunden mit Gedanken an die nächste Woche verbringen. Jedes Monatsende sollten wir Pläne für den nächsten Monat machen. Am Ende jeden Jahres sollten wir einen vollen Tag reservieren, der ausschliesslich unseren Gedanken an die Zukunft gewidmet ist.

Haben wir diese Zukunftsorientierung einmal intus, wird sie uns nicht mehr so schnell verlassen. Wir haben sukzessive gelernt, neben der Vergangenheit und der Gegenwart auch der *Zukunft* ihren gebührenden Platz in unserem Leben und Denken einzuräumen.

Sagt Butler doch nicht so schön (und das sollten wir in grossen Lettern über unser Bett hängen, und jeden Abend vor dem Schlafengehen zehn Mal wiederholen:

Wir haben etwas, auf das wir uns freuen können!

Und wäre es nur, dass die Sonne morgen wieder aufgeht und ein neuer, frischer und unverbrauchter Tag voller Möglichkeiten beginnt.

15 DER KULINARISCHE SCHWEIZERTEST

Es gab einmal einen wunderbaren Schweizer Film, der in den Kinos grossen Erfolg hatte: *Die Schweizermacher*. Dieser Film kann noch heute in jeder Videothek gemietet oder gekauft werden (so hoffe ich). Wenn nicht, wäre er neu aufzulegen.

Ich habe mir nun überlegt, wie der Test, ob jemand ein *richtiger* Schweizer ist, modernisiert werden könnte. Eine Idee, das kulinarische Terrain dafür zu verwenden. Die Schweiz ist ja für ihrer Küche und regionale Vielfalt berühmt.

Ich würde dem Kandidaten oder der Kandidatin für den *kulinarischen Schweizertest*, sei er oder sie nun schon bereits SchweizerIn oder nicht, folgende zehn Gerichte aufstellen, deren Namen er oder sie ohne Zögern muss (mit Bedenkzeit von nur zwanzig Sekunden pro Gericht):

- 1) *Zürcher oder Berner Geschnetzeltes mit Röstli*
- 2) *Fondue*
- 3) *Walliser oder Bündner Trockenfleisch mit Roggenbrot*
- 4) *Risotto ticinese*
- 5) *Waadtländer Saucisson*
- 5) *Berner Platte (geräucherter Schinken, Speck, Sauerkraut, Salzkartoffeln)*
- 6) *Filet de perches*
- 7) *Röstli mit Käse und Spiegelei*
- 8) *Raclette*
- 9) *Ragout mit Kartoffelstock*
- 10) *„Spatz“ (Suppe mit Fleisch)*

Habe ich etwas Typisches Vergessen? Ist eine Region untervertreten? Auch für diesen Fall habe ich schon vorgesorgt. Ich schlage die Schaffung einer *Eidgenössischen Kommission zur Bestimmung der typischen Schweizergerichte* vor, die zwei Jahre Zeit hat, alle möglichen Varianten gegeneinander abzuwägen, natürlich unter Beizug von eminenten Spezialisten aus der Gastronomiebranche, und indem die Kommission verschiedene erstklassige Restaurants in der ganzen Schweiz selbst ausprobiert (natürlich auf Staatskosten). Der Schlussbericht der Kommission, der mit Spannung erwartet wird, dürfte einige Hundert Seiten dick sein. Erst die Schlussabstimmung in den beiden Eidgenössischen Räten wird zeigen, ob sich die mühsame Arbeit der Kommission auch wirklich gelohnt hat. Ziel ist ein wirklicher und wahrhafter Konsens unter allen 26 Kantonen über die 10 typischen Schweizer Gerichte.

Wollen Sie an dieser Wahrheitsfindung auch mitmachen? Ich lade Sie dazu ein.

16 DER GLASPALAST AM MEER

Kürzlich hatte ich Gelegenheit, den Hauptsitz einer grossen Schweizer Firma am Genfersee besuchen zu gehen.

Vom Bahnhof ging zu Fuss einer langen Strasse entlang, bis ich auf einmal links von mir das grosse gläserne Gebäude direkt am See vor mir sehen konnte. Ich schritt auf dem Fussweg zur Eingangstüre. Die Anmeldung empfing mich aufs Freundlichste.

Da mein Gesprächspartner noch mit einer dringenden Sache besetzt war, hatte ich alle Zeit, durch die Glasfassade hinaus auf den Park und den dahinter liegenden See zu blicken.

Der See erschien mir wie ein Meer. Er war von tiefblauer Farbe. Die Sonnenstrahlen spiegelten sich in ihm. Davor war das Grün des satten Rasens des Parks und der alten Bäume, die am Ufer des Sees standen. Hinter dem blauen Band des Sees waren die Umrisse der Savoyer Berge zu erkennen. Darüber wölbte sich ein ebenfalls tiefblauer Himmel, der allerdings nicht so dunkel erschien wie der See.

Ich war von diesem impressionistischen Bild hingerissen. Am Liebsten wäre ich nun Maler oder Fotograf gewesen, um diesen zauberhaften Eindruck und Moment festzuhalten.

Die Rezeptionistin rief mich aus meinen Träumereien. Mein Kontakt war nun bereit mich zu empfangen.

Später, nach dem Meeting, lud mich mein Gesprächspartner zum Lunch in der modernen Kantine der Firma im unteren Erdgeschoss ein. Ich durfte im vordersten Teil Platz nehmen. Von meinem Sitzplatz aus hatte ich vor mir den Gesprächspartner mir gegenüber, und hinter ihm und auf der rechten Seite von ihm den tiefblauen See, in dem sich die Sonne spiegelte. Das war einfach ein wunderbarer Anblick.

Allerdings machte mir mit der Zeit der Blick auf den See etwas in den Augen weh, da die Sonne nun direkt sichtbar wurde, und mich zu stören begann. Ich behalf mir damit, dass ich von Zeit zu Zeit die Sonnenbrille aufsetzte, um den Sonnenstrahlen zu entkommen, die ich nun eben doppelt in die Augen empfing, direkt und über die Spiegelung im See.

Das änderte aber nichts daran, dass ich das Bild, das ich von hier aus vom See, den Bergen dahinter und vom offenen Himmel empfing, für wunderschön hielt.

Der Lunch war vorbei. Mein Gesprächspartner verabschiedete sich herzlich von mir.

Wieder in der Rezeption angelangt, drehte ich mich nochmals einen Moment zum See, um dessen grandiose Bild ein letztes Mal in mich aufzunehmen. Dann machte ich mich auf den Weg zurück zum Bahnhof.

Ob wohl an mir ein impressionistischer Maler oder ein Fotograf verloren gegangen ist? Ich kann ja immer umsatteln. Es nie zu spät, um seine eigenen genialen Fähigkeiten zu entdecken. Das stimmt doch, oder nicht?

17 FRAU MIT ANTIQUITÄTEN SUCHT MANN

In der von mir so geschätzten Neuen Zürcher Zeitung, abgekürzt NZZ, hat es eine Rubrik „Heirat/Bekanntschaffen“, die jeden Samstag erscheint.

Dort fand ich ich kürzlich das Inserat einer „Frau mit Antiquitäten“, welche einen Mann sucht. Ich weiss nicht weshalb, aber genau dieses Inserat blieb in meinem Kopf hängen. Es amüsierte mich auf seine Art. Ich versuchte es mit mehreren Interpretationen.

Die Erste war, dass diese Dame über ein Antiquitätengeschäft verfügt, das nicht mehr so gut läuft. Im Anblick all dieser verstaubten Preziosen ist ihr die Idee gekommen, dieses Heiratsinserat aufzugeben. Hat sie einmal einen Mann gefunden, können diese Antiquitäten zur Möblierung der gemeinsamen Wohnung verwendet werden. Oder der Mann ist selbst Antiquitätenhändler und froh, nicht nur zu einer neuen Partnerin, aber gleich auch noch zu einer tollen Sammlung schöner Stücke zu kommen, die er dann in seinem Geschäft in einer anderen Stadt oder in einem anderen Land, wo die Nachfrage grösser ist, verkaufen kann. Das Sprichwort „Zwei Fliegen auf einen Schlag“ würde also in diesem Fall für Beide, die Frau und den Mann, zutreffen. Neuer Partner und gutes Geschäft würden zugleich in Erfüllung gehen.

Meine zweite Interpretation des Inserats ist, dass die Dame tatsächlich über einen Fundus erlesener Antiquitäten verfügt, beispielsweise aus erster Ehe, oder weil ihr geliebter Mann verstorben ist. Die Frau sehnt sich nach einem neuen Partner, den sie mit ihrer Zärtlichkeit und ihrer ausgezeichneten Küche verwöhnen kann. Was macht eine tolle Frau, die keinen passenden Partner hat. Sie sucht sich einen! Die Antiquitäten, welche sie im Inserat erwähnt, wären in diesem Fall ein Pluspunkt auf ihrer Seite, der es Wert ist, erwähnt zu werden. So findet sie vielleicht eher einen Mann, der zu ihr passt, und der ihre Liebe zu schönen alten Dingen teilt. Das würde den Start der Beziehung und deren Harmonie insgesamt fördern. „Gleich zu gleich gesellt sich gern“, heisst ja das Sprichwort.

Meine dritte Interpretation des Inserats darf ich eigentlich gar nicht bringen. Sie wäre, dass die Dame selbst sehr betagt ist, und dies mit dem Verweis auf die Antiquitäten diskret zum Ausdruck bringen möchte, oder selbst ein Faible hat für ausgesprochen alte Männer. Eine siebzigjährige Frau würde also einen Partner von neunzig und mehr Jahren suchen. Oder eine Dame von Neunzig sucht einen gleichaltrigen Freund. In unserer Zeit, in der die Menschen immer älter werden, tut sich da ein neuer „Markt“ auf. Alte und betagte Menschen möchten ihre Zeit nicht allein, sondern mit einem lieben Partner verbringen. Das ist eine Entwicklung die zu fördern ist. „Hab Sonne im Herzen, ob's stürmt oder schneit“, haben wir in unserer Kindheit gesungen. Abgewandelt würde das nun heissen: „Hab einen lieben Partner zum Freund, auch wenn Du schon sehr alt bist.“

Ich gehe nun aber davon aus, dass meine dritte Interpretation in unserem Fall nicht zutrifft. Sie ist etwas zu weit hergeholt.

Es gibt aber noch eine vierte Interpretation, die wäre, dass es sich bei der gesagten Dame um eine ausgesprochen junge Frau handelt, die von ihrer Tante eine Reihe

schöner Stücke geehrt hat. Da sie sich sowieso einen antiquitätenkundigen Freund zulegen möchte, um sie zu verkaufen oder besser zu verstehen, erwähnt sie den Besitz dieser Reichtümer gleich in ihrem Inserat. So könnte sie das Schöne (die neue Beziehung, eventuell sogar die grosse Liebe), mit dem Nützlichen (Freund bzw. Geliebter mit Freude an Antiquitäten, bzw. Kenntnissen über sie) verbinden.

Der möglichen Interpretationen sind also viele. Ich weiss nicht, welche in unserem Fall wirklich zutrifft. Aber vielleicht haben Sie, liebe Leserinnen und Leser, noch weitere Erklärungen auf Lager? Sie können Sie mir diese ohne Weiteres mitteilen; Sie finden meine E-Mail-Adresse am Schluss dieses Bandes. Es ja heute modern, dass wir alle „interaktiv“ sind. Es wäre ja altmodisch, dass Sie meine Geschichten nur in passiver Weise lesen. Ihre Mitarbeit ist gefordert! Senden Sie mir also Ihre Interpretationen dieses Inserats, die ich später gerne in einer Fortsetzung dieser kleinen Geschichte veröffentlichen werde. Herzlichen Dank zum Voraus.

18 SCHÖNE MÄDCHEN UNTER DEN LAUBEN

Es gibt gewiss viele Städte in dieser Welt, in denen es von schönen Mädchen wimmelt. Schönheiten gibt es natürlich auch auf dem Lande. Aber dort sind sie versteckter. Jedes Dorf hat seine Dorfschönheit, ob das nun öffentlich gemacht werde oder nicht. Es ist sicher so, dass immer und überall ein Mädchen anzutreffen ist von besonderer Schönheit und Ausstrahlung, das offen oder heimlich von einer grossen Zahl gleichaltriger und älterer Knaben und Burschen, ja von erwachsenen Männern, bewundert wird. Am Einfachsten ist, diese Schöne legt sich schon früh einen festen Freund zu, der von den anderen Knaben, Burschen und Männern akzeptiert wird. Dann hat die Schöne ihre Ruhe, und kann sich ausgiebig ihren Freundinnen widmen. Ist das schöne Mädchen aber ohne festen Freund, kann die Sache komplizierter werden. Viele junge Burschen rechnen sich noch eine Chance bei der Schönen aus. Es kann zu Kämpfen zwischen den Nebenbuhlern kommen. Das Mädchen hat die Qual oder Wahl.

Doch das ist hier nicht unser Thema.

Ich will davon erzählen, was mir an einem Novemberabend in Bärenstadt passiert ist, als ich abends durch die Lauben der Altstadt flanier bin. Eigentlich ist da überhaupt nichts passiert. Aber es fiel mir einmal mehr mit aller Deutlichkeit auf, was ich früher schon öfters festgestellt habe: In Bärenstadt hat es viele schöne Mädchen.

Sie waren im Abendverkauf, der immer am Donnerstag stattfindet, unterwegs. Teils alleine, aber vielfach in ganzen Gruppen. Da hatte es zwei, drei, vier Mädchen zusammen, die fröhlich von Boutique zu Boutique spazierten, mal das, mal jenes bewundernd. Hier und da gingen sie auch in den Laden hinein. Es konnte auch sein, dass der Gruppe Mädchen eine Zweier- oder Dreiergruppe von jungen Burschen folgte, welche die Mädchen bereits kannten, oder mit ihnen anbändeln wollten.

Das Hauptmerkmal dieser Mädchen – oder soll man besser sagen jungen Frauen – ist deren Ausgelassenheit und Fröhlichkeit. Sie können über alles und jedes lachen, manchmal bis zur Erschöpfung. Nichts trübt ihre gute Laune. Ihr Leben scheint noch ganz heiter und schön zu sein, frei von allen Problemen und Schwierigkeiten.

Schauen diese schönen jungen Frauen in den Spiegel, blicken ihren zwei kecke Augen, ein gerade Näschen, ein roter Mund und schöne dichte Haare entgegen. Die Haut ist makellos weich und glatt. Alles stimmt – das Gesicht, die schlanke Figur und die modische Kleidung. Alles ist bereit, um die Welt und die Herzen der gleichaltrigen Buschen zu erobern!

Anders sieht es manchmal auf der Gegenseite aus. Der junge Mann hat Pickel im Gesicht, mit denen er einen aussichtslosen Kampf führt. Er ist in der Lehre und hat nur ein bescheidenes Taschengeld. Er hat kein Auto, Er fühlt sich gegenüber anderen Kollegen, die mehr Geld haben und schon ein Auto, benachteiligt. Beim Mädchen seiner Träume hat er keine Chance. Zudem verfolgen ihn noch allerlei familiäre Probleme: Eine gestörte Beziehung zu seiner Mutter (sie liebt ur seine Schwestern) und eine schlechte Beziehung zum Vater, der immer noch schmolzt, weil der Sohn aus dem Gymnasium gefallen ist und nun „nur“ eine Lehre macht. Das ist ein fiktives Beispiel. Es zeigt aber, dass beim jungen Mann, anders als bei der jungen Frau,

noch Vieles prekär und unfertig erscheint, und der junge Mann mit sich selbst und der Welt nicht glücklich ist. Wie will er in dieser Situation das Mädchen seiner Träume erobern? Das scheint schlicht unmöglich zu sein.

Anders die jungen Damen, beide den alles schon so perfekt daherkommt, so *happy-go-lucky*. Ihre Mütter lieben sie, ihre Väter lieben sie, ihre Geschwister haben sie gern – da stimmt doch alles. In der Lehre geht auch alles gut. Der Chef ist heimlich verliebt in seine Lehrtochter, die das natürlich längst gemerkt hat, und auch ausnützt, aber nicht zu sehr. Die Kolleginnen und Kollegen am Arbeitsplatz sind auch alle nett. Als Mitarbeiterin des Modehauses gibt es Prozente auf modischen Sachen. Die Kundinnen sollen ja sehen, was das Personal trägt, und es auch kaufen. Unsere schöne junge Dame hat auch schon einen rassigen Freund. Er ist Italiener, einige Jahre älter und hat schon ein Auto. Einziges Problem: er ist schrecklich eifersüchtig. Am Wochenende darf sie ihn bereits nach Hause bringen. Er ist ein lustiger Kerl, er gefällt allen. Er kann prima Spaghetti kochen. Er liebt seine Mutter über alles. Vielleicht kann da einmal etwas werden. Mal sehen.

Dieses fiktive Beispiel eines jungen, hübschen blonden oder brünetten Mädchens mit Pfiff unterscheidet sich vom Beispiel des unsicheren jungen Mannes von vornhin fundamental. Das sind ganz andere, bessere Voraussetzungen. Natürlich gibt es auch junge Burschen, bei denen alles paletti ist, Eltern, Geschwister, Ausbildung, Berufswahl, Freundin, einfach alles. Aber es gibt auf der Burschenseite doch wahrscheinlich mehr Problemfälle im Alterssegment 14-20.

So freuen wir uns also weiter an den kecken, fröhlichen jungen Damen, welche in Gruppen die Lauben bevölkern, vor allem am Donnerstag beim Abendverkauf. Ihr Leben ist schön, ihre Zukunft ist heiter, ihre Lebensfreude intakt. Der Blick in den Spiegel zeigt ihnen ein hübsches Gesicht. Figur und Kleidung lassen auch nichts zu wünschen übrig, im Gegenteil! Ist es nicht herrlich, so frisch und jung zu leben? Davon künden diese Mädchen, pardon, jungen Damen, immer wieder von Neuem, und das sollte auch uns, die übrige Menschheit, freuen.

19 DER BÖRSENTEE

Seitdem es mit der Börse wieder aufwärts geht, ist sie in aller Munde. Wie heisst doch das alte böse Wort, das sich die Börsianer zuraunen: Wenn die Putzfrauen beginnen, sich für Aktien und Optionen zu interessieren, ist es höchste Zeit auszuweichen. Dann kommt die nächste Baisse bestimmt.

Immer auf der Suche nach neuen Businessideen, die ich in meiner grossen Güte gerne weiter gebe (ich bin ja mit über Sechzig zu alt, um mich da noch einmal richtig ins Zeug zu legen), und zwar an alle, die sich deren bedienen wollen (da muss offene Konkurrenz herrschen, da die Idee ja ursprünglich von mir kam), habe ich mir etwas Neues ausgedacht: Den Börsentee.

Natürlich sehe ich schon alle Börsianer vor mir, die sich vor Lachen den Bauch halten werden, dass jemand wie ich auf eine so absurde Idee kommt. Aber aufgepasst: Eine Gilde, die den Börsengurus folgt, die ihre Inspiration in den Sternen und auch sonst allem Möglichen finden, sollte meine Businessidee nicht zum vornherein disqualifizieren.

Was ich vorschlage, ist eigentlich etwas ganz Einfaches: Man nehme eine bestimmte Teemischung und behaupte, dass diese für einen bestimmten Typ von Börsengeschäften besonders gute Inspirationen liefere, immer vorausgesetzt, dass dieser besondere Tee während dem Entscheidungsprozess des Investors getrunken wird.

Es könnte also einen Tee für Aktien, Optionen und Obligationen kreiert werden. Das wären sozusagen die Grundtees. Will ich eine Aktie kaufen, trinke ich zuerst meinen Aktientee. Dieser wird mir helfen, die richtige Entscheidung zu treffen.

Innerhalb der Aktientees kann man zu weiteren Verfeinerungen schreiten: Es gäbe einen Tee für Perioden des raschen Indexanstieges, der sogenannte Haussetee, und entgegengesetzt den sogenannten Baissetee.

Innerhalb der Optienteefamilie schlage ich einen Calltee und einen Puttee vor, je nach dem, was ich kaufen will.

Schmeckt mir ein Tee überhaupt nicht, zum Beispiel der Puttee, sollte ich die Finger vom Geschäft lassen. Ich kaufe keinen Put. So einfach ist das. Vielleicht sagt mir an diesem Tag der Calltee viel mehr zu. Dann kaufe ich eine Callption anstelle der Putoption.

Wichtig ist natürlich zu wissen, dass die Börsenteefirma, die erst noch zu gründen wäre, jede Verantwortung für die Transaktionen ablehnt, die nach Genuss dieser Tees getätigt werden. Sonst könnten wir ja mit immensen Schadenersatzforderungen konfrontiert werden. Wir würden diesen wichtigen Hinweis in mehreren Sprachen auf die Aussenseite der Teepackung aufdrucken.

Nun ist nur noch zu hoffen, dass ein Investor gefunden werden kann, der auf diesen Zug aufspringt und die Gründung der Börsenteefirma ermöglicht. Vielleicht wäre eine Spezialteemischung, der sogenannte Investortee, zu kreieren, um einen potenten Geldgeber auf den Geschmack zu bringen, in dieses Geschäft einzusteigen.

20 WILLHELM TELL LIVE

Ich erinnere mich an meine Schulzeit, während der wir Schillers Wilhelm Tell gelesen haben. Dieses heroische Drama aus der Urzeit der freien Schweiz hat mir immer gut gefallen. Die Gerechten und Guten wehren sich gegen die bösen ausländischen Unterdrücker und siegen am Schluss.

Auch war mir seit langem bekannt, dass es in Interlaken die Tellspiele gibt, wo Laienschauspieler während der Sommerzeit Schillers Drama aufführen. Aber es ergab sich nie, dass mich selbst dazu auffraffe, den Weg nach Interlaken unter die Beine zu nehmen und dieses vaterländische Schauspiel live zu erleben.

Letztes Jahr habe ich nun Schillers Tell gerade zwei Mal nacheinander erlebt. Zuerst war ich mit einer Gruppe von Kommunikationsspezialisten unterwegs. Das zweite Mal ging ich privat hin, ganz allein. Es hat mir bei beiden Vorstellungen gefallen.

Der erste Eindruck ist nicht gerade überwältigend, wenn man zu den Tellspielen in Interlaken kommt. Es hat eine Strasse, die von der Hauptstrasse Interlaken – Wilderswil abzweigt. Dann kommt links ein Parkplatz. Geradeaus sieht man einen unscheinbaren grauen Zweckbau, den man zuerst betritt. Links von diesem Betonbau hat es Verpflegungsstände. Es ist abends um sechs Uhr. Ein schöner, milder Sommerabend. Auf einem Podest steht Wilhelm Tell, die Armbrust in der Hand. Neben ihm stehen seine zwei Söhne. Alle in Fleisch und Blut. Sie geben Autogramme. Sie posieren für Fotos. Wir essen Älplermakaroni. Das stärkt uns für die lange Vorstellung. Ein Herr vom Organisationskomitee der Tellspiele erklärt uns, , aber kein Honorar. dass diese Schauspiel nun schon seit über fünfzig Jahren gegeben wird. Es hat einen hauptamtlichen Regisseur, zur Zeit eine Dame. Alle anderen Mitwirkenden erhalten nur eine Tagesentschädigung von 15 Franken pro Person, aber kein Honorar. Dazu kommen Hunde, Pferde und echte Kühe. Die Vorstellungen sind meist beinahe ausverkauft. Am Schluss des Jahres resultiert aber kaum ein Gewinn. Das Unternehmen Tellspiele kommt fast ohne öffentliche Subventionen aus. Es ist selbsttragend.

Entscheidend ist der grosse Enthusiasmus der Bevölkerung, viele Abende im Jahr, manchmal auch einen Samstagnachmittag, für diese gemeinnützige Sache zu opfern. Es besteht aber kein Problem, alle Chargen in diesem Drama zu füllen, das reich ist an Darstellern. Bravo! Ist man geneigt zu sagen. Glücklicherweise der Ort, der Solches noch zustande bringt.

Dann gingen wir durch den hässlichen Zweckbau durch zu unseren Plätzen. Welche Welt tat sich da plötzlich für uns auf! Eine riesige gedeckte Bühne. Vor uns eine Naturlandschaft mit Bäumen, ja einem Wäldchen, und einem Hügel im Hintergrund. Vorne ein Platz mit altertümlichen Holzchalets. Dazu viel Volk, das sich auf diesem Platz und auf den erdigen Wegen verlor. Ein Gaukler machte Kunststücke, der auch einen dressierten Bären bei sich hatte. Es hatte Kinder, Erwachsene, Alte, ja das ganze Panoptikum einer ländlich-bäuerlichen Gesellschaft. Ich war entzückt. Meine Gruppe war begeistert.

Bald ging das Drama los. Zuerst kam ein wunderbar rührender Alpabgang mit Kühen, Schafen, Ziegen, Familien mit Kindern. Eine reine Freude. Dann kam ein

Trupp Reiter mit Hellebarten. Die böse ausländische Macht, welche die Urkantone um ihre Freiheit bringen wollte. Das fröhliche Leben erstarb. Die Bedrohung war in der Luft zu spüren.

Szene um Szene reihte sich aneinander. Dann kam es zu einer längeren Pause, die mir erlaubte, einen stärkenden Kaffee zu mir zu nehmen.

Nach der Pause ging das Drama seinem Höhepunkt zu. Zuerst der Apfelschuss auf Tells Sohn, den der Vater mit Bravour meisterte, obschon die Distanz nicht weniger als fünfzig Fuss mass. Der Apfel fiel von Werners Haupt. Der Knabe blieb unverletzt.

Fast am Schluss dann der letzte und eigentliche Höhepunkt. Der Vogt Gessler in der Hohlen Gasse. Sein Pferd zertrampelt fast eine Frau mit Kindern, die ihn anflieht. Da ist Tell zur Stelle, Der grausame Tyrann muss zugunsten der Freiheit wichen. Tell zielt und trifft. Gessler fällt vom Pferd, tödlich getroffen. *Das war Tell's Geschoss!*

Am Schluss tosender Applaus. Die 150 Darsteller kommen nochmals auf die gigantische Naturbühne. Auch die Reiter mit ihren schönen Pferden galoppieren vorbei. Tells Familie erhält den Hauptapplaus.

Ich verlasse diese vaterländische Stätte. Das Drama hat mir sehr gut gefallen. Ich bin an diesem späten Sommerabend fast der Ansicht, der Besuch der Tellspiele in Interlaken müsse jedem Schweizer zur Pflicht gemacht werden.

Auch der zweite Besuch der Tellspiele, der an einem Samstagabend stattfand, bei wiederum prächtigem Wetter, bestärkte mich in dieser Ansicht. Es geht nicht um die historische Substanz des Tells, die zur Diskussion steht. Es geht vielmehr um den Kampf von gut gegen böse, von eigener Freiheit gegen fremde Unterdrückung. Diese Parabel bleibt jenseits der historischen Wahrheit (die eine andere sein mag) gültig.

21 BEI KLEE AUF BESUCH

Bern, die Hauptstadt der Schweiz, ist 2005 um drei Attraktionen reicher geworden, wie überall mit grosser Freude verkündet wird: Erstens erhielt die Stadt ein neues Wankdorf-Fussballstadion. Zweitens konnte das Einstein-Jahr gefeiert werden, da Albert Einstein vor genau Hundert Jahren, im Jahre 1905, in Bern vier grundlegende Arbeiten der Physik schrieb, welche diese Wissenschaft revolutionierte und ihm den Nobelpreis brachten. Drittens wurde 2005 in Bern das Klee-Zentrum eröffnet.

Ich hatte vor einiger Zeit Gelegenheit, die Ausstellung im neuen Kleemuseum zu besuchen. Die Führung unternahm ein junger Kunsthistoriker, der mit viel Feingefühl und Akribie an seine Aufgabe ging.

Er zeigte uns zuerst die Ständige Ausstellung im Erdgeschoss. Wir bewunderten mit ihm Frühwerke von Paul Klee, als er in München Student war. Schon da zeigt sich, selbst in gegenständlichen Bildern, seine Begabung.

Für Klees Werdegang waren die Jahre im Bauhaus in Dessau von entscheidender Bedeutung. Man sieht, wie da sein Genie zu entfalten beginnt. Wunderbar die Zäsur, welche die Tunesienreise vor dem zweiten Weltkrieg bedeutet hat. Paul Klee entdeckte mit zwei seiner Kollegen das Licht. Diese Erfahrung wurde für ihn zum Wendepunkt in seinem Schaffen.

Was in den letzten Jahren seiner irdischen Existenz überrascht, ist die Schaffenswut von Paul Klee. Da finden sich im Werkverzeichnis eines Jahres nicht weniger als 2500 Werke. Wahnsinn! Also hat Klee pro Tag im Schnitt 6-7 Werke produziert. Davon kann ein Schriftsteller nur träumen. Er ist froh, wenn er pro Jahr an die fünfzig Kurzgeschichten oder einen grösseren Roman schaffen kann. Die Klee'sche Besessenheit hat sicher ihren Grund darin gehabt, dass der Künstler in sich noch einen riesigen Schatz an Bildern trug, die er noch zu Lebzeiten los werden wollte. Er wusste ja, dass er todkrank war.

Was besonders reizvoll an Klee ist – und das wurde uns in der Sonderausstellung im Untergeschoss des Museums bewusst – ist sein Humor. Witz oder Humor? Ich weiss es nicht. Der junge Kunsthistoriker zeigte uns ein Bild mit einem Engel, aus dem der Witz nur so sprüht. Es ist ja bei Paul Klee nicht nur das Bild zu betrachten, sondern auch die Legende dazu. Sie ergeben zusammen die Botschaft des Bildes. Sie sind zusammen nichts Anderes als eine Geschichte oder Aussage im Einzelformat – also ein Bild oder eine Fotografie, die mehr sagen als Tausend Worte.

Traurig ist natürlich, dass der in Bern geborene (!) Paul Klee zu seinen Lebzeiten nicht mehr Schweizer Bürger werden konnte. Das ist beschämend. Er war Deutscher. Aber zu allen Zeiten hat es in allen Ländern gute und schlechte Bürger gegeben. Paul Klee war ein guter Deutscher. Er hätte einen ebenso guten Schweizer abgegeben. Schade.

Das neue Klee-Zentrum in Bern ist wunderbar. Es ist einem Berner Arzt zu verdanken, Herrn Dr. Müller, der für seine Gelenkprothesen Weltruhm erlangt hat. Er ist ein freundlicher alter Herr. Schön, dass reiche Leute Gutes tun. Die Nachwelt wird es ihm und seiner Frau Gemahlin danken.

22 DIE MAJESTÄT DER BERGE

Am 29. und 30. Oktober befand ich mich in Bern. Ich hatte beruflich dort zu tun. Es war ein Samstag und ein Sonntag Ende Oktober. Das waren bereits kalte Tage. Aber solche mit wunderschönem Wetter und klarer Sicht auf die Berge.

Das Panorama, das sich in Bern von der Terrasse des Bundeshauses, also des Schweizer Parlaments, aus bietet, sucht seinesgleichen in der ganzen Welt. Die Schneeberge in der Ferne reihen sich wie Perlen an einer Kette. Es sind die Zacken der Berner Alpen. Es hat darunter mehrere Viertausender.

Ich weiss die Namen all dieser Berge nicht. Die bekanntesten, die sich in der Mitte dieser Postkartensicht befinden, sind Eiger, Mönch und Jungfrau. Dieses Dreigestirn gibt der ganzen Alpenkette den Charakter. Zuoberst auf diesen Bergen lag schon frischer Schnee. Die Firne leuchteten im Sonnenlicht.

Hier unten, auf vierhundert Meter in Bern, war noch alles grün. Oder besser gesagt, herbstlich bunt bis kahl. Man spürte, dass der Winter kommen würde. Ich schlenderte vom Bahnhof zur Bundesterrasse hinunter. Beim oberen Ende des Marzilibähnchen hielt sich ein Liebespaar umschlungen. Das Mädchen küsst den Burschen innig. Ihre Hand lag auf dem Nacken des jungen Mannes, den sie wie eine biegsame Pflanze zu sich herunterzog, um seinen Mund zu erreichen. Der Anblick war allerliebste. ‚Auch im Herbst blüht die Liebe noch‘, dachte ich zu mir.

Dann ging ich weiter, der Terrasse entlang, die sich vor dem Westbau des Bundeshauses zu einem kleinen Park weitet. Dort hatte es allerlei Volk. Einige junge Leute schmeckten nach Haschisch. Andere standen am Geländer und blickten auf die wunderbare Aussicht. Ein Paar liess sich fotografieren mit den Schneebergen im Hintergrund.

Gerade vor dem Bundeshaus, wo das Parlament tagt, fiel mir ein Paar auf, das auf der steinernen Balustrade sass. Seine Füsse baumelten nach unten, dort wo es zehn und Mehr Meter senkrecht hinunterging. Ich fragte mich, ob das klug sei. Eine ungeschickte Bewegung, und schon würden sie unten landen! Ich wurde mir bewusst, dass eine derartige Sorge von meiner Seite mit meinem zunehmenden Alter zu tun haben musste. Früher wäre mir nicht einmal die Idee gekommen, diese Sitzposition könnte gefährlich sein.

Mein Spaziergang führte mich unter dem Ostbau des Bundeshauses und unter dem Nobelhotel Bellevue vorbei. Schliesslich stand ich auf einem kleinen Podest, das sich links unter dem Bellevue befindet. Von dort aus hat man eine besonders gute Aussicht: rechts das Bellevue und das Bundeshaus, unten die Aare, geradeaus die filigrane Kirchenfeldbrücke, das Historische Museum und dahinter die ganze Kette der Berner Alpen, und linkerhand eine Allee und dahinter das Casino und das Münster.

Ich erinnerte mich daran, am gleichen Ort mit Vierzig gestanden zu haben. Wie die Zeit so geht! Eben war ich ja 62 Jahre alt geworden, also 22 Jahre mehr als damals. Das interessiert die Aare tief unter mir aber wenig. Sie fliesst noch so wie eh und je, wie sie es schon seit Jahrhunderten und Jahrtausenden tut.

(leere Seite)

OPUS 11

**DIE STOCKPFLICHT
UND
ANDERE KURZGESCHICHTEN**

(Geschichten 11)

PAUL EDUARD

[as-print]

Copyright by Paul Eduard 2007

Dem Hobby (nicht der Arbeit) gewidmet

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
VORWORT	4 / 134
1 DIE STOCKPFLICHT	5 / 135
2 DAS WUNDER DES FRÜHLINGS	6 / 136
3 RETTERIN INDAY	8 / 138
4 BEAMTER IM HOCHSOMMER	12 / 142
5 DER PROPELLER	14 / 144
6 TEURES TANKEN	15 / 145
7 GLÜCKLOS	17 / 147
8 DER ZEITBUCHHALTER	19 / 149
9 DER VIRTUELLE MALER	20 / 150
10 DER BROCANTE	22 / 152
11 HAT DER KONTROLLEUR EIN BILLET?	23 / 153
12 RASENMÄHEN AM SONNTAG	24 / 154
13 OPEN SHOP SMILE	25 / 155
14 VERBORGENE TALENTE	26 / 156
15 DER ARZT UND SEINE GUTEN RATSCHLÄGE III	28 / 158
16 DER ARZT UND SEINE GUTEN RATSCHLÄGE IV	30 / 160
17 Der ZUG IST AUCH (M)EIN SCHLAFZIMMER	31 / 161
18 OSTERBLUMEN	32 / 162
19 FOCUS OR DIE	33 / 163
20 GLÜCKLICHE MENSCHEN	34 / 164
21 DER JAZZCLUB	35 / 165
22 MISS BEA - UNTER ZWEI MALEN	36 / 166
Bestellhinweis	37 / 167

VORWORT

Diese elfte Geschichtensammlung enthält wiederum kürzere und längere Erzählungen und Betrachtungen.

Es handelt sich um die erste Geschichtensammlung der zweiten Zehnerreihe.

Den Leserinnen und Lesern wünscht der Verfasser viel Vergnügen.

Bern, im Herbst 2007

Paul Eduard

1 DIE STOCKPFLICHT

Im vorletzten Winter war es eisglatt. Ich rannte den Berg hinunter. Meine Uhr war nicht genau. Ich wusste also nicht, ob ich zu früh oder zu spät für den Zug war.

Noch die letzte gerade Strecke – dann würde ich bei der Bahnhofunterführung ankommen, von der aus es bis zum Zug nur noch dreissig Sekunden war. Ich hörte schon, wie ein Zug in der Station einfuhr. Das konnte auch der Zug in die andere Richtung sein, und nicht meiner.

Also, vorwärts los! Noch schneller! Ich lief nun förmlich. Da passierte das Malheur. Ich glitt auf der glatten Strasse aus. Meine Mappe entglitt mir. Ich fiel auf mein rechtes Knie. Vor mir stand plötzlich ein grosser Lastwagen, der wegen mir gestoppt hatte.

Ich rappelte mich auf. Die Mappe war zum Glück nicht weit. Dann machte ich für den Lastwagen die Strasse frei. Ich humpelte langsam zur Station. Das rechte Knie schmerzte höllisch. Zum Glück war der Zug verspätet. Ich musste auf dem Bahnsteig sogar noch etwas warten.

Die Schmerzen im Knie gingen nicht weg. Ich kaufte mir in der Apotheke in Bärenstadt essigsaurer Tonerde, die ich auf die entzündete Stelle auflegte. Das tat gut. Mit der Zeit liessen die Schmerzen im Knie nach. Aber ich humpelte noch längere Zeit. Zum Arzt ging ich wegen dieser Bagatelle nicht.

Im letzten Winter habe ich aus diesem Vorfall gelernt. Ich hatte nun immer einen Stocken oder Stock bei mir, wenn ich zu Fuss von meinem Haus am Berg zur Bahnstation im Tal ging, um einen Zug zu erreichen. Auch verliess ich mein Haus etwas früher, um gemütlich gehen zu können. Mit dem Stock und meinen beiden Beinen bildete ich nunmehr auf dem Boden ein stabiles Dreieck, das mir selbst bei grösster Eisglätte genügend Halt gab. Den ganzen Winter durch machte ich keinen einzigen Sturz mehr.

Darum mein Vorschlag: Über Sechzigjährige – und dazu gehöre ich jetzt – müssen im Winter obligatorisch einen Stock bei sich haben, sofern sie sich ins Freie wagen. So können sie sich gegen glatte Stellen auf dem Weg schützen. Damit vermindern sie die Zahl der Unfälle, die sie erleiden könnten. Das würde auch die Unfall- und Krankenversicherungen freuen. Ferner hätten sie dank des Stocks eine gewisse Abwehrmöglichkeit, sofern sie von streunenden Hunden angegriffen würden. Es werden ja in unserem Land Kampfhunde gehalten, die eine Gefahr für die Öffentlichkeit darstellen, wenn sie aus dem Gewahrsam ihres Halters entkommen, was jederzeit und überall wieder passieren kann.

Nützt meine Anregung nichts, wäre eventuell diese Stockpflicht per Gesetz einzuführen. Es könnten in Altersheimen und Seniorentreffen Kurse durchgeführt werden, um die älteren Menschen in der richtigen Stockhaltung zu unterrichten. Ich könnte mich da als Zeuge eines selbst erlebten Vorfalls und als Instruktor zur Verfügung stellen.

Wer nimmt meinen Vorschlag auf? Er soll sich bei mir melden.

2 DAS WUNDER DES FRÜHLINGS

Der vergangene Winter war besonders hart gewesen. Ende März war der Schnee nochmals gekommen. Mitte April, an Ostern, was das Wetter kalt und unfreundlich. Die Natur getraute sich noch nicht, sich von ihrer frühlingshaften Seite zu zeigen. Die Bäume und Sträucher blieben noch kahl, in Wartestellung.

Und dann plötzlich dieser Wechsel. Am Wochenende nach Ostern war es so weit. Die Sonne schien nach Kräften. Die Lust war lau und warm. Der Frühling war da.

Als ich mich am Nachmittag zum Spaziergang aufmachte, sangen die Vögel um die Wette. Zuerst besuchte ich meinen eigenen Garten. Ich freute mich am satten Grün des Rasens. Unter dem grossen Apfelbaum blühten die Primeln in allen Farben. Ein Dornbusch blühte ganz weiss. Die Blüten verströmten ein dezentes Parfum, das an fröhliche junge Mädchen in weissen Rücken denken liess, die unter sich im Spiel vertieft waren.

Dann stieg ich den Berg hinan.

Rechts und links der schmalen Strasse hatte es Kirschbäume, die in voller Blüte standen. Es gab nur zwei Farben: Das Schwarz (oder Silber) der Stämme und das zauberhafte Weiss der Kirschblüten. Es schien, als wären die Bäume im Hochzeitskleid, festlich angezogen, der Herr im schwarzen Frack, die Dame im glänzend weissen Seidenkleid. Die grünen Blätter des Baumes waren hingegen noch ganz klein und kaum zu sehen.

Ich trat unter einen der grossen Bäume. Über mir die weissen Blütenbüschel, immer mehre an einem Ast. Jede Blüte hatte fünf weisse Blättchen und ein gelbes Innere mit den feinen Samenstengeln. Der Blütenballen duftete. Das Parfum war sanft und unaufdringlich. Ich sah nur Blütenbüschel, Äste und den tiefblauen Himmel, wo ich auch nach oben blickte.

Ich zog weiter den Berg hinauf. Ich kam zu einem Abschnitt des Strässchens, an dem die Kirschbäume auf beiden Seiten wie Spalier standen. Die weisse Pracht nahm mich ganz gefangen. Ich konnte mich an dieser von der Natur gespendeten Schönheit kaum satt sehen.

Ich dachte zu mir: ‚Das ist alles kostenlos. Jeder Mann und jede Frau kann sich an diesem Wunder erfreuen. Nur ist es von kurzer Dauer. Es dauert vielleicht eine Woche, und dann ist es schon wieder für ein ganzes Jahr vorbei.‘

Ein zweiter Gedanke kam mir: ‚Es ist so schade, dass in unserer schönen Vorjura- gegend die hochstämmigen Kirschbäume dezimiert werden. Als ich Kind war, vor fünfzig Jahre, erinnere ich mich an die Kirschblüte bei uns, die ganze Völkerscharen aus überall der schweiz anzog. So wunderbar und prächtig war das. Doch heute stehen nur noch ein Drittel der Kirschbäume von damals, Tendenz weiter abnehmend. Diese alten Kirschbäume mit den langen Stämmen sind schlecht fürs Pflücken. Das ist noch reine Handarbeit, und damit teuer. Darum kommt der Ersatz mit kurzstämmigen Bäumen, die vom Boden aus gepflückt werden können, oder die man einfach schüttelt, und schon sind die leckeren Kirschen am Boden. Wie schade,

dieser Fortschritt! Er vermindert unser Vergnügen im Frühling, wenn die grossen alten Kirschbäume zerstreut über das ganze Land ihre weisse Pracht darbieten.'

Mit diesen schweren Gedanken war ich bereits im zartgrünen Wald angelangt. Die Buchen waren teils schon ganz grün. Die neuen, frischen Blätter fühlten sich samt an. Sie waren noch sehr hell in ihrer Farbe, mit einem starken Zug ins Gelbliche. Einzelne Bäume hatten noch nicht wirklich ausgeschlagen. Die neuen Blättchen kündigten sich erst an oder standen gerade im Begriff gebildet zu werden. Es war faszinierend, diesem Prozess von nahe zuzusehen. Mit einer Kamera lässt sich diese Entfaltung der einzelnen Blättchen über Tage filmen, und kann dann im Schnellzugstempo wiedergegeben werden. Wie ingeniös ist die Natur! Zuerst werden zwei Buchenblättchen gebildet. Dann kommen aus dem gleichen Austrieb zwei weitere dazu. Es geht nicht lange, und schon ist das Dach des Frühlings, wie ich das dichte Blättermeer der Buchen gerne nenne, schon fertig installiert. Eine Sache von wenigen Tagen, stimmt die Tageslänge und die Wärme.

Der erste Spaziergang im frischen Buchenwald ist eine reine Freude. Jeder Baum, ob gross oder klein, hat sich für das Fest des Frühlings neu ausstaffiert. Einige Nachzügler kommen erst. Das Gros der Buchen hat ihr Blätterdach aber schon ganz entfaltet, das sie und uns bis in den Spätherbst begleiten wird.

3 RETTERIN INDAY

Am Tag, an dem Tarnuzzer auszog, um den bösen Schweizer im Pfahlbaudorf zu treffen, hatte Inday frei, ohne dass sie das wirklich gewünscht hätte.

Das Flugzeug, mit dem sie am Morgen normalerweise von Phuket nach Bangkok flog, war von den Behörden Thailands requiriert worden, um Opfer und ihre Angehörigen aus dem Katastrophengebiet am Unfer des Indischen Ozeans auszufliegen.

So hatte die Stewardess frei. Sie ging zu ihrem kleinen Auto, stieg in es und fuhr zurück ins Hotel auf der Anhöhe, das ihr Bruder betrieb. Sie wollte sich mit Reto treffen. Er war ja in den Ferien und hatte bestimmte Zeit, mit ihr an den Strand zu gehen.

Ihre Enttäuschung war gross, als sie das Zimmer Tarnuzzers leer vorfand. Sie fragte den Bruder, wo denn Reto stecken könnte. Er gab ihr zur Antwort, der Kommissar im Sondereinsatz sei kurz nach dem Frühstück mit seinem Mietauto losgefahren. Er sei zufällig zur Stelle gewesen, als Tarnuzzer im Parkplatz eingetroffen war. „Wo wollen Sie hin?“ habe er gefragt. Der Schweizer habe ihm zur Antwort gegeben, dass er an die Südküste fahren, um einen Landsmann zu treffen, der in einem Beach Club lebe und mit dem er ein Hühnchen zu rupfen habe.

Indays Herz zog sich zusammen, als sie dies hörte. „ich muss weg! Ich muss ihn suchen!“ waren ihre hastig ausgestossenen Worte, die der Bruder noch hörte. Dann sass Inday schon in ihrem kleinen Japanerauto und brauste los.

“Pass auf!“ schrie ihr der Bruder nach, ohne dass sie das noch hören konnte. Seit seine Mutter gestorben war, liebte der Bruder seine Schwester noch mehr als zuvor. Sie war der einzige Mensch auf dieser Erde, dem er restlos vertraute. Würde seiner Schwester etwas zustossen, würde er sie rächen. Das stand für den Bruder seit jeher fest. Dabei würde sein eigenes Leben keine Rolle spielen.

Nach einigen scharfen Kurven, bei denen Inday die ganze Fahrbahn ausnützte, kam sie in der Ebene nahe dem Meer in die Hauptstrasse, die rund um die Insel führte. Es hatte zum Glück nicht viel Verkehr. Die Stewardess kam gut vorwärts. Den Beach Club, von dem ihr Bruder gesprochen hatte, kannte sie vage. Ein total herunter gekommenes Camp, von Junkies bewohnt, war alles, was ihr dazu einfiel.

Die zerschliessene Anzeigetafel des Paradise Beach Club kam in Sicht. Inday bremste ab. Sie wollte die Einfahrt zum Camp nicht verpassen. Da war es! Ein lehmiger Weg führte nach rechts hinunter zum Strand, wo der Beach Club sein musste. Die Stewardess war noch nie dort gewesen.

Hütten kamen in Sicht, die verlassen in der bleiernen Mittagshitze brüteten. Kein Mensch war zu sehen. Inday stellte ihr Auto auf dem Festland ab. Sie stieg aus und schloss das Fahrzeug. Man musste ja hier sicher aufpassen. In der Hand hielt Inday eine Tasche, in der ihr Revolver lag, den sie im Flugzeug immer dabei hatte. Er war entsichert. Flugs war sie auf dem Holzsteg, der zu den Hütten führte.

In eine, der Pfahlbauten hörte sie plötzlich Lärm. Ein Mann sprach laut und grob zu

einer Frau. Es war weder thailändisch noch englisch. Das musste der Schweizer sein, der seine Frau anbrüllte, ging es Inday durch den Kopf. Sie nahm die Waffe aus der Tasche und hielt sie nun in ihrer rechten Hand. Schiessen konnte sie, und erst noch genau. Ihre Fluggesellschaft legte darauf Wert.

Mit dem rechten Fuss trat die die Türe der Pfahlbauhütte ein, aus der der Lärm gekommen war. Ein vierschrötiger bleicher Mann mit rotem Gesicht, eine Schnapsflasche in der Hand, trat in den Türrahmen. „Was wollen Sie?“ schrie er. „Ich will heute keinen Besuch. Zuerst dieser Schweizer. Und nun Sie. Was soll das?“

„Ich suche Herrn Reto Tarnuzzer“, sagte Inday in tadellosem Englisch. „Wo ist er jetzt?“

„Das geht Sie einen Dreck an“, lallte der Besoffene zurück. „Er ist gekommen. Er ist wieder gegangen. Das ist alles.“

„Vor wie langer Zeit?“

„Vor wenigen Minuten. Haben Sie ihn am Strand nicht getroffen? Sein Mietauto muss noch dort stehen.“

Inday starrte angestrengt zum Strand. „Ja, da war es! Tarnuzzers Mietauto, das er in den Schatten unter die Palmen gestellt hatte. Es wurde ihr leichter ums Herz. Dort musste er sein!

Sie machte rechtsumkehrt und ging den Steg zurück zum Festland, wo beide Autos standen. Der betrunkene Mann hatte schon wieder die Türe zu seiner Hütte zugeworfen. Er musste am seiner nächsten Whiskyflasche sein.

Ein Kind, das Inday beim Herkommen nicht gesehen hatte, das ausser einem Paar Shorts nichts trug, versperrte ihr auf dem Steg den Weg. Es war ein kleines thailändisches Mädchen.

„Geh mir aus dem Weg!“ schnauzte sie Inday an. „Ich habe es pressant“.

„Was Sie suchen, ist nicht auf dem Festland“, sagte die Kleine mit fester Stimme. „Es ist im Wasser. Ich habe gesehen, wie der böse Mann von der Hütte einen Baseballschläger auf den Kopf des weissen Mann niedersausen liess, der ihn zuvor besuchen gekommen war“.

Inday antwortete nicht. Ihre Augen suchten das seichte Wasser links und rechts des Stegs ab. Da war es! Da war Reto! Etwas trieb im Wasser, und darum herum war dieses ganz rot. Das musste das Blut sein, das aus der Kopfwunde ihres Freundes floss!

Nun war kein Halten mehr für Inday. Sie stellte ihre Tasche neben die Kleine. Dann kletterte sie eine baufällige Leiter hinunter, die vom Steg in das Wasser führte. Sie sank bis zur Hüfte in dieses ein. Mit grossen Schritten näherte sie sich dem treiben den Gegenstand. Es war Reto, der mit dem Rücken nach oben im Wasser lag. Endlich war sie bei ihm. Mit einer wilden, ja animalischen Kraftanstrengung, die man

Inday nicht zugetraut hätte, drehte sie Reto auf den Rücken, fasste ihn bei den Armen und legte ihn auf ihren Rücken. Dann schleifte sie ihn zum Ufer, das etwa zehn Meter entfernt war. Dort liess sie den schweren Mann erschöpft auf den Sand plumpsen. Reto sah Inday mit starren Augen an. War er schon tot?

Das kleine Mädchen war mit der Tasche der vornehmen Dame gefolgt. Es legte sie neben sich auf den Sand. Dann sah die Kleine ganz gebannt zu, wie Inday versuchte, den ertrunkenen Mann wieder zum Leben zu erwecken. Sie tat das so professionell, wie sie es unzählige Male in den Nothelferkursen bei Ihrer Fluggesellschaft geübt hatte. Dazu gehörte auch, dass sie versuchte, Luft durch Retos Mund in seine Lungen zu blasen, wobei sie zugleich mit ihren Händen seine ausgestreckten Arme in der Mitte zusammenhielt und dann auf die beiden Seiten auseinander zog, bis sie den Sandboden berührten.

Da geschah das Wunder. Reto hustete, erbrach, begann zu atmen. Er öffnete seine Augen, die er sofort wieder schloss. Das grelle Sonnenlicht störte ihn.

Er war gerettet! Inday hielt sich die Hände vor den Kopf und weinte. Die Kleine spielte mit ihren Haaren, um sie die schöne Dame zu trösten.

Doch da fasste sich Inday rasch. Der böse Schweizer konnte jeden Moment zurückkommen. Es galt nun, Reto so rasch als nur möglich von hier wegzubringen.

Sie zwang Reto aufzustehen. Sie stützte ihn, als sie zusammen zu Indays Auto wankten, Reto halb in den Armen von Inday. Die Kleine kam mit. Sie trug die Tasche der feinen Dame zum Auto.

Es gelang Inday, Reto auf die hintere Bank ihres kleinen Autos zu hieven. Dort sass er halb, dort lag er halb, immer noch ganz benommen und schwer atmend. Das Blut lief immer noch von seiner klaffenden Wunde im Kopf herunter.

Inday setzte sich ans Steuer ihres Autos. Die Kleine gab ihr die Tasche zurück. Sie bekam von Inday ein bezauberndes Lächeln. „Wie heisst Du denn?“

„Riva“ antwortete die Kleine. „Meine Mammi ist Thailänderin und der Vater war ein Italiener, der ab nicht mehr hier ist.“

„Ich komme zurück und kümmere mich um Dich“ beschied ihr Inday. „Jetzt muss ich aber weiter. Hier hast Du Deinen Finderlohn“ – sie entnahm ihrer Tasche eine grosse Baht-Banknote – „gib das Deiner Mamma. Sie soll Euch was Gutes kaufen!“

In der Weite sah Inday den bösen Schweizer, der drohend über den Steg wankte, immer näher kommend.

„Tschüss!“ war das letzte Wort, mit der sich Inday von der Kleinen verabschiedete. Sie gab Gas. Reto musste von ihr so schnell wie nur möglich in das Inselspital gebracht werden. Vielleicht hatte er einen Schädelbruch.

Die Kleine blieb wie starr am Strand stehen. Sie sah dem Auto nach. In der Hand hielt sie immer noch die grosse Banknote. Dann wurde sie sich gewahr, dass der

böse betrunkene Mann schon ganz nahe bei ihr war, fast auf dem Festland. Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen und lief in Windeseile in den Palmenhain hinein, der den weissen Sandstrand säumte.

Der böse Mann suchte ihr zu folgen, fiel aber schon nach wenigen Metern in das seichte Wasser nahe dem Strand, der Länge nach. Er war ja stockbesoffen.

Einen Moment blieb er dort liegen, der Kopf nach unten im Wasser. Doch dann rappelte er sich wieder auf. Das Kind war längst verschwunden.

Fluchend drehte sich der Mann um, wieder dem Steg und seiner Hütte zu. Dort würde ihn die nächste Flasche billigen Whiskys erwarten, zum Schrecken seiner Frau und seiner vielen Kinder, die seine Wutanfälle und seine wahllosen Schläge fürchteten.

4 BEAMTER IM HOCHSOMMER

Kürzlich fuhr ich mitten im Hochsommer mit einem Bus in der Stadt Bern an einem Verwaltungsgebäude der Schweizerischen Eidgenossenschaft vorbei, die hierzulande auch „Bund“ genannt wird.

Was sah ich da?

Eine Art neues Erkennungszeichen für einen Beamten, der in der zweiten Julihälfte, wenn fast alle Mitarbeiter des Bundes Ferien haben, dem Büro und der Arbeit treu bleibt.

Die Jalousie in seinem Büro war fast ganz heruntergezogen. Fas heisst im Hochsommer nicht, dass der Beamte abwesend ist. Nein, das signalisiert bloss, dass der besagte Bundesdiener bei 34 Grad im Schatten ohne Air Conditioning in seinem Büro ausharrt.

Es war also nicht der heruntergezogene Rollladen, der das Besondere am Büro dieses Beamten im Hochparterre des grossen Verwaltungsgebäudes darstellte, an dem mein Bus gerade vorbei fuhr.

Nein, das Spezielle war etwas Anderes.

Der besagte Beamte hatte seine persönliche Flagge auf dem Fenstersims gelegt: Links ein azurblaues Badtuch, rechts eine ebenfalls blaue Badehose. Die beiden Badeutensilien waren vom Beamten offenkundig zum Trocknen auf den Blechsims gelegt worden.

Was wissen wir nun also alles über den Beamten X, der im dritten Büro von rechts im Erdgeschoss des Bundes Verwaltungsgebäudes Y in Bern tätig ist?

1. Dieser Beamte hat keine Ferien. Er harrt auch bei grösster Hitze im Juli im Büro aus und versucht zu arbeiten.
2. Dieser Beamter war über Mittag in der Badeanstalt Marzili, die ganz nahe von seinem Büro liegt. Dort hat es mehrere Schwimmbecken und die Möglichkeit, in der Aare ein Erfrischungsbad zu nehmen und sich in ihr treiben zu lassen.
3. Dieser Beamter ist aus dem Marzilibad zurück. Kommt ihn also ein Kollege aus einem anderen Verwaltungsgebäude des Bundes besuchen, weiss er dank dem Badtuch und der Badehose, dass sein Freund und Kollege Hans Müller (Name erfunden) nicht mehr im Schatten des Freibades döst.
4. Dieser Beamte ist sehr sauber und gewissenhaft. Er ist so von seiner Mutter oder seiner Frau erzogen worden. Das Badtuch und die Badehose werden von ihm nicht achtlos in einem Plastiksack im Büro aufbewahrt (in dem sie zu stinken beginnen), sondern fein säuberlich an der Aussenseite seines Büros in die Sonne gehängt und getrocknet. Damit ist auch ein sparsamer Umgang mit der Energie dokumentiert, die diesen Beamten auszeichnet.

5. Das Badtuch und die Badehose könnten auch ein Erkennungszeichen für einen Kollegen oder eine Freundin dieses Beamten sein des Inhalts: „Ich bin jetzt im Büro, komme aber nach der Arbeit bei vorbei oder mit Dir in den Ausgang. Im Zeitalter von Mobiltelefonen, die von allen möglichen Leuten abgehört werden, ist eine Kommunikation via ausgestellter Badeutensilien eventuell doch viel sicherer und erst noch billiger.

6. Schliesslich könnte das Trocknen von Badetuch und Badehose am Nachmittag bedeuten, dass der besagte Beamte um 4 oder 5 Uhr abends, wenn er sein Büro verlassen kann, nochmals ins Marzili baden gehen möchte. Dafür braucht er ein trockenes Badtuch und eine trockene Badehose.

Es lässt sich also zusammenfassend feststellen, dass wir es hier mit einem guten Beamten zu tun haben. Er geht mit seinen Ressourcen haushälterisch um. Er liebt Ordnung und Sauberkeit. Er ist sportlich und zut etwas für seine Gesundheit, sogar über Mittag. Seine klare Anordnung von Badtuch und Badehose zeigt, dass er an genaues und methodisches Arbeiten gewöhnt ist.

Kurzum, ich könnte diesen Mann eigentlich nur weiterempfehlen.

Sind Sie, verehrte Leserin, verehrter Leser, auch dieser Auffassung?

5 DER PROPELLER

Bei diesem Hochsommer, den wir dieses Jahr wieder erleben dürfen, ist jede Kühlung willkommen.

Das führt dazu, dass ich riesige Mengen Mineralwasser kaufe. Die praktischen Six-packs stehen in meiner Küche am Boden. Flasche um Flasche wandert in den Kühlschrank. Von dort kommt das kühle Nass in ein Glas, in das ich zusätzlich noch Eiswürfel gebe. Dann schütte ich diese köstliche Mischung meinen Rachen hinunter. Literweise. Im Sommer soll man ja viel trinken.

Eine andere Wohltat ist es, wenn ich im Schatten auf meiner Terrasse sitze, die überdacht ist. Ich habe von dort eine wunderbare Aussicht in eine sonnenbeschienene Parklandschaft, die aus dem Garten von mir und meinem Nachbar gebildet wird.

Noch besser wird meine Musse im Schatten meiner Pergola, wenn ich den Fan anstelle, der gerade über meinem Kopf an der Decke montiert ist. Kommt dieser Propeller in Fahrt, genieße ich ein herrliches Lüftchen. Es weht mich nicht gerade weg. Aber die Propeller ist stark genug, dass ich mich ganz wohl und erfrischt fühle, auch wenn die Sonne am Zenith steht und die ganze Gegend in der Hitze versinkt.

Mein Propeller, den ich auf die Stufen eins, zwei oder drei stellen kann, macht mir mein Leben in den Sommertagen im Juli und August weil angenehmer.

Es ist die Zeit, wenn im Fernsehen und in den Zeitungen von den *Hundstagen* die Rede ist. Das französische Wort *canicule* bringt diese Hitzezeit auch gut zum Ausdruck.

Kein Mensch, der im Schatten ist, möchte an die Sonne gehen. Jeder Mensch, der der Sonne ausgesetzt ist, möchte möglichst schnell wieder in den Schatten zurück. Es ist die Zeit, wenn mein Auto, das ich am Bahnhof stehen lasse, im Innern geradezu kocht, wenn ich vom Zug zurückkomme. Das Thermometer zeigt 36 oder 37 Grad Celsius an. Die Luft ist zum Schneiden heiss. Dann muss ich meinen Personenwagen zuerst lüften, bevor ich einsteigen kann.

Auch die Züge können irrsinnig heiss sein. Die Lokalzüge verfügen über keine Kühlung. Kunststück, dass es dann ganz heiss ist in ihnen, auch wenn alle Fenster geöffnet sind. Kürzlich stieg ich in Olten in den Zug. Da war eine ganze Gruppe von Bahnbediensteten im Zug, die nach Hause fuhren. Ein lustiger Kerl unter ihnen rief immer wieder: „Köbi, stell die Heizung ab! Merkst Du nicht, dass es Hochsommer ist?“ Allgemeines Gelächter.

Noch schlimmer ist es, wenn die grosse Hitze mit einer hohen Luftfeuchtigkeit gepaart ist. Dann schwitzen wir alle vom Morgen bis zum Abend. Der Schweiß rinnt nur so von der Stirne herunter. Ich nehme in dieser Situation mehrere Duschen im Tag. Das bringt mir dann immer wieder eine kurze Periode der Kühlung und des Wohlbefindens. Dann gehe ich wieder hinaus in meine Pergola, sitze im Schatten, drehe den Propeller des Fans an und genieße im Schatten die wunderbare Aussicht, ein Glas Mineralwasser mit Eis in der Hand. Was gibt es Besseres?

6 TEURES TANKEN

Vor einigen Tagen war es wieder so weit: Der Benzinstandsmesser meines Autos befand sich im roten Bereich. Das heisst, dass mein Wagen nur noch einige zehn Kilometer fahren kann und dann den Geist aufgibt. Mangels Benzin.

So musste ich mich dazu bequemen, auf meiner Fahrt nach Hause die nächste Tankstelle anzusteuern. Es war Sonntagnachmittag. Die AVIA-Tankstelle, bei der ich zufällig landete, war unbedient.

Benzintanken kann ich im Schlaf. Alle Handgriffe sind schon Hunderte von Malen von mir gemacht worden. Da alle Leserinnen und Leser dieses Ritual auch kennen, erspare ich ihnen die Details.

Die grosse Überraschung kam am Ende. Ich hielt die Quittung meines Benzinkaufes in meinen Händen. Normalerweise beachte ich diesen Zettel gar nicht.

Dieses Mal studierte ich den Ausdruck, der vom Zahlgerät zwischen den Zapfsäulen ausgespuckt worden war, ganz genau.

Ich hatte 69,74 Liter Bleifreibenzin getankt zum Literpreis von 1.77 Franken. Das machte insgesamt 123.45 Franken.

Für mich war es das erste Mal in meinem Leben, dass ich in der Schweiz für über 120 Schweizerfranken getankt habe. Auch dürfte der Literpreis von 1.77 Franken für mich einen Rekord darstellen.

Ich erinnere mich noch gut an die Zeiten – und das ist nur wenige Jahre her – in denen der Literpreis Bleifrei 95 Oktan um die 1.30 Schweizerfranken kostete. Noch länger zurück ist die legendäre Zeit des Säulenpreises von 1 Franken pro Liter Benzin.

Damals war die Schweiz noch ein Eldorado billigen Benzintankens gewesen. Die Ausländer kamen in unseres Land, um billig zu tanken, günstige Zigaretten zu kaufen und gute Milkschokolade dazu. Da hatte diese Dreierkombination noch hervorragend funktioniert.

Und was haben wir heute?

Der Benzinpreis klettert gegen zwei Franken pro Liter Superbenzin. Der Preisabstand zum umliegenden europäischen Ausland schmilzt.

Die Zigaretten werden in der Schweiz auch immer teurer. Ob es sich da noch gross lohnt, dass Franzosen, Deutsche und Italiener in die Schweiz reisen, um stangenweise Zigaretten zu kaufen, ist nicht mehr so sicher.

Die Schweizer Milkschokolade ist immer noch gut. Man kann sie teuer oder billig kaufen. Es ist aber zu sagen, dass es auch im Ausland sehr gute Schokoladen gibt. Es muss also nicht immer Schweizer Schokolade sein.

Die traditionellen Schweizer Trümpfe stechen also nicht mehr so gut. Die Schweiz wird immer mehr zu einem europäischen Normalfall.

Ich das gut oder schlecht? Ich masse mir da kein Urteil zu. Unauffällige Normalität hat auch seinen Reiz.

Was passiert, wenn der Benzinpreis über 2 Franken pro Liter liegen wird? Kommt es dann zu einer massenweise Flucht aus dem Auto?

Werden wir dann alle Zug und Velo fahren? Das wäre schon heute keine schlechte Idee, da viele Autobahnen chronisch überlastet sind.

Aber eben, setzt bei 2 Franken pro Liter Benzin das grosse Autosterben ein?

Es wird ja immer noch gerätselt, weshalb vor ungefähr zehntausend Jahren die riesigen Dinosaurier plötzlich ausgestorben sind. War der Grund eine Klimaänderung? Wir wissen es nicht. Aber irgendein aussergewöhnliches Ereignis oder eine epochale Veränderung muss schon passiert sein.

Die Frage ist nun, ob ein Benzinpreis von über 2 Franken ein epochales Ereignis bzw. eine einschneidende Veränderung des Umfeld des Homo sapiens heveticorum darstellt, dass die Schweizerinnen und Schweizer ihrer grossen Liebe Auto plötzlich *en masse* entsagen, ganz einfach, weil dieser Luxus und Spass unbezahlbar wird.

Ich glaube nicht, dass 2 Franken pro Liter diesen Rückzug aus dem Auto einläuten wird. Aber es kann schon sein, dass mehr Menschen als je zuvor in unserem Land die Rechnung genau machen, wieviel ihr Auto pro Jahr effektiv kostet, alles eingerechnet, und den klugen Schluss ziehen, fortan auf dieses Fortbewegungsmittel zu verzichten.

Ich könnte auch dazu gehören. Aber ich berichtete erst dann darüber, wenn es soweit ist. Bei 2.50 oder 3 Franken der Liter Superbenzin?

7 GLÜCKLOS

Es gibt Wörter mit einem seltsamen Doppelsinn. Eines davon steht in der Titelseile dieser Kurzbetrachtung.

Glücklos. Das ist ein Los, das gewinnt. Wer das Glücklos gezogen hat, gewinnt ein Vermögen. Momentan grassiert das Lotteriefieber in mitteleuropäischen Breiten. Es gibt neu die *Euromillions*. Ich kaufe ein Los für einige Franken und gewinne dann fünfzig oder mehr Millionen Euros. Fantastisch. Wunderbar. Habe ich die richtige Zahlenkombination (sechs aus Fünfzig) erwischt, und dazu noch zwei Zusatzzahlen auch richtig angekreuzt, winken mir diese vielen Millionen. Fürwahr ein Glücklos. Ich bin dann ein Glücksprinz. Über Nacht habe ich Tausende neuer Freunde in ganz Europa, ja der Welt. Ich vertausche mein bescheidenes Haus gegen einen Palast. Ich bekomme pro Woche 1'000 und mehr Bettelbriefe. Ja, wie alles, auch reich sein hat seine Nachteile.

Glücklos. Das ist ein Mensch, der kein Glück hat. Der nie Glück hat. Der erfolglos durchs Leben geht. Immer scheitert. Nie gewinnt.

Es ist nicht einmal schwierig, Glücklos und glücklos miteinander zu verbinden. Die einfache Geschichte geht so:

Roland Winter hat immer Pech im Leben. Jetzt gerade ist er ohne Arbeit. Die Arbeitslosenversicherung duldet ihn noch in ihrer Kartei. Pro Monat bekommt er 2'000 Franken, was ihm knapp zum Leben reicht.

Mit dem letzten Geld kauft er sich Ende Monat ein Eurolos. Er füllt drei Zahlenkombinationen aus. Einfach so. Ohne Plan. Dann bringt Winter den Lottoschein zum nächsten Kiosk. Frau Savoni, die Kiosakfrau, wünscht dem Arbeitslosen viel Glück.

Winter steckt den Empfangsschein der Lottoannahmestelle in die Innentasche seiner Jacke. Dann ging er ein Bier trinken.

Am nächsten Tag brachtw Winter mehrere Sachen in die Chemische Reinigung. Ein Luxus, der ihm aus früherer Zeit noch geblieben war. Darunter befand ich auch der Veston.

Der grosse Tag der Ziehung der *Euromillions* kam. Winter machte sich keine Illusionen. Normalerweise gewann er nie. Aber war es nicht möglich, dass es gerade dieses Mal anders war? Jede der abermillionen Zahlenkombinationen, die angekreuzt werden, hat am Ziehungstag die gleichen Chancen. Die Kugeln können gerade so fallen, das *meine* Kombination von sechs Zahlen die Richtige ist.

So war es an diesem Tag bei Winter. *Seine* Zahlenkombination hatte in der Tat gewonnen. Er rannte nach Hause. Winter suchte fieberhaft seinen Lottozettel, den er doch... Da kam ihm in den Sinn, dass dieser Lottoempfangsschein im Veston steckte, der seinerseits in der Chemischen Reinigung war. Welch ein Unglück!

Am nächsten Morgen war Winter schon um acht Uhr in der Chemischen Reinigung. „Wo haben Sie mein Glücklos?“ fragte er Frau Savoni mit zittriger Stimme.

“Ich weiss es nicht, sagte sie wahrheitsgemäss. „Hier sind Ihre gereinigten Sachen. Sie kosten 45 Franken“.

Winter zahlte. Dann stürzte er sich auf den Veston. Der Lottoempfangsschein! Er musste doch immer noch in der Innentasche des Vestons sein!

Nein, dort war er nicht mehr. Etwas zerkrümeltes Papier. Mehr war nicht mehr vorhanden.

Winter ging mit gesenktem Kopf nach Hause. Er hatte tatsächlich nie Glück. Selbst sein Glücklos hatte ihm kein Glück gebracht.

Er war und blieb ein glückloser Mensch.

8 DER ZEITBUCHHALTER

Die Zeit ist ein kostbares Zeit. Das wissen wir alle. Sie verrinnt aber nur so zwischen unseren Händen. Wir können sie nicht anhalten.

Dazu kommt, dass die Zeit mit zunehmendem Alter viel schneller zu vergehen scheint. Das könnte seinen Grund darin haben, dass einem grossen Bestand bereits gelebter Zeit eine kleine Zeitmenge angehängt wird, die uns notwendigerweise kurz erscheinen muss.

Das unablässige Vergehen der Zeit wird mir in Dorf, in dem ich lebe, auch durch die Turmuhren der protestantischen und katholischen Kirche eingehämmert, die alle Viertelstunden schlagen. Tagein, tagaus. Jahr für Jahr. Manchmal hätte ich Lust die Kirchen aufzufordern, diese Uhrwerke anzuhalten. Warum muss ich jede Viertelstunde daran erinnert werden, dass die Zeit unablässig vergeht?

Eine neue Manie ist in den Firmen ausgebrochen. Sie verfügen nun alle über Zeiterfassungssysteme. Das geht so: Ich erledige im Büro eine Arbeit, die mich zum Beispiel während dreissig Minuten in Atem hält. Dann gehe ich in meinem Computer ins Zeiterfassungssystem. Dort gebe ich den Kunden, die Art der geleisteten Arbeit, das Datum und die aufgewendete Zeit ein. Das System rechnet dann Ende Monat genau aus, wieviel dieser Kunde meiner Firma schuldet.

Es gibt nun das Problem, dass ich zeitweise nicht so viel Arbeit habe. Dann ist es so, dass mir das Zeiterfassungssystem den Spiegel vorhält. Ich kann ja nur die Stunden ins System eingeben, die ich auch tatsächlich gearbeitet habe. So kann es dazu kommen, dass ich nur wenige Kundenstunden im Monat habe. Die Rechnung, die meine Firma diesem Kunden stellen kann, fällt klein aus. Damit bin ich für meine Firma zu wenig rentabel.

Das ist nicht gut. Ich schneide schlechter als meine Kollegen ab, die in der gleichen Firma arbeiten, und andere Kunden haben. Ich muss feststellen, dass meine Kollegen mit ihren Kunden viel mehr Arbeitsstunden aufschreiben können.

Der Drang, seine Zeit optimal zu nutzen, greift dann in die Freizeit hinüber. Ich will an einem Abend während der Woche und am Wochenende meine Zeit mit möglichst viel Aktivitäten füllen. Fast ist es so, als würde ich ein Freizeit-Zeiterfassungssystem ausfüllen, wenn nicht im Computer, so wenigstens in meinem Kopf. Wehe, wenn ich an einem Samstagnachmittag einfach gar nichts tun würde! Das gäbe keine Stunden, die ich einem „Kunden“ zuordnen bzw. belasten kann. Ich rentiere so nicht, nicht einmal in meiner Freizeit.

Ist also mein Programm immer voll, im Büro und in meiner Freizeit, ist alles gut. Oder fast alles. Es kann dann doch sein, dass die gut geölte Maschine Mensch plötzlich nicht mehr will. Herzinfarkt, heisst es dann in der Todesanzeige. Etwas, das ich eigentlich vermeiden möchte.

Darum: Vollkommene Zeiterfassung hin oder her, etwas Gemütlichkeit und Musse muss bleiben. Einfaches Sein. Eine zwei Stunden im Büro- oder im privaten Zeiterfassungssystem, wo ich nichts Produktives tue. Oder sehe ich das falsch?

9 DER VIRTUELLE MALER

Nach meinem Grossefolg, den ich meinem *Virtuellen Schriftsteller* geerntet habe – wer erinnert sich nicht an meine erste Geschichte in Opus 1? – möchte ich eine weitere Berufsgattung mit Zukunftschancen lancieren: Den virtuellen Maler.

Ein virtueller Maler ist ein Mensch, der gerne zeichnen oder malen würde, dieser Neigung aber bewusst nicht nachkommt. Dieses Talent, das in ihm schlummert, wird unterdrückt.

Das hat für den betroffenen Menschen den Vorteil, dass er keine Zeit für Malen, Zeichnen und andere gestaltende Aktivitäten aufwenden muss. Der Nachteil ist, dass dieser virtuelle Maler nie ein berühmtes Bild schaffen wird.

Der Verzicht des virtuellen Malers hat für alle Maler und Bildhauer, die schon gestaltend tätig sind, den Vorteil, dass sie von keiner neuen Konkurrenz bedroht sind. Es gelten ja die Gesetze des Marktes, überall: Je weniger Angebot, desto höher die Nachfrage. Kunstmaler müssen mir also danken, dass ich ihnen mit meiner neuen Gattung des *virtuellen Malers* viele potentielle Berufskollegen vom Leibe halte.

Es ist so, dass ich mir auch für den Berufszweig des *virtuellen Malers* viel Aktivitäten ausgedacht – bzw. ausgemalt – habe.

Um den vielen virtuellen Malern, die es gibt, eine Heimstatt zu bieten, braucht es zuerst einmal einen Verband der virtuellen Maller (VVM). Die Mitgliedschaft beim VVM kostet nur 50 Schweizerfranken pro Jahr. Mitglied beim VVM kann werden, wer sich verpflichtet, künftig keine Leinwand je (mehr) mit Farbe zu bepinseln und/oder auf keinem Blatt Papier mit künstlerischer Absicht zeichnen oder malen. Das sind nur zwei Beispiele aus einer weiten Bandbreite von Ausdrucksformen, auf die das potentielle VVM-Mitglied bewusst verzichtet. Sollte allerdings ein Mitglied des ab-Trünnig werden, d.h. sich dem gestaltenden künstlerischen Ausdruck neu oder wieder zuwenden, wird er ohne jede Warnung oder Mahnung sofort und für immer aus dem Verband ausgeschlossen.

Der Verband macht es sich auch zur Pflicht, seinen Mitgliedern Etwas zu bieten. Jedes Jahr gibt es in der Kunsthalle der Stadt Z. eine Ausstellung, an der nur virtuelle Maler teilnehmen können. Der grosse Saal der Kunsthalle hängt dann voller weisser Blätter und roher Leinwände, die immerhin mit einem Titel und dem Namen des Künstlers versehen sind. Ein Beispiel: Das Werk Nr. 1 gerade beim Eingang der Halle, das von Sigismund Bleich stammt und den romantischen Titel trägt „Kuss im Rosengarten“. Das Werk ist zwei Meter lang und ein Meter breit. Der Rahmen ist massiv. Er ist weiss angemalt. Die ganze Fläche des Bildes besteht aus roher, gelbbrauner Leinwand. Dieser Werk war an der ersten VVM-Ausstellung ein wahrer Renner.

Um die ausgestellten Werke richtig zu würdigen, gibt es einen Katalog, den ein sehr bekannter Kunstkritiker verfasst hat. Zu jedem der 100 ausgestellten Bilder gibt es ein Foto, Werkangaben und eine einfühlsame Beschreibung. Nehmen wir das Beispiel des erwähnten Werkes Nr. 1:

Kuss im Rosengarten

2.00 m x 1.00 m, Rahmen weiss, bespannte Leinwand (roh)

*Künstler: Sigismund Bleich (*1954)*

Dieses Werk besticht durch seine formale Einfachheit und intensive Ausstrahlung. Der Betrachter, der sich in dieses Meisterwerk der virtuellen Malerei vertieft, kann sich selbst vorstellen, was in diesem Garten voller Rosen vorgeht. Der erste Kuss der Heldin und des Helden weist eine expressive Sinnlichkeit auf und bringt das ungestillte Verlangen beider Protagonisten nach körperlicher Vereinigung sehr gut zum Ausdruck.

Schätzpreis (ohne Gewähr): 50'000 Fr.

Doch das ist noch nicht alles. Es gibt auch Führungen durch unseren bewährten Kunsthistoriker, welcher den Ausstellungskatalog verfasst hat. Eine Videopräsentation bringt die fünfzig ausgewählten Künstler näher, die ausstellen dürfen. Last but not least gibt es Podiumsveranstaltungen, an denen einzelne Künstler anwesend sind, Red und Antwort stehen und von Kunstkennern in Kurzvorträgen gewürdigt werden.

Mein Ziel als VVM- Präsident – ich habe dieses Amt nicht gesucht, es wurde mir vielmehr angetragen – auf 1'000 VVN-Mitglieder zu kommen. Bislang haben wir es erst auf deren 150 gebracht. Doch was nicht ist, kann noch werden.

Den VVM-Newsletter, die VVM-Webseite und die VVM-Gadgets (Schirme, Postkarten, usf.) muss ich gar nicht besonders erwähnen. Das gehört neuerdings zur Standardausrüstung jeden Verbands. Ein Hinweis ist aber noch angebracht: Als VVM-Mitglied gibt es in jedem Laden mit Künstlernerbedarf (Leinwände, Rahmen, Zeichenblocks etc.) 20 Prozent Rabatt.

Alles gute Gründe, unserem Verband beizutreten. Wer kommt als Nächste oder Nächster?

10 DER BROCANTE

Vor einiger Zeit hatte die glückliche Idee, in Bärenstadt ein Zimmer zu mieten. Die Überlegung war, dass ich dadurch im Winter nicht mehr Wind und Wetter ausgeliefert sein würde.

Eine glückliche Fügung ergab, dass ich in einem ehemaligen Hotel Unterschlupf fand, in dem vor siebzig Jahren ein berühmter Schriftsteller auf dem gleichen Stock sein Zimmer hatte.

Die Klause von R.W. war zwei Zimmer links von mir gewesen.

Das führte mich natürlich auch zum festen Glauben, dass ich in meiner Bärenstädter Bleibe von besonderer schriftstellerischer Kreativität sein würde. Nur zwei Zimmer neben R.W. – das musste ja auf mich abfärben. Leider haben sich aber bisher diese Hoffnungen nicht bewahrheitet. Komme ich spätabends in dieses Zimmer, sinke ich einfach müde aufs Bett und bin sofort weg.

Sollte ich aber eines Tages als Autor entdeckt werden, bin ich mir jetzt schon sicher, dass ich auf mein Bärenstädter Zimmer „gerade neben R.W.“ hinweisen werde, das mich besonders beflügelt habe.

Als ich das Zimmer von einem freundlichen Herrn mietete, dessen Initialen auch „R.W.“ sind – ist es Zufall oder nicht? – war mein Zimmer fast völlig leer. Es hatte in ihm nur ein Bett und eine Ständerlampe, sonst nichts.

Ich beschloss, dieser Leere abzuhelpfen.

Zuerst kaufte ich bei einem persischen Händler mehrere Teppiche. Ich legte sie im Zimmer aus.

Dann begab es sich, dass in meiner Strasse der Gerechten ein Brocante abgehalten würde. Er diente den Antiquitäten- und anderen Läden in diesem Teil der Altstadt, ihre Lager zu leeren.

Was es da nicht alles zu bestaunen gab! Tische. Stühle. Antike Bilder. Puppen. Was das Herz begehrt.

Ich blieb bei einem Geschäft mit Antiquitäten stehen. Ich stöberte. Es ging nicht lang, und ich trat meine Heimreise ins Zimmer vollbeladen an. Daraufhin kam ich in den Laden zurück und kaufte ein zweites Mal.

Die Liste meiner Erwerbungen spricht für sich: Zwei Stühle, vier englische Bilder mit Pferden und Reitern, ein Holzgestell, ein antikes kleines Berner Ölgemälde mit einer jungen Frau, ein englisches Spiel, eine ägyptische Statuette.

Ich stellte meine neu erworbenen Schätze so lange um, bis sich ein gefälliges Ganzes ergab. Stolz betrachte ich mein Werk. Das Loch in meinem Portemonnaie liess sich aus sehen: Ich war um etwa tausend Franken leichter geworden.

11 HAT DER KONTROLLEUR EIN BILLET?

Ich bin Besitzer eines Generalabonnements. Das versetzt mich in die Glückliche Lage, dass ich in allen Bahnen, Trams und Bussen in der Schweiz Gastrecht habe, ohne dass ich ein Billet kaufen muss.

In Bärenstadt nehme ich regelmässig den Bus, um meinem Physiotherapeut einen Besuch abzustatten, der etwas ausserhalb der Stadt seine Praxis hat. Da kommt es öfters vor, dass zwei Männer, die im Freizeitlook daher kommen, plötzlich einen Dienstausweis zücken und von allen Fahrgästen das Billet verlangen.

Immer wieder gibt es Unglückliche, die sich über keinen gültigen Fahrausweis ausweisen können. Diese Personen müssen an der nächsten Haltestelle mit den beiden Kontrolleuren aussteigen. Dort werden sie auf der festen Erde befragt. Es kann den Fehlbaren durchaus passieren, dass sie eine saftige Busse zahlen müssen. Dazu noch den Preis des Bustickets, den sie noch nicht entrichtet haben.

Wie kann diesen Unglücklichen geholfen werden?

Ich habe kein Patentrezept. Eine Möglichkeit ist naheliegend: In Zukunft achten sie immer darauf, dass sie vor Antritt der Bahn-, Tram- oder Busreise ein Billet lösen. Dann sind sie immer in einer korrekten Situation und können sich während der Fahrt im öffentlichen Verkehrsmittel vollständig entspannen. Kein fliegender Kontrolleur kann ihnen etwas anhaben.

Eine andere Möglichkeit ist, einige Standardausreden bereit zu halten. Das kann funktionieren. Das Herz des Kontrolleurs wird erweicht. Der Fehlbare kommt ohne Busse und mit einer blossen Verwarnung davon. Also zum Beispiel: „Oh Jesses, ich habe mein Portemonnaie zu Hause vergessen. Dort ist mein Abi (Abonnement) drin“. Das kann ja durchaus stimmen. Aber es kann auch nur eine Lüge sein. Sagt dann nämlich der Kontrolleur: „Sehr gut. Dann unterschreiben Sie hier diesen Zettel und gehen damit innert vierundzwanzig Stunden an unseren Hauptschalter am Bahnhof, und legen dort Ihr Abonnement vor, und alles ist OK“, sind Sie schön aufgeschmissen, wenn Sie dem Beamten einen Bären aufgebunden haben.

Eine weitere Möglichkeit ist der kecke Gegenangriff. Sie sagen zum Kontrolleur: „Es stimmt, ich habe vergessen, ein Billet zu lösen. Ich war so pressiert“. Das ist die pure Wahrheit, und ist an sich schon entwaffnend. Sie appellieren also an den Kontrolleur, für einmal ein Auge zuzudrücken und Sie ohne Busse laufen zu lassen. Doch das ist nur das Prelude. Reagiert der Kontrolleur noch nicht in ihrem Sinne (milde Nachsicht vor Recht), können Sie nachdoppeln: „Und übrigens, können Sie mir einen gültigen Fahrausweis zeigen? Haben Sie selbst ein Ticket?“

Ich weiss nicht, wie der Beamte reagieren wird. Womöglich hat er ein Jahresabonnement der Städtischen Verkehrsbetriebe auf sich. Bingo. Er ist fein raus. Oder er kann erklären, dass sein Dienstausweis ihn berechtigt, während des ganzen Jahres auf dem ganzen Netz der Bärenstädter Verkehrsbetriebe herumzufahren, soviel er nur will. Er ist ja dienstlich unterwegs. Oder all dies legitimiert ihn nicht genügend und er steht tatsächlich auch ohne gültigen Fahrausweis da. Eins zu eins. Wer gibt also wem eine Busse? Wer gewinnt? Sie können drei Mal raten.

12 RASENMÄHEN AM SONNTAG

Ich hatte im vergangenen Juni das grosse Glück, an einen Empfang der Britischen Botschaft in Bärenstadt eingeladen zu werden. Auf dem Rasen tummelten sich die ausgesuchte Schar der Gäste. Auf einer Terrasse über den Köpfen spielte eine Jazzkappelle. Die Sängerin war infolge des hohen Lärmpegels der munteren Gespräche einiger Hundert Gäste kaum zu hören.

Ich traf Freunde von mir, was die Rezeption viel lustiger machte. Da war der Bekannte von mir, der vor kurzer Zeit die Freuden des Bobfahrens entdeckt hatte. Er erzählte, wie es da in St. Moritz den Eiskanal hinunter geht. Schauerhaft gefährlich! „Hast Du keine Angst?“ fragte ich ihn. „Wenn Du Angst hast“, war seine Antwort, „musst Du mit diesem Sport schon gar nicht anfangen. Dann höre besser damit auf, bevor Du damit angefangen hast!“ Fürwahr ein kluger Kerl, dieser Bekannte von mir.

Dann traf ich einen Schotten, den ich von der Gesellschaft der Freunde Grossbritanniens her kannte, bei der ich Mitglied bin. Es ist etwas Eigentümliches mit diesem Volksstamm aus dem Norden der britischen Inseln. Gewisse Wörter werden anders als gewohnt ausgesprochen. Aus dem Englischen wird das Schottische, was gewöhnungsbedürftig ist. Aber das ist ganz charmant, wie auch dieser Schotte insgesamt ein sehr umgänglicher und liebenswürdiger Herr war. Er hatte einen Schnauz, war stämmig gebaut und immer für einen Witz zu haben. Wie es allerdings mit dem sprichwörtlichen Geiz der Schotten bei diesem Mann namens Alistair ausschaut, ist mir (noch nicht) bekannt.

Wir kamen auf das Thema Rasenmähen. „Bei uns ist das so“, begann ich zu dozieren, „dass diese Tätigkeit über die Mittagszeit und am Sonntag strikte verboten ist. Würde jemand am Sonntagnachmittag den Rasen mähen, müsste er eine Invasion der Nachbarn, ja des ganzen Dorfes gewärtigen. Die Polizei wäre sichere auch bald zur Stelle“. Mein schottischer Bekannter konnte sich vor Lachen kaum halten. „Da sehen wir wieder einmal die kulturellen Unterschiede zwischen den Völkern! Bei uns in UK ist es so, dass das Rasenmähen am Sonntag durchaus erlaubt ist. Das gehört geradezu zum Sonntag. Jeder möchte doch einen noch feiner geschnittenen Rasen haben als der Nachbar. Da darf ich mich doch am Sonntagnachmittag ohne weiteres diesem Hobby widmen, oder nicht?“

Ich nahm einen kräftigen Schluck aus meinem Gin-and-Tonic Glas. Dann kam ich erst zum Antworten. „Ja, wenn Du das als Hobby ansiehst, dann ist besser zu verstehen, dass Ihr am Sonntag auch Rasen mähen tut. Bei uns ist das ganz anders: Rasenmähen ist eine lästige Pflicht. Arbeit. Darum gehört diese Tätigkeit in die Wochentage hinein, und ist am Sonntag tabu“.

Eine Serviererin brachte kleine Häppchen. Mein schottischer Freund bediente sich. Ich nahm auch eines. Wir assen. Dann kam der Kellner mit einem Tablett voller Drinks. Ich entschied mich nochmals für einen Gin Tonic. Alistair genehmigte sich diesmal einen Whisky. Wir stiessen an. „Auf die Freundschaft der Völker“ sagte ich auf Englisch. „Auf die kulturellen Unterschiede zwischen den Völkern“ prostete mir Alistair auf Schottisch zu. Der schöne Abend auf dem Rasen der Botschaft nahm seinen Fortgang, bis es Zeit wurde aufzubrechen.

13 OPEN SHOP SMILE

A propos kulturelle Unterschiede: Vor einigen Jahren war ich an einem Kongress, der von einem bekannten Schweizer Wirtschaftsführer mit deutschen Wurzeln eröffnet wurde. Der Unternehmer sagte: „Sehen Sie, was uns hierzulande fehlt, ist der Optimismus. L'optimisme c'est la vie, sagt man auf Französisch. Es sind immer alle nur pessimistisch. Wir sehen nur die Probleme, nicht die Chancen. Da sind die Chinesen ganz anders. Ihr Sprichwort heisst Open shop smile. In drei Wörtern ist eine ganze Wirtschaftsphilosophie verpackt. Man soll also etwas wagen. Und wenn man etwas wagt, also einen Geschäft, einen Laden aufmacht, soll man dazu auch noch lächeln. So zieht man Kunden an, nicht indem man griesgrämig und traurig in die Welt blickt, wie das bei uns Mode ist“.

Ich kann diesen weisen Worten, die ich paraphrasiert habe, nicht viel beifügen. Der Chef einer Weltfirma hat Recht. Wir sollten mehr wagen. Das steckt in den beiden ersten Worten des chinesischen Sprichworts: Open shop. Nicht zaudern. Nicht warten. Nicht unendlich lange planen. Es einfach tun: Open shop. Das ist der erste Teil der chinesischen Empfehlung: Etwas tun. Etwas unternehmen. Etwas wagen.

Der zweite Teil des chinesischen Sprichwortes ist gerade so wichtig: Smile. Wenn wir also etwas wagen, etwas unternehmen, unser Geschäft eröffnen, sollten wir das freudig tun. Spass daran haben. Das ist allemal eine tolle Erfahrung – selbst wenn wir mit unserem Geschäft keinen Erfolg haben sollten.

Sind wir positiv gestimmt, begrüßen wir unsere Kunden freundlich und herzlich, ziehen wir auch naturgemäss mehr Kunden an. Unsere Fröhlichkeit wirkt ansteckend. Wie heisst doch das Say'sche Gesetz: „Das Angebot schafft sich seine Nachfrage“. Indem wir unsere Waren und Dienstleistungen gut präsentieren, und auf unsere Kunden mit einer positiven Grundeinstellung zugehen, schaffen wir erst die Voraussetzung, dass unsere junge Unternehmung gedeiht.

Kürzlich hatte ich unter mehreren Malen einen Handwerker in meinem Haus. Er montierte unter anderem eine neue Haustüre. Was mir auffiel, was seine natürliche Fröhlichkeit. Während der Arbeit, die er sehr professionell ausführte, piff der Mann um die Fünzig ein Liedchen. Ein Lächeln war stets auf seinen Lippen. Die anspruchsvolle, genaue Arbeit schien ihm wirklich Spass zu machen. Der Türenfachmann berichtete mir, dass sein Geschäft gut laufe. Die Kunden würden ihn mit Aufträgen überhäufen. Kunststück. Der Optimismus, die Lebensfreude des Mannes wirken ansteckend.

In der Zeitung lese ich, dass „Dr. Z.“, der neue Chef von Daimler-Crysler, grossen Erfolg habe. Es steht über ihn geschrieben: „Dr. Zetschke wirkt stets fröhlich“. Also, das ist es! Der Mann ist nicht nur ein erstklassiger Autobauer, der seinen Laden im Griff hat. Nein, der neue Chef von Mercedes ist auch fröhlich. Ein aufgestellter Typ, den man mögen muss. Seine positive Lebenseinstellung ist ansteckend, und überträgt sich auf Zehntausende von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.

So soll es sein. Open shop smile. Den positiv Denkenden, den Optimisten, den Fröhlichen gehört die Welt.

14 VERBORGENE TALENTE

Ich habe eine Bekannte. Meine Bekannte hat eine Tochter namens Ida.

Ida ist ein blondes Mädchen mit verträumten blauen Augen. Sie ist es gewöhnt, viel allein zu sein. Ihre Mutter arbeitet. Der Vater lebt getrennt von der Mutter. In der Schule ist Ida eine der Besten. Ohne viel zu lernen, kann sie alles. Sie ist nun sechzehn Jahre und darf ins Gymnasium gehen, obschon sie von einem kleinen Dörfchen im Mittelland kommt. Seit zwei Jahren hat sie einen Computer, Drucker und Internetanschluss einbegriffen.

Ida hat ein besonderes Talent. Sie kann schreiben. Sie schreibt Schulaufsätze, die ihren Lehrer ins Schwärmen versetzen. Sie kriegt dafür Noten, die es gar nicht gibt. So beispielsweise eine 6+ oder eine Sechs mit Ausrufezeichen. Sechs ist die beste Note in der deutschen Schweiz.

Ida hat schon mit Zwölf Kurzgeschichten geschrieben. Damals noch von Hand. Ich erinnere mich ganz besonders gut an die Geschichte der Beziehung zwischen zwei „Guggen“ (oder Tüten) im Eisschrank. Eine Milchtüte namens Fred (der genaue Name ist mir entfallen) verliebte sich in eine Orangensafttüte namens Emma oder ähnlich. Sie stand friedlich nebeneinander im Kühlschrank. Das Drama begann für Fred, als seine Nachbarstüte Emma immer mehr geleert wurde, und schliesslich aus dem Eisschrank verschwand. Da fühlte er sich ganz allein und verlassen, bis auch ihn das Schicksal ereilte. Die Milchtüte wurde geleert und die leere weisse Papierpackung wurde weggeworfen.

In der Schule erhielt Ida kürzlich den Auftrag, ein Gedicht von Rilke in einem Aufsatz zu kommentieren. Es ging um einen Löwen im Käfig, der gefangen ist. Der arme Kerl hat nur einige Meter Auslauf. Der macht immer die gleichen Runden. Das Publikum glotzt ihn an. Er ist einsam und träumt von der weiten Steppe.

In Idas Aufsatz wird das Eingesperrtsein und die Hoffnungslosigkeit des Löwen sehr plastisch beschrieben. Seine Wut. Seine Resignation. Seine Frustration. Sein Vegetieren ohne jede Aussicht auf Besserung. Die Monotonie seines Lebens. Fürwahr eine grossartige Leistung für eine Fünfzehnjährige, all die Facetten der traurigen Existenz des eingesperrten Löwen und seiner wahrscheinlichen Empfindungen einzufangen.

Es gibt sicher noch mehr Idas in der Schweiz, die ein grosses Talent zum Schreiben haben, das einfach niemand kennt. Das einzige Publikum solcher Idas ist ihr begeisterter Lehrer, die Familie und Bekannte.

Das könnte geändert werden, indem schweizweit ein jährlicher Aufsatzwettbewerb ausgeschrieben wird. Die Idas von überall her können einen besonders gelungenen Aufsatz einschicken, unter Angabe ihres Namens, ihres Alters und ihrer Adresse. Eine Jury würde die eingesandten Aufsätze bewerten.

Es gäbe einen ersten Preis für die deutsche, die französische, die italienische und die rätoromanische Schweiz. Dann je zweite und dritte Preise. Ferner Trostpreise bis zum 10. Rang, insgesamt also 40 Preise.

Wie immer bräuchte es für diesen Wettbewerb einen Sponsor. Nebst der Erziehungsdirektorenkonferenz müsste eine Privatfirma gefunden werden, die Geld für diesen jährlichen Wettbewerb locker macht. Das Projekt müsste eine Laufzeit von fünf bis zehn Jahren haben.

Die vierzig besten Arbeiten würden jedes Jahr in einem viersprachigen Band vereinigt. Es gäbe eine Preisverleihung im festlichen Rahmen. Ein kanton würde jeweils das Patronat übernehmen. Dessen Erziehungsdirektor würde die Preise übergeben.

In den Medien würden die Preisträgerinnen und Preisträger im Alter von 12 bis 18 Jahren vorgestellt. Es könnte dann schon sein, dass aus einem dieser Talente später ein echter Schriftsteller heranreift mit grosser Einfalls- und gestalterischer Kraft.

15 MEIN ARZT UND SEINE GUTEN RATSCHLÄGE III

Der Dezember ist die grosse Zeit der Geschenke. Mein Arztbesuch fand Mitte des Monats statt.

Da ich seit kleinauf einen krummen Rücken habe, ist dieses Thema beim Doktor immer wieder aktuell. „Sie sollten etwas tun, um senkrechter zu gehen, ohne Schmerzen in ihrem Rücken zu empfinden. Dazu gehören vor allem Turnübungen. Solche, die Sie zuhause und im Büro ohne weiteres ganz allein machen können. Ich zeige Ihnen welche“. Mein Arzt setzte sich in Bewegung. Er befahl mir, jede seiner Übungen zwei Mal zu wiederholen. In seinem Praxiszimmer. So hoffte er, dass ich die eine oder andere Übung im Kopf behalten würde.

Dann kam mein Doktor zu seinem Lieblingsthema, das ich von ihm auch schon gehört hatte. „Ich empfehle Ihnen dringend, einen teuren Bürostuhl zu kaufen. Er muss mindestens 2'000 Franken kosten. Darunter finden Sie keinen Stuhl, der Alles kann“. Dann demonstrierte er mir an seinem eigenen Praxisstuhl, was ein sehr guter Stuhl alles leisten muss. Er hatte den Sessel aus den USA importiert. Selbst. Ganz allein. Bestellung im Internet.

Der Arzt geriet nun ganz in Fahrt. „Der Stuhl wird Ihr *persönliches* Weihnachtsgeschenk sein. Sie beschenken für einmal sich selbst. Sie gönnen sich einen Stuhl von einem erstklassigen Schweizer Stuhlhersteller. Es gibt davon mehrere. Sie kennen sie. Also gehen Sie in einen Laden, probieren einige Stühle der oberen Preisklasse aus und kaufen sie ihn. Dann haben Sie auf Jahre hinaus die Garantie, im Büro gut zu sitzen“. Ich nickte.

„Wie viel Stunden verbringen Sie im Büro sitzend?“ war seine nächste Frage.

„Zirka sechs Stunden im Tag“.

„OK“, sagte der Arzt zustimmend. „Nun frage ich Sie, wieviel Stunden pro Tag Sie Ihren Computer im Büro verwenden“.

„Ungefähr vier Stunden im Tag“.

„Da haben wir es“, sagte er triumphierend. „Sie verbringen einen Viertel bis Sechstel pro Tag auf Ihrem Bürostuhl, davon noch stundenweise in gebeugter Schreibhaltung am Computer, und haben einen Bürostuhl, der so ausgelegt ist, dass man nicht mehr als eine Stunde am Stück auf ihm sitzen sollte. Stimmt das?“

Ich nickte stumm. Der Arzt war nun seines Sieges sicher.

„Sie stimmen mir in allem zu. Sie wissen, dass ich Recht habe. Es bleibt Ihnen also nur noch die Möglichkeit, Ihnen selbst einen guten Bürostuhl zu schenken. Machen Sie es?“

Ich nickte wieder zustimmend. Der Arzt liess von diesem Thema ab. Sein nächster Vortrag betraf die richtige Sitzhöhe beim Schreiben am Computer. Auch ein wichtiges und oft vernachlässigtes Thema.

Nun, verehrte Leserin und verehrter Leser, werden Sie fragen, ob ich diesen perfekten Bürostuhl, der 2'000 Franken oder mehr kostet, schon gekauft habe. Es sind nun immerhin schon sieben Monate seit der Aufforderung des Doktors vergangen, mich selbst damit zu beschenken.

Meine ehrliche Antwort ist: „Noch nicht“. Aber was nicht ist, kann ja noch werden. Oder ich warte ab, dass mein Arzt den Stuhlvortrag ein drittes Mal hält. Dann werde ich den Sessel wohl doch noch kaufen, mir zum Geschenk.

16 DER ARZT UND SEINE GUTEN RATSCHLÄGE IV

Ein anderes Lieblingsthema meines Arztes ist seine Sorge um mein Gewicht. „Sie sollten dringend abnehmen, wenn Sie noch viele Weihnachten erleben wollen“.

Natürlich möchte ich noch viele Jahre gesund und munter leben. Dafür würde ein Weniger an Körpergewicht bei mir sicher einen wertvollen Beitrag leisten. Momentan bringe ich 95 bis 100 Kilos auf die Waage.

Mein Doktor hat verschiedene Rezepte auf Lager, damit ich endlich abnehme.

Die einfachste Methode wäre gemäss ihm, dass ich auf jeden Alkohol verzichten würde. „Wenn Sie weniger trinken, haben Sie auch weniger Durst. Zudem haben Sie weniger Appetit. Sie werden weniger essen. Die Folge davon ist, dass Sie ohne weiteres einige Kilos abnehmen können, wenn Sie auf Alkohol verzichten“.

Ich stimmte dem sofort zu. Vor Jahren hatte ich drei Monate ohne Alkohol bleiben müssen. Ärztlich verordnet. Die Wirkung war gewesen, dass ich nach diesem Vierteljahr fünf Kilos abgenommen hatte. Einfach so.

“Es dürfte Ihnen vielleicht schwerfallen, auf den Alkohol ganz zu verzichten“, orakelte mein Arzt, indem er mir fest in die Augen sah. „Vielleicht ist ein gutes Glas Wein eines der wenigen echten Vergnügen in ihrem Leben“. Ich nickte. „Aber Sie könnten es ja doch versuchen, bei einem Glas Rotwein am Abend zu bleiben. Das ist auch gut für Ihr Herz“.

Diese Geschichten vom Segen eines guten Glas Rotweins am Abend hatte ich auch schon gehört und gelesen. Ich konnte diesem Rat ohne weiteres zustimmen.

“Jedenfalls“, fügte mein Doktor hinzu, „machen Sie es am Besten wie die Amerikaner oder die Asiaten. Kein Alkohol zum Mittagessen bzw. kein Alkohol vor Sonnenuntergang“. Auch das waren sehr vernünftige Ratschläge. Der Tag ist zum Arbeiten da. Bei grosser Hitze ist es besonders gefährlich, den Körper mit Alkohol zu belasten.

“Nun habe ich Ihnen noch zwei Tricks, wie Sie abnehmen können“ sagte der Arzt mit geheimnisvoller Miene. Ich war gespannt, was nun kommen würde.

„Der Erste ist, dass Sie das Brot bereits in der Küche in ganz dünne Scheiben schneiden. Am Tisch haben Sie dann einen Teller mit diesem dünn geschnittenen Brot, der den Eindruck macht, viel zu sein. Sie dürfen nur dieses Brot essen, und nicht mehr. So essen Sie davon automatisch weniger“. Auch dieser Rat leuchtete mir ein.

“Und nun habe ich Ihnen noch einen zweiten Trick“. Der Doktor lächelte. „Beenden Sie das Essen nicht mit einem Dessert, sondern mit einem Stückchen Brot, auf das Sie Konfitüre oder Honig streichen. Dieses süsse Stück Brot schliesst Ihren Magen ab und nimmt Ihnen jedes Hungergefühl“. Auch ein guter Ratschlag.

Sofern ich all diese Vorschläge umsetze, dürfte ich sicher eine Chance haben, etwas abzunehmen. Die Crux liegt hier, wie öfters, nicht im Wissen, sondern im Tun.

17 DER ZUG IST AUCH (M)EIN SCHLAFZIMMER

Haben Sie schon einmal frühmorgens den Zug von Bern nach Zürich bestiegen? Ich empfehle Ihnen diese Erfahrung gerne.

Sofern Sie den Zug nehmen, der die Schweizer und Berner Hauptstadt um die Sechs verlässt, werden Sie feststellen, dass er von einer besonderen Art Passagieren bevölkert ist. Es sind die Mensch, die in Bern leben und in Zürich arbeiten. In der Region Bern ist die Lebensqualität besonders hoch. Es ist eine friedliche, mit Kühen bevölkerte Provinz. In Zürich gibt es das Business. Dort geht die Post ab. Dort wird gearbeitet. Darum gibt es diese Nomaden, die frühmorgens über 100 Kilometer von Westen nach Osten reisen, um am Abend wieder an ihren Ausgangspunkt zurückzukehren. Seitdem die neue Zuglinie in Betrieb ist, welche diese Reise auf weniger als eine Stunde drückt, ist diese Art täglicher Pilgerreise noch beliebter geworden.

Aber passen Sie auf! Für viele dieser Pendler ist der Morgenzug nach Zürich auch eine Art Schlafzimmer. Man wünscht weder gestört noch geweckt zu werden. Und vor allem: Man wünscht nicht, dass der eigene Platz im Zug von Dritten besetzt wird. Das geht so: Der Routinier des Morgenzugs besteigt diesen wenige Minuten vor Abfahrt. Dann eilt er mit beschwingten Schritten an *seinen* Platz, der von allen Mitreisenden, die auch Pendler sind, respektiert wird. Er setzt sich. Er nimmt sein Generalabonnement hervor, das er auf den Fenstersims vor ihm legt. Dann deckt sich unserer Pendler mit seinem Wintermantel oder Raincoat (im Sommer) zu. Es vergehen nur wenigen Augenblicke, und unser Fernarbeiter ist schon in tiefem Schlaf versunken. Fortsetzung vom heimischen Bett. Fortsetzung der Träume.

Kommt die Ansage durch den Lautsprecher „Wir treffen in Zürich ein...“ wacht unser Pendler wie auf Befehl auf. Er schlägt den Mantel zur Seite. Er reibt sich die Augen. Er steckt sein Generalabonnement ein, das der Kondukteur kontrolliert hat, ohne den Schlafenden zu wecken.

Dann geht es hinaus in die Stadt Zürich. Vielleicht ins Tram oder zu Fuss zur Bank, in der unser Pendler arbeitet. Dort angekommen, gibt es zuerst einen Besuch der Toilette. Den Kopf unter den Hahnen. Wasser erfrischt. Die Zähne gurgeln. Unser Pendler ist zum Einsatz bereit.

Am Abend geht die Reise zurück nach Bern um fünf oder sechs Uhr. Unser Pendler schläft diesmal nicht. Er hat seinen Laptop auf dem Schoss und arbeitet. New York ist jetzt offen. Oder er liest Zeitung. Oder er schwatzt mit Kollegen, die auch pendeln. Oder er genehmigt sich ein Bier, um einen guten Geschäftsabschluss zu feiern. So geht das tagein, tagaus, fünf Mal pro Woche, mit der einzigen Unterbrechung der vier Wochen Ferien pro Jahr.

Es kommt nie vor, dass einem schlafenden Morgenpendler das Generalabonnement gestohlen wird. Es kommt fast nie vor, dass ihm ein Unbekannter seinen Fest- und Lieblingsplatz im Zug wegschnappt. Die Pendler sind weitgehend unter sich. So soll es auch bleiben. Zu ihrem Wohle und dem der Schweizer Wirtschaft. Nehmen Sie also zufällig einmal einen Frühmorgenzug von Bern nach Zürich, passen Sie auf: Kommen Sie erst gerade kurz vor der Abfahrt und nehmen Sie niemanden den Stammplatz weg. Die vereinigten Pendler danken es Ihnen.

18 OSTERBLUMEN

Im Frühjahr habe ich eine besondere Freude an schönen Blumen auf meinem Tisch im Wohnzimmer. Ich kaufe dann Tulpen und Rosen in grosser Zahl.

Zu Hause angekommen, packe ich diese Blumen aus. Sie kommen in Vasen von verschiedner Grösse, in welche ich halbwarmes Wasser giesse. Dann stelle ich die Tulpen und Rosen auf den langen ovalen Esstisch, und zwar nicht in die Mitte, sondern ans untere Ende, dem Fenster zu.

Sitze ich dann am Tisch und lese die Zeitung, dazu einen Kaffee und ein Biskuit geniessend, kann ich meine Blumen in aller Ruhe bewundern. Es ist das reinste Stilleben.

Links hat es eine uralte Glasvase von meinen Eltern mit vielen gelben Tulpen. In der Mitte steht eine grosse böhmische Glasvase mit sieben grossen roten Rosen. Ich kann mich kaum satt sehen an der Vollkommenheit dieser edlen Blume und ihrer Farbenpracht. Rechts steht eine weitere Vase mit rosa Tulpen.

Etwas weiter vorgerückt, also näher bei mir, stehen weitere Sachen auf dem weissen Tischtuch. Ein goldener Schokolade-Osterhase von Lindt, possierlich anzusehen (mit seinem Metallglöcklein um den Hals), ein Kerzenständer mit fünf weissen Kerzen und eine gefaltete Glückwunschkarte zu Ostern.

Dieses Ensemble kann ich jederzeit geniessen, wenn ich meinen Blick von der Zeitung hebe.

Schweift mein Blick noch weiter zum Fenster und durch dieses hindurch, hinaus in die frisch ergrünte Landschaft und den sanften blauen Himmel, fühle ich mich wirklich im Frühling, der Jahreszeit, die Hoffnung gibt auf ein neues Jahr und ein neues Leben, gleich Jesus, der an Ostern auferstanden ist.

Dann werden Lasten, die mich bedrücken, etwas weniger schwer. Es ergreift mich ein Gefühl der Hoffnung, für uns Lebenden und alle Gestorbenen, die mir sehr nahe standen.

Doch auch die Osterblumen vergehen. Ein zwei Wochen später werden sie schlaff und müde. Es fehlt ihnen auch das Wasser, weil ich lange weg war. Die Rosen verdorren. Die Tulpen hängen durch. Die ganze Pracht ist vorbei. Ich muss die Pflanzen dem Komposthaufen zuführen.

Dann kaufe ich neue. Wieder Tulpen. Wieder Rosen. Ich arrangiere die Blumen erneut. Sie strahlen mich wieder an. Machen mir Freude. Geben mir Kraft und Hoffnung.

Bis auch sie wieder vergehen.

Wie es der ewige Zyklus des Lebens ist: Werden, Blühen und Vergehen.

19 FOCUS OR DIE

Letztes Jahr war ich in Amerika und habe dort ein Sprichwort gehört, das mir tiefen Eindruck gemacht hat: *Focus or die*.

In der Übersetzung heisst es: *Fasse Dich kurz oder gehe unter*.

Es ist eine Warnung an alle Sprechenden, sich nicht in Details zu verlieren und viel zu lange zu sprechen. Man sagt ja, dass eine Zuhörerschaft in der Regel nicht fähig ist, sich länger als 5 – 10 Minuten voll auf den Sprechenden und das von ihm Gesagte zu konzentrieren. Also muss das Wichtige gerade am Anfang gesagt werden, und in der knappmöglichen Form. Nach etwa 15 Minuten sollte die Rede schon zu Ende sein. Dann kommt die Zeit für Fragen.

So haben es die Amerikaner gehalten, die letztes Jahr zu uns gesprochen haben, als wir sie in New York besuchten. *Focus or die* scheint ihnen ins Blut übergegangen zu sein. Sie waren alle kurz. *To the point*. Ohne Schnickschnack, ohne Girlanden, ohne unnötige Beigaben.

Sie sprachen so gut, dass ich mich heute noch an ihre hauptsächlichen Aussagen erinnern kann.

Wie kommt es, dass die Amerikaner eine solche Redekultur haben, währenddem ein Europäer stundenlang reden kann (lässt man ihn), ohne etwas zu sagen?

Der Grund für diese Kürze des Ausdrucks könnte in einem anderen Sprichwort liegen: Zeit ist Geld. *Time is money*. Da in Amerika alles schneller und hektischer zugeht, muss sich der Einzelne diesem Rhythmus der Gesellschaft anpassen und bereit und fähig sein, viel in kurzer Zeit sagen zu können.

Ich bin überzeugt, dass die anglo-amerikanische Schulkultur viel dazu beiträgt, dass Amerikaner und Engländer kurze, wohlgesetzte Reden halten können, ohne über irgendwelche Notizen zu verfügen. Dort wird die Freie Rede in der Schule von jung auf geübt. Die Kunst des Vortragens, der Rhetorik. An der Universität fasst der Studierende zuerst eine Bücherliste, die er durcharbeiten hat. Dann erhält er einen Vortragstermin, an dem er vor dem Professor und den Kommilitonen antreten muss. Er muss sein Thema vortragen und seine These verteidigen. Auf Fragen antworten können. Alles wohlformuliert, kurzgefasst und überzeugend.

Wie geht es in Festlandeuropa zu? Professoren halten lange Vorlesungen. Die Studierenden lernen den Stoff auswendig. Dieser wird an schriftlichen und mündlichen Prüfungen abgefragt. Wer gut Auswendiglernen kann, ist am Besten.

Anders das angloamerikanische System. Dort muss der Studierende den Stoff auch beherrschen. Auch Arbeiten schreiben. Aber dann wird er dem Test des mündlichen Vortrags ausgesetzt. *Focus or die*.

Das kommt ihm ein Leben lang zustatten. Warum lernen wir Kontinentaleuropäer nicht davon? Es ist dafür nie zu spät.

20 GLÜCKLICHE MENSCHEN

Ich fuhr kürzlich mit dem Bus in Bern. Ich stieg im Bärengraben ein Richtung Zytlogge und Bahnhof. Ich stand beim vorderen Eingang des elektrisch betriebenen Fahrzeugs. Gerade vor mir sass ein altes Ehepaar rückwärts im Bus. Der Mann und die Frau hielten sich die Hände. Tiefer Friede lag auf ihren Gesichtern. Die beiden alten Leute strahlten Zufriedenheit und Glück aus. Es war, als hätte das Paar alle seine Ziele im Leben erreicht.

Ich stellte mir vor, dass die Beiden eine Schar glücklicher Kinder hatten, die ihrerseits wieder Kinder hatten. Möglicherweise gab es bereits zehn und mehr Grosskinder.

Die Rente des Mannes war gut. Dazu kam die AHV-Rente beider Ehegatten. Für das Finanzielle war gesorgt. Auf der Bank lag ein ansehnliches Vermögen. Das Einfamilienhaus im Obstquartier war abbezahlt. Schulden gab es keine.

Das Paar hatte einen schönen Garten, der von beiden Ehegatten hingebungsvoll gepflegt wurde. Dazu eine Katze mit dem Namen Mitz. Vielleicht die dreissigste Katze im Leben der beiden Alten.

So malte ich mir das glückliche Leben des betagten, aber rüstigen Paares aus, bis plötzlich der Bus zu einem abrupten Stop kam. Ich musste aussteigen. Ich erhaschte einen letzten Blick auf das sonnige Paar, als ich auf dem festen Boden stand und der Bus wieder anfuhr.

Ich überlegte mir in den nächsten Paar Minuten, als ich auf dem Weg zu meinem nächsten Treffen war, worin dieses Glück der Alten wohl bestand. Mein Schluss war, dass ihnen die Angst vor dem Leben abhanden gekommen war. Sie lebten jetzt, im Alter, in einem Zustand des reinen Seins, und waren jeder Angst vor dem Alltag, der Arbeit und der Zukunft enthoben. Sie schwebten geradezu, diese Alten. Nicht im luftleeren Raum, aber in einem Zustand tiefer Zufriedenheit, Wunschlosigkeit und Glückseligkeit.

Sie hatten die Angst besiegt, die Jüngeren das Leben schwer machte. All diese Ängste verschiedener Art, seien sie finanzieller, beruflicher, gesundheitlicher oder familiärer Art bzw. Ursache.

Diese Alten hatten ihr Lebensziel erreicht. Voll und ganz erreicht. Nun galt es nur noch, in möglichst guter Gesundheit einige schöne Jahre zusammen zu geniessen.

Dabei lauerten Krankheit, Unfall und Tod. Doch waren diese Alten nicht ängstlich, sondern gelassen, was diese natürlichen Gefahren betraf. Man konnte ihnen nicht ausweichen. Sie waren naturgegeben. In der Natur des Lebens. Vielleicht waren diese alten Leute auch fromm. Das würde es ihnen leichter machen, Krankheit, Unfall und Tod zu ertragen. Als gute Christen ist der Übergang ins Jenseits nicht das Ende, sondern der Beginn eines neuen, reichern und andern Lebens.

Ein Vorbild, dieses alte, glückliche Paar, sagte ich mir. Dann nahm mich wieder der Alltag gefangen.

21 DER JAZZCLUB

In meiner Strasse in Bärenstadt hat es auf der gegenüberliegenden Seite einen Jazzclub in einem Keller. Von der Altstadtgasse geht es eine steile Treppe hinunter, bis sich der Blick öffnet auf einen recht grossen Raum, in dem kleine Tischchen und Stühle stehen. Vorne ist eine Bühne für die Jazzvirtuosen. Geht man nach rechts, wird eine grosse Bar sichtbar.

Mein Lieblingsplatz ist an dieser Bar. Ich trinke dort gerne einen Gin Tonic. Nach einem kleinen Schwatz mit der Bardame mustere ich die übrigen Gäste. Es sind öfters Paare, ja ganze Gruppen, die in diesen Jazzclub kommen, der erst seit einigen Jahren besteht.

Die Musik tönt aus sechzehn Lautsprechern, die im ganzen Lokal verteilt sind. Ich liebe diese Art Jazz der Dreissiger, Vierziger und Fünfziger Jahre. An gewissen Abenden gibt es Live-Konzerte im Jazzkeller. Vergangene Grössen treten auf. Sie spielen wie die Götter, unterstützt von jungen Virtuosen. Die meisten Interpreten spielen gratis, ohne Gagen. Eine solche Jamsession ist wunderbar.

Der Besitzer dieses Jazzkellers ist selbst ein grosser Liebhaber dieser Musik. Das Lokal ist ein Hobby von ihm. Am Tag übt er einen anderen Beruf aus, dem ihm das Geld einbringt, um den Jazzkeller zu betreiben.

Manchmal ist der Jazzclub fast leer. Ich sitze allein an der Bar. Niemand scheint sich in diesen tollen Jazzkeller begeben zu wollen. Vielleicht ist das Wetter draussen zu schön. Oder es ist ein Wochentag, an dem niemand ausgeht. Dann stimmt mich dieses fast leere Lokal traurig. Es ist doch schade, dass ein so tolles Angebot in der Altstadt nicht besser genutzt wird.

Der Besitzer mit dem grossen Schnauz nimmt es gelassen. Er zuckt mit seinen Schultern, als ich ihm eine Bemerkung zu dieser Leere mache. „Weißt Du“, sagt er, „in dieser Stadt geht alles langsam. Neue Ideen brauchen Zeit. Vielleicht braucht es zehn, zwanzig Jahre, bis wir hier voll etabliert sind“.

Diese Gelassenheit imponiert mir. Wer hat heute noch zehn, zwanzig Jahre Zeit, um auf den Erfolg zu warten?

Jedenfalls hoffe ich, dass dieser Erfolg meinem Jazzclub gerade auf der anderen Strassenseite möglichst bald beschert werden wird. Es wäre ja schade, ein solches Lokal würde wieder schliessen. Darum mache ich gerne etwas Reklame dafür.

Wie finden Sie es? Gehen Sie zu Fuss die Gerechtigkeitsgasse hinunter, auf der rechten Seite, bis Sie zu einer Weinbar kommen mit dem schönen Namen Arlequin. Gerade rechts unter dieser Bar befindet sich der Eingang zu meinem Jazzclub. Es kann auch sein, dass von unten, dem Keller, Jazzmusik herauftönt. Dann sind Sie gewiss richtig. Immer abends, ausser Sonntag und Montag.

Ich hoffe, meine Reklame bringt mir ein Gratisbier im Jazzclub ein. Aber es geht auch ohne. Ich empfehle gerne etwas Schönes und Gutes, ohne dass ich daraus einen Vorteil zu ziehen brauche.

22 MISS BEA – ZU ZWEI MALEN

Diesen Frühling wurde ich an die Eröffnung der Berner Frühlingsmesse, der BEA, eingeladen. Das war eine Ehre für mich. Die ganze Bärenstädter Prominenz trifft sich am ersten Tag dieser grossen Publikumsmesse.

Nach der offiziellen Eröffnung in einer Kongresshalle, der von einem Reigen von Reden begleitet war, ging es in ein grosses Zelt, wo für die geladenen Gäste das Mittagessen serviert wurde. Nach Abgabe eines Kartons durfte man diese Halle betreten, wo Köstlichkeiten aus allen Landesteilen der Schweiz und des Auslands darauf warteten, gegessen zu werden. Dazu wurden gute Schweizer und italienische Weine serviert.

Am Eingang standen fünfzehn junge Damen Spalier – alles Kandidatinnen für den Titel der Miss Bern. Sie sahen bildhübsch aus. Eine war schöner als die Andere. Ich konnte mich nicht entschliessen, welche die Schönste unter ihnen war. Das würde ja dann später eine Jury bestimmen.

In meiner Wahrnehmung waren diese Schönen eigentlich nicht Kandidatinnen für den Titel der Miss Bern. Nein, für mich persönlich waren sie Anwärterinnen auf den Titel der Miss BEA – auch wenn es streng genommen diese Auszeichnung gar nicht gibt. Aber was soll's. *Perception is everything*, wie man auf Englisch sagt. Nicht die Tatsachen per se, sondern ihre Wahrnehmung.

Ich bediente mich nacheinander bei verschiedenen *Food stands*. Auch kostete ich gerne von verschiedenen Weinen. Das Resultat war, dass ich nach zwei Stunden Mittagessen nicht nur gesättigt war, sondern auch etwas schläfrig. Der Wein hatte seine Wirkung getan.

Ich sah mich nun in anderen Teilen dieser Messe um. Ich bewunderte die Pferde und Dromedare, welche auf einer grossen eingezäunten Wiese zu sehen waren. Dann kam ich in eine Landwirtschaftshalle mit lauter Kühen. Das waren wirklich Prachtexemplare, die hier standen. Über jeder Kuh war auf einer Tafel ihr Name, ihr Alter und ihre Milchleistung verzeichnet. Ein junger Bauer mit Frau und drei muntern Kindern erklärte mir die fünf Merkmale, nach denen diese Kühe von einer Jury bewertet werden würden, um dann an einem der zehn Ausstellungstage die *Miss BEA*, also die schönste Kuh des ganzen Kantons Bern, zu erküren. Ich hörte mir diese Erklärungen gerne an und bedankte mich vielmals dafür. Dann zog die Familie weiter.

Ich blieb noch einen Moment bei den prachtvollen Kühen stehen. Die jungen Misses am Eingang der Festhalle für die geladenen Gäste zur BEA-Eröffnung kamen mir wieder in den Sinn. Wir hatten es also hier mit zwei Arten von Miss BEA bzw. Bern zu tun; einmal waren es schöne Mädchen, einmal prachtvolle Kühe. Natürlich waren sie nicht miteinander zu vergleichen. Aber eines hatten sie doch gemein: Sie strebten beide nach der Krone, die Schönste im ganzen Land zu sein, und beide Gruppen von Kandidatinnen waren an diesem Tag an dieser Ausstellung anwesend, um ihre Vorzüge zur Schau zu stellen. Es war ja nur zu hoffen, dass in beiden Fällen die wirklich Schönste den Titel gewinnen werde.

(leere Seite)

(Ende von Band 3)